Uhland's Gedichte.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium gegen
Nachdruck und den Verkauf des Nachdrucks.

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Neunte Auflage.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig

55-6097
D
5.5.55
NK
Dt. Lit. / 19. Jh.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Vorwort

zu der ersten Auflage 1815.

Lieder sind wir, unser Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor Euch Versammelten
Ein empfehlend Vorwort stammelten!
Sprach doch auf den griech'schen Bühnen
Einst sogar der Frösche Chor.

Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend ſagen,
Die von Leben überſchwillt!
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbſtes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Und, bei Seite mit dem Prahlen!
Andre ſtehn genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsſtralen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bei alten Ritterfeſten
Mit dem Tode zog Hanswurſt,
Alſo folgen ſcherzhaft ſpitzige
Und, will's Gott, erträglich witzige.
Aechtes Leid ſpaßt oft zum beſten,
Kennt nicht eiteln Thränendurſt.

Lieder ſind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's ſingen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag.
Doch vielleicht, wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt in einzelnen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerſtreuten
Unſres Dichters ganz Gemüth.

Bleibt euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die ſo drückend und ſo peinlich
Alles Leben eingeſchneit!
Fehlt das äußre freie Weſen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutſchlands friſch aufloderte,
Wird zugleich das Lied geneſen,
Kräftig ſteigen an das Licht.

Seyen denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderſchaar,
Deren Bau und Wuchs geſünder,
Höher ſey, als unſrer war!
Dies iſt, was wir nicht geloben,
Nein! vom Himmel nur erflehn.
Und ihr ſelbſt ja ſeyd Vernünftige,
Die im Jetzt erſchaun das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einſt wird beſtehn.

Inhalt.

Seite

Vorwort zu der erſten Auflage 1815 . . . V

Lieder.

Des Dichters Abendgang 3
An den Tod 4
Harfnerlied am Hochzeitmahle 6
Der König auf dem Thurme 8
Maitlage 9
Lied eines Armen 11
Geſang der Jünglinge 13
Lied des Gärtners 15
Die Kapelle 16
Die ſanften Tage 17
Im Herbſte 19
Wunder 20
Mein Geſang 21
Mönch und Schäfer 23
Schäfers Sonntagslied 24
Geſang der Nonnen 25
Des Knaben Berglied 27
Brautgeſang 29
Entſchluß 30
Lauf der Welt 32
Waldlied 33
Seliger Tod 33
Untreue 34
Die Abgeſchiedenen 35
Die Zufriedenen 36
Hohe Liebe 37

Seite

Nähe 58
Vorabend 59
Der Sommerfaden 59
Nachts 40
Schlimme Nachbarschaft 40
Bauernregel 41
Hans und Grete 42
Der Schmied 43
Jägerlied 44
Des Hirten Winterlied 45
Lied des Gefangenen 47
Der Kirchhof im Frühling 48
Frühlingslieder . . . . . 49 — 52

1. Frühlingsahnung. — 2. Frühlingsglaube. — 3. Frühlingsruhe. — 4. Frühlingsfeier. — 5. Lob des Frühlings. — 6. Frühlingstrost. — 7. Künftiger Frühling. — 8. Frühlingslied des Recensenten.

Der Ungenannten 53
Freie Kunst 54
Bitte 56
Auf eine Tänzerin 57
Auf einen verhungerten Dichter 58
Das Thal 60
Ruhethal 61
Abendwolken 61
Mailied 62
Klage 62
Rechtfertigung 63
An einem heitern Morgen 64
Gruß der Seelen 65
Auf der Ueberfahrt 66
Die Lerchen 68
Dichtersegen 69
Maienthau 70
Wein und Brod 72
Sonnenwende 73

	Seite
Der Mohn	
Die Malve	74
Reiſen	76
Wanderlieder	77
1. Lebewohl. — 2. Scheiden und Meiden. — 3. In der Ferne. — 4. Morgenlied. — 5. Nachtreiſe. — 6. Winterreiſe. — 7. Abreiſe. — 8. Einkehr. — 9. Heimkehr.	79—84
Zimmerſpruch	
Verſpätetes Hochzeitlied	85
Theelied	86
Metzelſuppenlied	87
Trinklied	89
Trinklied	91
Lied eines deutſchen Sängers	92
Auf das Kind eines Dichters	95
Vorwärts	96
Die Siegesbotſchaft	97
An das Vaterland	99
Die deutſche Sprachgeſellſchaft. 1817.	100
Ernſt der Zeit	101
Das neue Märchen	103
Ausſicht	104
An die Mütter	105
An die Mädchen	106
Die neue Muſe	107
	108

Vaterländiſche Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1815	
2. Das alte, gute Recht	111
3. Würtemberg	114
4. Geſpräch	116
5. An die Volksvertreter	118
6. Am 18. Oktober 1816	120
7. Schwindelhaber	121
8. Hausrecht	124
9. Das Herz für unſer Volk	125
	126

Seite

10. Neujahrswunſch. 1817. 128
11. Den Landſtänden zum Chriſtophstag 1817. . 129
12. Gebet eines Würtembergers 131
13. Nachruf, im Juni 1817 132
14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben 134
15. Wanderung 137

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling 145
Achill 145
Narziß und Echo 144
Die Götter des Alterthums 144
Tells Platte 145
Die Ruinen 145
Begräbniß 146
Mutter und Kind 146
Märznacht 146
Im Mai 146
Tauſch 147
Amors Pfeil 147
Traumdeutung 147
Die Roſen 147
Antwort 148
Die Schlummerrude 148
An Sie 149
Greiſenworte 150
Auf den Tod eines Landgeiſtlichen 151
Nachruf 152
Auf einen Grabſtein 155
In ein Stammbuch 156
Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinſcheiden . . 157
Schickſal 158

Sonette. Oktaven. Glossen.

Vermächtniß 161
An Petrarka 162

Seite

In Varnhagens Stammbuch 165
An Kerner 164
Auf Karl Gangloff's Tod 165
An den Unsichtbaren 168
Todesgefühl 169
Erstorbene Liebe 170
Geisterleben 171
Ueber Frühling 172
Die theure Stelle 173
Die zwo Jungfraun 174
Der Wald 175
Der Blumenstrauß 176
Entschuldigung 177
Vorschlag 178
Die Bekehrung zum Sonett 179
Schlußsonett 180
An die Bundschmecker. 1816. 181
An K. M. 182
Ein Abend 183
Rückleben 184
Gesang und Krieg 185
Katharina 188
Glossen . . . . . 191—196

1. Der Recensent. — 2. Der Romantiker und der Recensent. — 3. Die Nachtschwärmer.

Dramatische Dichtungen.

Schildeis. Fragment 199
Das Ständchen 206
Normännischer Brauch 212
Konradin. Fragment 221

Balladen und Romanzen.

Entsagung 235
Die Nonne 237
Der Kranz 238
Der Schäfer 240

Seite

Die Vätergruft 242
Die ſterbenden Helden 243
Der blinde König 245
Der Sänger 248
Gretchens Freude 249
Das Schloß am Meere 251
Vom treuen Walther 253
Der Pilger 255
Abſchied 257
Des Knaben Tod 259
Der Traum 260
Drei Fräulein 261
Der ſchwarze Ritter 265
Der Roſengarten 268
Die Lieder der Vorzeit 271
Die drei Lieder 273
Der junge König und die Schäferin 274
Des Goldſchmieds Töchterlein 283
Der Wirthin Töchterlein 286
Die Mähderin 287
Sterbeklänge . . . . . 290—291
1. Das Ständchen. — 2. Die Orgel. — 3. Die Droſſel.
Die Harfe 292
Der Leitſtern 293
Des Sängers Wiederkehr 295
Das Schifflein 296
Sängers Vorüberziehn 297
Traum 298
Der gute Kamerad 300
Der Roſenkranz 301
Das traurige Turnei 305
Jungfrau Sieglinde 307
Der Sieger 309
Der nächtliche Ritter 310
Der kaſtiliſche Ritter 311

Seite

Sankt Georgs Ritter 314
Romanze vom kleinen Däumling 318
Romanze vom Recenſenten 320
Ritter Paris 322
Der Räuber 324
Sängerliebe . . . . . 325—358

1. Rudello. — 2. Durand. — 3. Der Kaſtellan von Couci. — 4. Don Maſſias. — 5. Dante.

Liebesklagen . . . . . 339—342

1. Der Student. — 2. Der Jäger.

Bertran de Born 345
Der Waller 346
Die Bibaſſoabrücke 350
Unſtern 353
Der Ring 355
Die drei Schlöſſer 357
Graf Eberhards Weißdorn 360
Die Ulme zu Hirſau 362
Münſterſage 364
Das Reh 366
Der weiße Hirſch 367
Die Jagd von Wincheſter 368
Harald 370
Die Elfen 375
Merlin der Wilde. An Karl Mayer 376
Die Bildſäule des Bacchus 381
Von den ſieben Zechbrüdern 385
Die Geiſterkelter 387
Junker Rechberger 390
Der Graf von Greiers 394
Graf Eberſtein 396
Schwäbiſche Kunde 398
Die Rache 400
Das Schwert 401
Siegfrieds Schwert 402

Seite

Klein Roland 404
Roland Schildträger 410
König Karls Meerfahrt 415
Taillefer 421
Das Nothhemd 424
Das Glück von Ebenhall 427
Graf Eberhard der Rauſchebart . 430—444

1. Der Ueberfall im Wildbad. — 2. Die drei Könige zu Helmſen. — 3. Die Schlacht bei Reutlingen. — 4. Die Döffinger Schlacht.

Der Schenk von Limburg 445
Das Siegenthal 450
Ver sacrum 455
Der Königsſohn 458
Des Sängers Fluch 465
Die verſunkene Krone 469
Tells Tod 470
Die Glockenhöhle 475
Die verlorene Kirche 476
Das verſunkene Kloſter 479
Märchen 481

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter 493
Graf Richard ohne Furcht 495
Legende 502
Roland und Alda 505

Fortunat und ſeine Söhne. Fragment.

Erſtes Buch 515
Zweites Buch 539

Lieder.

Des Dichters Abendgang.

Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen:
Dann ist's vollbracht, du kehrest um,
Beseligt von dem Wundervollen.
In stiller Rührung wirst du gehn,
Du trägst in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort gesehn,
Umglänzt dich mild auf finstern Wegen.

An den Tod.

Der du still im Abendlichte
Wandelst durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelst, die dir Gott geſät:
Schon', o Tod, was, ſanft entzücket,
An des Lebens Bruſt ſich ſchmiegt,
Sich zum ſüßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme ſteugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus todten Wäldern ſteigt!
Löſche nicht den Geiſt des Weiſen,
Deſſen heil'gen Sonnenglanz,
Schön verwebt in ſich'rem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreiſen.

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht;
Sprich die Namen ſeiner Lieben,
Führ' ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ew'gen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heißes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungeſtilltem Triebe
Offne Arme ausgeſtreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeſchauet liebewarm,
Faſſ' ihn freundlich Arm in Arm,
Trag' ihn in die blaue Ferne!

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeathmend ihn umſchließt,
Was ihn geiſtig einſt umwallet
Und mit leiſem Gruß gegrüßt;
Wo es in der Seele maiet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeiſterung,
Ewigen Geſangs ſich freuet.

Harfnerlied am Hochzeitmahle.

Feſtlich iſt der Freude Schall
Durch dies hohe Haus geſchwebet,
Und ein dumpfer Widerhall
Aus der Gruft emporgebebet.
In der ſchönen Jubelnacht
Habt der Väter ihr gedacht,
Manche hohe That beſungen
Aus der Vorzeit Dämmerungen.

Oft war dieſes Saales Raum
Schimmervoll bei frohen Feſten,
Wie mit jedem Lenz der Baum
Prangt in friſchen Blüthenäſten.
Ach! die hier in Fröhlichkeit
Treuer Liebe Bund geweiht,
Drunten in der Schlummerhalle
Ruhen ſie beiſammen alle.

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Menſch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Stehn der Vorwelt lange Reihn,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad,
Noch den Fittig ſanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entſchwindet mit dem Leben.

Auch das Kind, das lächelnd ſich
In der Mutter Arm geſchmieget,
Und der Greis, der wonniglich
Enkel auf dem Schooß gewieget,
Und die Braut, mit Jugendluſt
Hängend an des Treuen Bruſt:
Alle lebten ſchönes Leben,
Alle ſoll das Lied erheben!

Der König auf dem Thurme.

Da liegen ſie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich geſorgt und geſtrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht iſt gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja ſchau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuſelt ihr ſehnlich mein Ohr!

Mein Haar iſt ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht geſprochen und Recht geübt,
Wann darf ich raſten einmal?

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,
Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

Maiklage.

Leuchtet ſchon die Frühlingsſonne
Ueber See und Aue hin?
Hat zur Stätte ſtiller Wonne
Sich gewölbt der Zweige Grün?
Ach! die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienſtral,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja! es waren ſchöne Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den ſüßen Bräuten
Walleten zum Opferhain;
Als die Jungfrau, Krüge tragend,
Oft zum kühlen Brunnen trat,
Und der Wandrer, ſehnlich fragend,
Sie um Trunk und Liebe bat.

Ach! das Toben roher Stürme
Riß den goldnen Frühling fort.
Schlöſſer ſtiegen auf und Thürme,
Traurig ſaß die Jungfrau dort;
Lauſchte nächtlichem Geſange,
Sah hinab in's Schlachtgewühl,
Sah es, wie im Waffendrange
Ihr getreuer Streiter fiel.

Und ein Alter, dumpf und trübe,
Lagerte ſich auf die Welt,
Das die ſchöne Jugendliebe
Wie ein Traum befangen hält.
Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken, voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz.

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab!
Flieder wallen in die Lüfte,
Roſen blühn um euer Grab.

Lied eines Armen.

Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſeyn.

In meiner lieben Aeltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Theil,
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh' ich blühn,
Ich ſeh' die goldne Saat:
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm,
Und wünſche Jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott! du lieſſeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein ſüßer Troſt für alle Welt
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl.

Geſang der Jünglinge.

Heilig iſt die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düſtrer Einſamkeit
Dumpf die Tritte widerſchallen!
Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken,
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir in's Gefild hervor,
Das ſich ſtolz dem Himmel zeiget,
Der ſo feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling ſteiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieſer Blüthe brechen.
Heilig iſt die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsſeelen ſprechen!

Faſſet die Pokale nur!
Seht ihr nicht ſo purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß ſich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig iſt der Rebenſaft,
Iſt des Jugendſchwungs Geſpiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet ſich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter himmliſcher Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenſchein,
Unſre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig ſoll das Mädchen ſeyn,
Denn wir reifen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernſt in euch zu ſaugen;
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an ſchönen Augen!
Jugend, Frühling, Feſtpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig ſey'n ſie allzumal
Unſrem ernſteren Gemüthe!

Lied des Gärtners.

Laßt euch pflücken, laßt euch pflücken,
Lichte Blümlein, meine Luſt!
Denn ihr ſollet lieblich ſchmücken
Meiner ſchönſten Fürſtin Bruſt.

Glühet purpurn nach der Süßen,
Neugelt blau empor zu ihr!
Ach! ihr müßt es endlich büßen,
Sinken ohne Glanz und Zier.

Einſt auch glühten meine Wangen,
Meine Augen hin nach ihr:
Nun iſt alles Roth vergangen,
Aller blaue Schimmer mir.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zum Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Die ſanften Tage.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt;
Die Mädchen ſich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteh' ich auf dem Berge droben
Und ſeh' es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann ihrer mild beſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen;
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es iſt mir ſo, als dürft' ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

Im Herbſte.

Seyd gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald iſt die Blume aufgeſchlagen,
Bald hüllt ſie halb ſich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuſcht mich holder Schein?

Sie ſpricht ſo ganz mit Kinderſinne,
So fromm iſt ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich ſchau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder ſind's der ſüßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Mein Geſang.

Ob ich die Freude nie empfunden?
Ob ſtets mein Lied ſo traurig klang?
O nein! ich lebte frohe Stunden,
Da war mein Leben Luſtgeſang.
Die milde Gegenwart der Süßen
Verklärte mir das Blumenjahr.
Was Morgenträume mir verhießen,
Das machte ſtets der Abend wahr.

O könnten meiner Wonne zeugen
Des Himmels und der Bäche Blau,
Die Haine mit den Blüthenzweigen,
Der Garten und die lichte Au'!
Die haben Alles einſt geſehen
Und haben Alles einſt gehört.
Doch ach! ſie müſſen traurig ſtehen,
Auch ihre Zier iſt nun zerſtört.

Du aber zeuge, meine Traute!
Du Ferne mir, du Nahe doch!
Du denkſt der kindlich frohen Laute,
Du denkſt der ſel'gen Blicke noch.
Wir hatten uns ſo ganz empfunden,
Wir ſuchten nicht das enge Wort;
Uns floß der raſche Strom der Stunden
In freien Melodieen fort.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde,
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu ſingen die Vergangenheit?
Und als mich ſchmerzlich hinzuſehnen
In neue goldne Liebeszeit?

Mönch und Schäfer.

Mönch.

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag' es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz,
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer.

Du frageſt noch! o ſieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au' iſt blumenleer
Und jeder Baum iſt fahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Geſang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schweſtern, himmelan,
Und ſchwebt auf blühnder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinſte Sonne,
Da ſingen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'ſchen Glut:
Du biſt ein ewig Jugendblut
Und unſrer Buſen ſtäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir ſtille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du ſtiegeſt nieder, ew'ge Güte,
Du lagſt, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, ſüß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in ſich ſaugen,
Bis ſie die Glorie umglühte.

Du haſt mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgeſpannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, ſprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit offnen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Iſt dieſe Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich ſehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verſchweben,
Ein Glutſtral in die große Sonne.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all herab.
Die Sonne ſtralt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus,
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Entſchluß.

Sie kommt in dieſe ſtillen Gründe,
Ich wag' es heut' mit kühnem Muth.
Was ſoll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

Es grüßen Alle ſie ſo gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerſchönſten Sterne
Erheb' ich nie mein Angeſicht.

Die Blumen, die nach ihr ſich bengen,
Die Vögel mit dem Luſtgeſang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum iſt mir allein ſo bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe dich!

Ich will mich lagern unter'm Baume,
Da wandelt täglich ſie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie ſie mein ſüßes Leben ſey.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn;
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wieſenſteg.
Sie ſchaut aus ihrem Gartenhaus,
Es ſtehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie beſtellt,
Es iſt nur ſo der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es ſo geſchah,
Seit lange küſſ' ich ſie.
Ich bitte nicht, ſie ſagt nicht: ja!
Doch ſagt ſie: nein! auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Roſe ſpielt,
Es fragt nicht: haſt mich lieb?
Das Röschen ſich am Thaue kühlt,
Es ſagt nicht lange: gieb!
Ich liebe ſie, ſie liebet mich,
Doch Keines ſagt: ich liebe dich!

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Seliger Tod.

Geſtorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küſſen;
Den Himmel ſah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir iſt die Herrſchaft längſt gegeben
In meinem Liede, meinem Leben;
Nur dieſe Nacht, o welch ein Traum!
O laß das ſchwere Herz mich löſen!
Es ſaß ein fremd verſchleiert Weſen
Dort unter unſrer Liebe Baum.

Wie hält ſie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit ſüßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da ſeh' ich — deine lieben Augen,
Ach! deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeſchiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reihn;
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert Alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

Verrauſcht iſt all das rohe Toſen,
Das deine Worte mir verſchlang;
Dein leiſes, liebevolles Koſen
Iſt nun mein ei[illegible]z'ger, ſüßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich,
Nur dieſer Lampe Schimmer füllet
Noch unſrer Liebe kleines Reich.

Die Zufriedenen.

Ich ſaß bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir ſaßen Hand in Hand.
Kein Blättchen rauſcht' im Winde,
Die Sonne ſchien gelinde
Herab auf's ſtille Land.

Wir ſaßen ganz verſchwiegen,
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich ſchlug.
Was ſollten wir auch ſagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Es mocht' uns nichts mehr fehlen,
Kein Sehnen konnt' uns quälen,
Nichts Liebes war uns fern.
Aus liebem Aug' ein Grüßen,
Vom lieben Mund ein Küſſen
Gab Eins dem Andern gern.

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur iſt auf mich geſunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miſſ' ich gerne
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat ſich der Himmel aufgethan.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilst du heut?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch dieſe Einſamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete ſtehn!
Und mit den Blumendüften
Die Weſte mich umwehn!

Ich fühle dich mir nahe,
Die Einſamkeit belebt;
Wie über ſeinen Welten
Der Unſichtbare ſchwebt.

Vorabend.

Was ſtreift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?

Ja, morgen iſt das Maienfeſt!
O morgen, welche Luſt!
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt.

Der Sommerfaden.

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Geſpinnſt der Feen,
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.
Ich nehm' ihn für ein günſtig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht.
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duft gewebt, von Luft zerhaucht!

Nachts.

Dem ſtillen Hauſe blick' ich zu,
Gelehnt an einem Baum;
Dort liegt ſie wohl in ſchöner Ruh'
Und glüht in ſüßem Traum.

Zum Himmel blick' ich dann empor,
Er hängt mit Wolken dicht.
Ach! hinter ſchwarzem Wolkenflor,
Da glänzt des Vollmonds Licht.

Schlimme Nachbarſchaft.

Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer,
Doch will die Arbeit nicht vom Ort,
Geöffnet ſind die Bücher immer,
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenſpielen
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,
Und jetzt muß ich hinüberſchielen
Nach meiner hübſchen Nachbarin.

Bauernregel.

Im Sommer ſuch' ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da ſind die Tage lang genug,
Da ſind die Nächte mild.

Im Winter muß der ſüße Bund
Schon feſt geſchloſſen ſeyn,
So darfſt nicht lange ſtehn im Schnee
Bei kaltem Mondenſchein.

Hans und Grete.

Sie.

Guckſt du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findeſt?
Nimm die Aeuglein nur in Acht!
Daß du nicht erblindeſt.

Er.

Guckteſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen;
Nimm dein Hälschen doch in Acht!
Wirſt es noch verdrehen.

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gaſſen und Platz.

Am ſchwarzen Kamin,
Da ſitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann ſauſen,
Die Flammen aufbrauſen
Und lodern um ihn.

Jägerlied.

Kein' beßre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O ſäß' mein Lieb' im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O ſpräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Des Hirten Winterlied.

O Winter, ſchlimmer Winter!
Wie iſt die Welt ſo klein!
Du drängſt uns all' in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebſten Haus,
Kaum ſieht ſie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenſter heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände
Und geh' hinauf in's Haus:
Sie ſitzt zwiſchen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, ſchöner Sommer!
Wie wird die Welt ſo weit!
Je höher man ſteigt auf die Berge,
Je weiter ſie ſich verbreit't.

Und ſteheſt du auf dem Felſen,
Traut Liebchen! ich rufe dir zu.
Die Halle ſagen es weiter,
Doch Niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir ſehn in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.

Lied des Gefangenen.

Wie lieblicher Klang!
O Lerche, dein Sang,
Er hebt ſich, er ſchwingt ſich in Wonne.
Du nimmſt mich von hier,
Ich ſinge mit dir,
Wir ſteigen durch Wolken zur Sonne.

O Lerche! du neigſt
Dich nieder, du ſchweigſt,
Du ſinkſt in die blühenden Auen.
Ich ſchweige zumal
Und ſinke zuthal,
Ach! tief in Moder und Grauen.

Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Roſenhecken!

Schließe feſt den ſchwarzen Grund!
Denn ſein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebſten abverlange.

Will mich ſelbſt die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, ſie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in friſcher Luft
Hätt' ich Manches noch zu ſchaffen.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſeyn,
Lieg' ich in's tiefſte Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruhn und beten!

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

6. Frühlingstroſt.

Was zagſt du, Herz, in ſolchen Tagen,
Wo ſelbſt die Dorne Roſen tragen?

7. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getroſt! er fehlt dir nicht;
Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahneſt ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

8. Frühlingslied des Recenſenten.

Frühling iſt's, ich laſſ' es gelten,
Und mich freut's, ich muß geſtehen,
Daß man kann ſpazieren gehen,
Ohne juſt ſich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche ſingt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht ſo übel ſcheint die Sonne.

Daß es Keinen überraſche,
Mich im grünen Feld zu ſehen!
Nicht verſchmäh' ich auszugehen,
Kleiſtens Frühling in der Taſche.

Der Ungenannten.

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir ſtehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit dir herniederſehn;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsſchein,
Und ſprechen: wär's mein eigen,
So wär' es mein und dein.

In meiner Seele Tiefen,
O ſähſt du da hinab,
Wo alle Lieder ſchliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdeſt du erkennen,
Wenn Aechtes ich erſtrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch iſt's von dir belebt.

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens-Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr ſo geiſtlich ſingt,
Führt dieſen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will Einer merken laſſen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfaſſen
Die arge, böſe Welt.

Auf eine Tänzerin.

Wenn du den leichten Reigen führeſt,
Wenn du den Boden kaum berühreſt,
Hinſchwebend in der Jugend Glanz:
In jedem Aug' iſt dann zu leſen,
Du ſeyeſt nicht ein irdiſch Weſen,
Du ſeyeſt Aether, Seele ganz.

Mir aber grauet: wenn nach oben
Du plötzlich würdeſt nun enthoben,
Wie wäreſt, Seele, du bereit? —
Wohlan! der ſich auf Blumen ſchaukelt,
Der Schmetterling, der ewig gaukelt,
Iſt Sinnbild der Unſterblichkeit.

Auf einen verhungerten Dichter.

So war es dir beſcheret,
Du lebteſt kummervoll,
Du haſt dich aufgezehret,
Recht wie ein Dichter ſoll.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund;
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Andrem nicht, den Mund.

Die Mutter ſtarb dir frühe,
Man ſah an dem Verluſt,
Daß dir kein Heil erblühe
Von einer ird'ſchen Bruſt.

Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge letzen,
Für Andre der Genuß!

Der Frühling war dein Leben,
Die Blüthe war dein Traum,
Ein Andrer preßt die Reben,
Ein Andrer leert den Baum.

Du haſt an manchem Tage
Den Waſſerkrug geſtürzt,
Indeß man Feſtgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Du warſt ſchon hier verkläret
Und wenig mehr als Geiſt,
Nun biſt du heim gekehret,
Wo man Ambroſia ſpeist.

Zu Grab getragen werde,
Was einem Leichnam gleicht!
Du drückeſt nicht die Erde,
Sey dir die Erde leicht!

Das Thal.

Wie willſt du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühſten Jugendjahren
Erſchienſt du ſo mir manchesmal.
Die Sonne ſchon hinabgegangen,
Doch auf den Bächen klarer Schein!
Kein Lüftchen ſpielt mir um die Wangen,
Doch ſanftes Rauſchen in dem Hain!

Es duften wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Luſt;
Ja ſelbſt die alten Liedertriebe
Beleben dieſe kalte Bruſt.
Natur! wohl braucht es ſolcher Stunden,
So innig und ſo liebevoll,
Wenn dieſes arme Herz geſunden,
Das welkende geneſen ſoll!

Bedrängt mich einſt die Welt noch bänger,
So ſuch' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit ſolcher Milde noch einmal!
Und ſink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leiſe deinen Grund,
Und nimm mich auf, und ſchließ ihn wieder,
Und grüne fröhlich und geſund!

Ruhethal.

Wann im letzten Abendſtral
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

Abendwolken.

Wolken ſeh' ich abendwärts
Ganz in reinſte Glut getaucht,
Wolken ganz in Licht zerhaucht,
Die ſo ſchwül gedunkelt hatten.
Ja! mir ſagt mein ahnend Herz:
Einſt noch werden, ob auch ſpät,
Wann die Sonne niedergeht,
Mir verklärt der Seele Schatten.

Mailied.

Wenig hab' ich noch empfunden
Von der werthen Frühlingszeit;
All die Luſt und Lieblichkeit
Hat zu mir nicht Bahn gefunden.
Ach! was ſollt' ein Herz dabei,
Das ſich ſo zerriſſen fühlet!
Jetzt empfind' ich erſt den Mai,
Seit der Sturm in Blüthen wühlet.

Klage.

Lebendig ſeyn begraben,
Es iſt ein ſchlimmer Stern!
Doch kann man Unglück haben,
Was jenem nicht zu fern:
Wenn man, bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern ſoll.

Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem ſchönen Traum.
Mit Ungeſtüm und Thränen
Stürmt ſie den Sterneraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunſch zuſammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz ſich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menſchliche begehrt,
Und doch, mit allem Streben,
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

An einem heitern Morgen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannſt du ſtillen meine Klagen?
Wer nur am Regen krank geweſen,
Der mag durch Sonnenſchein geneſen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch ſtillſt du meine bittern Klagen!
Du glänzeſt Ahnung mir zum Herzen:
Wie himmliſch Freude labt nach Schmerzen.

Gruß der Seelen.

Löſen ſich die ird'ſchen Bande?
Wird auch mir die Schwinge frei?
Daß ich in dem Heimathlande,
Freundin, dir vereinigt ſey?
Ja! dein ſeliges Entſchweben
Zog mir längſt den Blick empor.
Jetzt im Lichte, jetzt im Leben
Find' ich, die ich nie verlor. —

„Was vernehm' ich, lockſt du nieder,
Oder ſteigſt du auf zu mir?
Lacht mir Erdenfrühling wieder,
Oder blüht ein ſchön'rer hier?
Ja, in dieſer lichten Höhe
Haſt du Eine mir gefehlt.
Komm! ich fühle deine Nähe,
Die den Himmel mir beſeelt."

Auf der Ueberfahrt.

Ueber dieſen Strom, vor Jahren,
Bin ich einmal ſchon gefahren.
Hier die Burg im Abendſchimmer,
Drüben rauſcht das Wehr, wie immer.

Und von dieſem Kahn umſchloſſen
Waren mit mir zween Genoſſen:
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte ſtill hienieden,
Und ſo iſt er auch geſchieden,
Dieſer, brauſend vor uns allen,
Iſt im Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich ſters Genoſſen miſſen,
Theure, die der Tod entriſſen.

Doch was alle Freundſchaft bindet,
Iſt, wenn Geiſt zu Geiſt ſich findet,
Geiſtig waren jene Stunden,
Geiſtern bin ich noch verbunden. —

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete,
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geiſtige Naturen.

Die Lerchen.

Welch ein Schwirren, welch ein Flug?
Sey willkommen, Lerchenzug!
Jene ſtreift der Wieſe Saum,
Dieſe rauſchet durch den Baum.

Manche ſchwingt ſich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn,
Eine, voll von Liedesluſt,
Flattert hier, in meiner Bruſt.

Dichterſegen.

Als ich ging die Flur entlang,
Lauſchend auf der Lerchen Sang,
Ward ich einen Mann gewahr,
Arbeitſam mit greiſem Haar.

„Segen — rief ich — dieſem Feld,
Das ſo treuer Fleiß beſtellt!
Segen dieſer welken Hand,
Die noch Saaten wirft in's Land!“

Doch mir ſprach ſein ernſt Geſicht:
„Dichterſegen frommt hier nicht;
Laſtend, wie des Himmels Zorn,
Treibt er Blumen mir, für Korn.“

„Freund! mein ſchlichtes Liederſpiel
Weckt der Blumen nicht zuviel,
Nur ſoviel die Aehren ſchmückt
Und dein kleiner Enkel pflückt.“

Maienthau.

Auf den Wald und auf die Wieſe,
Mit dem erſten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradieſe,
Leiſer, friſcher Maienthau;
Was den Mai zum Heiligthume
Jeder ſüßen Wonne ſchafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Würz' und Duft iſt ſeine Kraft.

Wenn den Thau die Muſchel trinket,
Wird in ihr ein Perlenſtrauß;
Wenn er in den Eichſtamm ſinket,
Werden Honigbienen draus;
Wenn der Vogel auf dem Reiſe
Kaum damit den Schnabel netzt,
Lernet er die helle Weiſe,
Die den ernſten Wald ergetzt.

Mit dem Thau der Maienglocken
Waſcht die Jungfrau ihr Geſicht,
Badet ſie die goldnen Locken,
Und ſie glänzt von Himmelslicht;
Selbſt ein Auge, roth geweinet,
Labt ſich mit den Tropfen gern,
Bis ihm freundlich niederſcheinet,
Thaugetränkt, der Morgenſtern.

Sink denn auch auf mich hernieder,
Balſam du für jeden Schmerz!
Netz auch mir die Augenlieder,
Tränke mir mein dürſtend Herz!
Gieb mir Jugend, Sangeswonne,
Himmliſcher Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne,
Leiſer, friſcher Maienthau!

Wein und Brod.

Solche Düfte ſind mein Leben,
Die verſcheuchen all mein Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben,
Blüht im Thale das Getreid.

Donnern werden bald die Tennen,
Bald die Mühlen rauſchend gehn,
Und wenn die ſich müde rennen,
Werden ſich die Keltern drehn.

Gute Wirthin vieler Zecher!
So gefällt mir's, flink und friſch;
Kommſt du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brod ſchon auf dem Tiſch.

Sonnenwende.

Nun die Sonne ſoll vollenden
Ihre längſte, ſchönſte Bahn,
Wie ſie zögert, ſich zu wenden
Nach dem ſtillen Ocean!
Ihrer Göttin Jugendneige
Fühlt die ahnende Natur,
Und mir dünkt, bedeutſam ſchweige
Rings die abendliche Flur.

Nur die Wachtel, die ſonſt immer
Frühe ſchmälend weckt den Tag,
Schlägt dem überwachten Schimmer
Jetzt noch ihren Weckeſchlag;
Und die Lerche ſteigt im Singen
Hochauf aus dem duft'gen Thal,
Einen Blick noch zu erſchwingen
In den ſchon verſunknen Stral.

Der Mohn.

Wie dort, gewiegt von Weſten,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am beſten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als ſpiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich ſagen,
Daß, der im Mohne ſchlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, ſchwer und tief;
Dem Wachen ſelbſt geblieben
Sey irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem ſchönen Thal.
Sie dufteten ſo milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem iſt mir beſtändig,
Als wär' es ſo nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich ſehe,
Sie ſind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Um's Haupt mir immerdar!

Die Malve.

Wieder hab' ich dich geſehen,
Blaſſe Malve! blühſt du ſchon?
Ja! mich traf ein ſchaurig Wehen,
All mein Frühling welkt davon.
Biſt du doch des Herbſtes Roſe,
Der geſunknen Sonne Kind,
Biſt die ſtarre, düftelose,
Deren Blüthen keine ſind.

Gerne wollt' ich dich begrüßen,
Blühteſt du nicht roſenfarb,
Lögſt du nicht das Roth der Süßen,
Die noch eben glüht' und ſtarb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfſt des Scheines nicht;
Haſt ja ſchöne, dunkle Trauer,
Haſt ja weißes, ſanftes Licht.

Reiſen.

Reiſen ſoll ich, Freunde! reiſen,
Lüften ſoll ich mir die Bruſt?
Aus des Tagwerks engen Gleiſen
Lockt ihr mich zu Wanderluſt?
Und doch hab' ich tiefer eben
In die Heimath mich verſenkt,
Fühle mich, ihr hingegeben,
Freier, reicher, als ihr denkt.

Nie erſchöpf' ich dieſe Wege,
Nie ergründ' ich dieſes Thal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedesmal;
Oefters, wenn ich ſelbſt mir ſage,
Wie der Pfad doch einſam ſey,
Streifen hier am lichten Tage
Theure Schatten mir vorbei.

Wann die Sonne fährt von hinnen,
Kennt mein Herz noch keine Ruh,
Eilt mit ihr von Bergeszinnen
Fabelhaften Inſeln zu;
Tauchen dann hervor die Sterne,
Drängt es mächtig mich hinan,
Und in immer tiefre Ferne
Zieh' ich helle Götterbahn.

Alt' und neue Jugendträume,
Zukunft und Vergangenheit,
Uferloſe Himmelsräume,
Sind mir ſtündlich hier bereit.
Darum, Freunde! will ich reiſen,
Weiſet Straße mir und Ziel!
In der Heimath ſtillen Kreiſen
Schwärmt das Herz doch allzuviel.

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich ſo gerne.
Wie ſinget ihr ſo zum Herzen mir!
Von unſrer Liebe was wiſſet ihr
In dieſer weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hieher geſandt?
Seyd ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt in's Feld gemacht,
Und habe ſchon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

5. Nachtreiſe.

Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüfte Koſen.

Ich reit' am finſtern Garten hin,
Die dürren Bäume ſauſen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Roſenzeit,
Wann Alles ſich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloſchen iſt der Sonne Stral,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeſchlagen.

6. Winterreiſe.

Bei dieſem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Waſſer ſtille ſtehen,
Ich aber ſchweif' umher.

Die Sonne ſcheint ſo trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloſchen iſt die Liebe,
Die Luſt kann nicht beſtehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straſſen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

8. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſey er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſeyn!

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unſeligs komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Verſpätetes Hochzeitlied.

Die Muſe fehlt nicht ſelten,
Wenn man ſie eben will;
Sie ſchweift in fernen Welten
Und nirgends hält ſie ſtill.
Die Schwärmerin verträumet
Gar oft den Glockenſchlag,
Was ſag' ich? ſie verſäumet
Selbſt einen Hochzeittag.

So auch zu eurem Feſte
Erſcheinet ſie zu ſpät,
Und bittet nun auf's Beſte,
Daß ihr ſie nicht verſchmäht.
Des ſchönſten Glückes Schimmer
Erglänzt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied ſingen kann.

Theelied.

Ihr Saiten, tönet ſanft und leiſe,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärtſten Preiſe,
Des Zärtſten, was die Erde hegt.

In Indiens mythiſchem Gebiete,
Wo Frühling ewig ſich erneut,
O Thee, du ſelber eine Mythe,
Verlebſt du deine Blüthezeit.

Nur zarte Bienenlippen ſchlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes ſeyn.

Wann Liebende zum ſtillen Feſte
In deine duft'gen Schatten fliehn,
Dann rühreſt leiſe du die Aeſte
Und ſtreueſt Blüthen auf ſie hin.

So wächſeſt du am Heimathſtrande,
Vom reinſten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in dieſem fernen Lande
Iſt uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;
Man ſieht ſie mit dem Kruge walten,
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenſchaft.

Ich ſelbſt, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch was der Frauen Mund betheuert,
Iſt mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget ſanft verklingen,
Ihr meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig ſingen
Das Zärtſte, was die Erde hegt.

Metzelſuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch ekler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So ſäumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würſte zu verſpeiſen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreiſen!
Es reimt ſich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt ſich köſtlich: Wurſt und Durſt,
Bei Würſten gilt's zu dürſten.

Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen.

Und wird von ſchönen Händen dann
Das ſchöne Fleiſch zerleget,
Das iſt, was einem deutſchen Mann
Gar ſüß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt ſtill,
Und denkt: nur daß, wer küſſen will,
Zuvor den Mund ſich wiſche!

Ihr Freunde, tadle Keiner mich,
Daß ich von Schweinen ſinge!
Es knüpfen Kraftgedanken ſich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Was iſt das für ein durſtig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.
Ich bin ein Fiſch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland;
O ſchafft mir, ſchafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink' im allertiefſten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrſcht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich ſey verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebſte ſeyn.

Und wenn es euch, wie mir, ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, ſchaff' uns Troſt!
Gieb heuer uns viel edeln Moſt,
Daß wir dich benedein!

Trinklied.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme ſauſen,
Wir hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
Die Roſſ und Hunde brauſen,
Und wie der Hirſch durch's Waſſer ſetzt,
Die Fluten rauſchen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüſſe ſchmetternd fallen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an das wilde Meer,
Und hören die Wogen brauſen,
Die Donner rollen drüberher,
Die Wirbelwinde ſauſen.
Ha! wie das Schifflein ſchwankt und dröhnt,
Wie Maſt und Stange ſplittern,
Und wie der Nothſchuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutſchen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es ſchnauben die muth'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenſchall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin ſtürzet von Kanonenknall
Die Mauer ſammt dem Thurme.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den jüngſten Tag,
Und hören Poſaunen ſchallen,
Die Gräber ſpringen von Donnerſchlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es braust die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die ſel'gen Chöre.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenſchlage,
Und nach der deutſchen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngſten Tage:
So denken wir an uns ſelber noch,
An unſer ſtürmiſch Singen,
An unſer Jubeln und Lebehoch,
An unſrer Becher Klingen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was' brauſet.

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis ſie gelöst ſich hatten
Mit einem erſchlagnen Mann.
Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sey uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'ſche Worte.

In großer Zeit erblüheſt du,
In ernſten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'ſchen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber ſchlummre ſelig hin
In angeſtammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blüthenbäumen!

Derweil verrauſchet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe!
Wohl blühſt als Jungfrau du heran,
Du kündeſt ſo das Reich der Liebe.

Was einſt als Ahnung, Sehnſucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das ſinkt von ſel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts.

Vorwärts! Fort und immer fort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer Vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Die Siegesbotſchaft.

Er war ſo trübe, dumpf und ſchwer,
Die ſchlimme Sage ſchlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein ſchwarzer Unglücksvogel ſchreit.

Die ſchlimme Sage ſchlich im Land
Mit ſchnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edeln Saat.

Des Böſen Freunde trotzen ſchon,
Sie lachen hämiſch, ſprechen Hohn,
Die Guten ſtehen ernſt und ſtill,
Und harren, was da werden will.

Da ſchwingt ſich's über'm Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor:
Iſt's ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſt's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! Mit uns iſt Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtandnen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig groſſen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Die deutſche Sprachgeſellſchaft.

1817.

Gelehrte deutſche Männer,
Der deutſchen Rede Kenner,
Sie reichen ſich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen,
In emſigem Verband.

Indeß nun dieſe walten,
Beſtimmen und geſtalten
Der Sprache Form und Zier:
So ſchaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Geſammtes Volk, an ihr!

Ja! gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen ſtammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß ſie vom Geiſte ſtammt!

An deiner Sprache rüge
Du ſchärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit ſey ihr Hort!

Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutſche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutſchem Wort!

Zu buhleriſchem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernſten Sprache Klang!
Sie ſey dir Wort der Treue,
Sey Stimme zarter Scheue,
Sey ächter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Lispeln taugt ihr nicht;
Sie töne ſtolz, ſie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit ſpricht!

Wenn ſo der Sprache Mehrung,
Verbeſſerung und Klärung
Bei dir von ſtatten geht:
So wird man ſagen müſſen,
Daß, wo ſich Deutſche grüſſen,
Der Athem Gottes weht.

Ernſt der Zeit.

Wann ward der erſte Kranz gewunden?
Wann flog der erſte Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das loſe Pfänderſpiel?

Ach! wohl in fernen, fernen Tagen,
Die unſern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker ſchlagen
Und bald der innre Zank erwacht.

Das neue Märchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Feee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Ausſicht.

Wird das Lied nun immer tönen
Mit dem erſten ſcharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen,
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erſt gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

An die Mütter.

Mütter! die ihr euch erquickt
An der Kinder theuren Zügen,
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt:

Schaut einmal recht tief hinein,
Und verſchafft uns ſichre Kunde:
Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar ſeyn?

An die Mädchen.

Ihr beſonders dauret mich,
Arme Mädchen, inniglich,
Daß ihr juſt in Zeiten fielet,
Wo man wenig tanzt und ſpielet.

Eine Mädchenjugend iſt
Abgeblüht in kurzer Friſt;
Müſſet ihr nun Blüthe tragen
In ſo rauhen, trüben Tagen!

Ja! mir dünket oft ſo ſehr
Eure Jugend freudenleer,
Daß euch keine Zuflucht bliebe,
Als die wahre, fromme Liebe.

Die neue Muſe.

Als ich mich des Rechts befliſſen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich halb nur losgeriſſen
Von dem lockenden Geſang;
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals, dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

Andre Zeiten, andre Muſen!
Und in dieſer ernſten Zeit
Schüttert nichts mir ſo den Buſen,
Weckt mich ſo zum Liederſtreit,
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronſt in deiner Kraft,
Und die Völker rufſt zur Klage,
Könige zur Rechenſchaft!

Vaterländische Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1813.

Herrn Bürgermeister Klüpfel,

ständischem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

So wirkt auch ihr im festen Bunde,
Ihr guten Hüter unsres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geschlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seyd ihr beharrlich, emsig, treu;
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Drum, da wir heut das Fest begehen,
Dem tausend Freudenfeuer sprühn,
Und, wo sie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn:
Was kann so edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's so getreulich mit uns meint!

Den Mann, der unsrer Stadt entsprossen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeschlossen,
Der unser Theuerstes bewacht;
Der unerschüttert ausgehalten
Im Sturm der schreckenvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk sein Leben weiht.

Bibl. Univers. Linz

Nie kommt das Wort, ihr treuen Väter!
Dem heißen Herzensdanke gleich,
Nie ſpricht es aus, ihr Volksvertreter!
Wie wir ſo Eines ſind mit euch.
Als jüngſt in hehren Tempelhallen
Die Menge ſich mit euch erbaut,
Da ſprach das Schweigen über Allen
Mehr, als der hellſte Jubellaut.

So laß dir's, Edler, denn gefallen
Bei unſrem fröhlichen Gelag,
Und will dich düſtrer Ernſt umwallen,
So denk' an künft'gen Feſtestag:
Wann jener Schlacht Gewitterſegen
Sichtbar auch unſer Heil erneut,
Wann ſich die Saaten ſchwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgeſtreut!

2. Das alte, gute Recht.

Wo je bei altem, guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch seyn:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unsres Fürsten Haus
Als starker Pfeiler stützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten schützt.

Das Recht, das uns Gesetze giebt,
Die keine Willkühr bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil spricht.

Das Recht, das mäßig Steuern schreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kasse sitzen bleibt
Und kargt mit unsrem Schweiß.

Das unser heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wissenschaft und Geistesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, deß wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh' es fort und fort,
Und ſey für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort!

Und wo bei altem, guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

3. Würtemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensſtand.

Man ſagt: du ſeyſt ein Garten,
Du ſeyſt ein Paradies;
Was kannſt du mehr erwarten,
Wenn man dich ſelig pries?

Ein Wort, das ſich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und iſt denn nicht ergoſſen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Moſt geflossen
Von tauſend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fiſche
In jedem Strom und Teich?
Iſt nicht dein Waldgebüſche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Golds?

Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

4. Geſpräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du ſo ſtörrig biſt!“
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes iſt.

„Das Beſſre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, ſey dir Pflicht!“
Vom Guten hab' ich ſichre Spur,
Vom Beſſren, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weiſen kann,
„So merk' und trau' auf mich!“
Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

„Iſt weiſer Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündeſt du dein Licht?“
Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht.

„Ich ſehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft.“
Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mählig wirkt und ſchafft.

„Der ächte Geiſt ſchwingt ſich empor
„Und rafft die Zeit ſich nach.“
Was nicht von innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach.

„Du haſt das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menſchheit groſſen Schmerz.“
Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz.

5. An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am Aechten,
Alt-erprobten, einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heiſſer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sey von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sey erwartet mit Vertrauen!

6. Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.“

„Ihr Fürſten! ſeyd zuerſt befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt
So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.“

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.“

„Ihr Weiſen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?“

„Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.“

„Was ich gefollt, hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing' ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem ſel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen',
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

7. Schwindelhaber.

Ei! wer hat in dieſem Jahre
All den Wuſt in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämiſch macht,
Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngſt beim Schützenfeſt:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf in's Neſt;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Worfeln ſoll man, beuteln, ſieben,
Was der Krankheit Spuren trägt!
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wuſt, beſonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr ſorgt in unſrem Namen
Für die neue, große Saat,
Sichtet aus den falſchen Samen,
Der ſchon ſo viel Böſes that:
Raden, Ruß, vor Allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

8. Hausrecht.

Tritt ein zu dieſer Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, ſtelle
Den Stab an dieſe Wand!

Sitz' obenan zu Tiſche!
Die Ehre ziemt dem Gaſt.
Was ich vermag, erfriſche
Dich nach des Tages Laſt!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins iſt, was ich bitte:
Laß du mir ungeſchwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauſes heilig Recht!

9. Das Herz für unſer Volk.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man, wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz.

Was unſre Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unſer Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt! für deſſen Ahnen
Der Unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſrem Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

10. Neujahrswunſch 1817.

Wer redlich hält zu ſeinem Volke,
Der wünſch' ihm ein geſegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Froſt und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schaar!
Und mit dem bang erſehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring' uns dieß Jahr in ſeinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünſchen ſich vergeſſen,
Man wünſchet leicht zum Ueberfluß,
Wir aber wünſchen nicht vermeſſen,
Wir wünſchen, was man wünſchen muß.
Denn ſoll der Menſch im Leibe leben,
So brauchet er ſein täglich Brot,
Und ſoll er ſich zum Geiſt erheben,
So iſt ihm ſeine Freiheit noth.

11. Den Landſtänden

zum Chriſtophstag 1817.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu;
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Korn ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von dem Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet iſt,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie ſein Ritterwort vergißt,
Den Geiſtlichen wird man verehren,
In dem ſich regt der freie Geiſt,
Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchirmen weißt.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entſcheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeyd.
Es iſt ſo viel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und gehandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend ſtolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

12. Gebet eines Würtembergers.

Der du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hüteſt, groß' und kleine:
Gewiß! du blickſt auch auf das meine,
Du ſiehſt das Leiden, ſiehſt den Hohn.

Zu unſrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen;
Hätt' er ſie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längſt das theure Recht.

Doch dir iſt offen jeglich Thor,
Dir keine Scheidwand vorgeſchoben,
Dein Wort iſt Donnerhall von oben:
Sprich du an unſres Königs Ohr!

13. Nachruf.

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das inure Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſey gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein, wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag!

14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben.

(Zur Feier der würtembergiſchen Verfaſſung wurde am 29. Oktober 1819 auf dem Hof- und National-Theater zu Stuttgart das genannte Trauerſpiel des Verfaſſers dieſer Gedichte mit dem hier abgedruckten Prolog aufgeführt.)

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen ſtürmiſch ſich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und feſt bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutſcher Heldenzeit,
Ihr werdet ſehn, wie ſie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das iſt der Fluch des unglückſel'gen Landes,
Wo Freiheit und Geſetz darnieder liegt,
Daß ſich die Beſten und die Edelſten
Verzehren müſſen in fruchtloſem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinſten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,

Und, die noch jüngſt des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müſſen an des Fremden Heerd.
Und während ſo die beſte Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienſt.
Wie anders, wenn aus ſturmbewegter Zeit
Geſetz und Ordnung, Freiheit ſich und Recht
Emporgerungen und ſich feſtgepflanzt!
Da drängen die, ſo grollend ferne ſtanden,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirket jeder Geiſt und jede Hand,
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und ſtolz;
Des Fürſten und des Volkes Rechte ſind
Verwoben, wie ſich Ulm' und Reb' umſchlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht Jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunſt,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man ſich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, ſich zum Troſte,
Welch Feſt wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er ſehn, für was die Männer ſterben.

Noch ſteigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Menſch

Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrnen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's geſehen, Zeugen ſeyd ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geſchichte!
Heil dieſem König, dieſem Volke Heil!

15. Wanderung.

Ich nahm den Stab, zu wandern,
Durch Deutſchland ging die Fahrt,
Man pries mir ja vor Andern
Der Deutſchen Sinn und Art.
Dem Lande blieb ich ferne,
Wo die Orangen glühn;
Erſt kennt' ich jenes gerne,
Wo die Kartoffeln blühn.

Ich kam zum Fürſtenhofe,
Wo man die Künſte kränzt,
Wo Prunkſaal und Alkove
Von Götterbildern glänzt.
Ein Baum, der nicht im groben
Volksboden ſich genährt,
Nein einer, der nach oben
Sogar die Wurzeln kehrt!

Ich ging zur Hohenſchule,
Da ſchöpft' ich reines Licht,
Wo vom Prophetenſtuhle
Die wahre Freiheit ſpricht;
Wo uns der Meiſter täglich
Den innern Sinn befreit,
Indeß ihm ſelbſt erträglich
Der ird'ſche Leib gedeiht.

Ich ſchritt zum Sängerwalde,
Da ſucht' ich Lebenshauch;
Da ſaß ein edler Skalde
Und pflückt' am Lorbeerſtrauch;
Nicht hatt' er Zeit, zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein groß, zerriſſen Herz.

Ich ging zur Tempelhalle,
Da hört' ich chriſtlich Recht:
Hier innen Brüder Alle,
Da drauſſen Herr und Knecht!
Der Feſtesrede Giebel
War: duck dich, ſchweig dabei!
Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Kön'ge ſey.

Ich kam zum Bürgerhauſe,
Gern denk' ich dran zurück,
Fern vom Parteigebrauſe
Blüht Tugend hier und Glück.
Lebt häuslich fort, wie heute!
Bald wird vom Belt zum Rhein
Ein Haus voll guter Leute,
Ja! ein Gutleuthaus ſeyn.

Ich ging zum Hoſpitale,
Da fand ich Alles nett,
Viel Grütz' und Kraut zum Mahle
Und reinlich Krankenbett;
Auch ſorgt ein ſchön Erbarmen
Für manch verwahrlost Kind.
Wer denkt des Volks von Armen,
Die altverwahrlost ſind?

Ich ſaß im Ständeſaale,
Da ſchlief ich ein und träumt',
Ich ſey noch im Spitale,
Den ich doch längſt geräumt.
Ein Mann, der dort im Fieber,
Im kalten Fieber lag,
Er rief: nur nichts, mein Lieber,
Nur nichts vom Bundestag!

Ich miſchte mich zum Volke,
Das nach dem Feſtplatz zog,
Wo durch die Staubeswolke
Manch dürrer Renner flog;
Da lernt es, daß die Eile
Den Reiter überſtürzt,
Und daß man gut die Weile
Mit Wurſt und Bier ſich kürzt.

Ein Adler, flügelſtrebend,
War Reichspanier hievor,
Ich ſah ihn noch, wie lebend,
Zu Nürnberg an dem Thor.
Jetzt fliegt man nicht zum Zwecke,
Der Wahlſpruch iſt: Gott geb's!
Das Wappen iſt die Schnecke,
Schildhalter iſt der Krebs.

Als ich mir Das entnommen,
Kehrt' ich den Stab nach Haus;
Wann einſt das Heil gekommen,
Dann reiſ' ich wieder aus:
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnſucht Hand
Als Schatten noch durchſchweben
Mein freies Vaterland.

Sinngedichte.

Diſtichen.

An Apollo, den Schmetterling.

Göttlicher Alpenſohn, ſey huldreich uns Epigrammen;
Ueber der nächtlichen Kluft flatterſt du, ſpielend im Glanz.

Achill.

1.

Durch der Schlachten Gewühl biſt du ſtets ſicher gewandelt,
Aus Skamanders Gewog tratſt du gerettet hervor;
Als du der Jungfrau Hand empfingſt im Tempel des Friedens,
Göttergleicher Achill! traf dich der tödtliche Pfeil.

2.

Dort nun thronet Achill, ein Gott, in der Seligen Lande,
Wogen umſchlingen es; du, Göttin der Wogen, den Sohn.

Narziſs und Echo.

1.

Seltſam ſpieleſt du oft mit Sterblichen, Amor! es liebet
Einen Schatten Narziß, aber ihn liebet ein Hall.

2.

Das noch tröſtete ſie, das Wort des ſpröden Geliebten
Nachzuſtöhnen; nun gar iſt er zur Blume verſtummt.

3.

Schmerzlich dachte Narziß: o wär' ich wieder ein Jüng-
ling!
Echo dachte ſogleich: könnt' ich als Mädchen zurück!

4.

Amor, und dieß dein Spiel! bald lockſt du die zärtliche
Echo,
Bald in der kindiſchen Hand drehſt du den goldnen
Narziß.

Die Götter des Alterthums.

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas,
Ach! nun wurdet ihr ſelbſt Blümchen des neuen
Gedichts.

Tells Platte.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen!
Nein! des Mannes Geſtalt, ſiehſt du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu ſchlummern,
Träumend bauſt du vielleicht herrlich ſie wieder dir auf.

Begräbniſs.

Als des Gerechten Sarg mit heiliger Erde bedeckt war,
Deckte der Himmel darauf freundlich den ſilbernen Schnee.

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein ſeliger Bruder,
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Bruſt dir entführe,
Mutter, ſo ſage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch! wie brauſet der Sturm und der ſchwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig ſüßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahſt!

Im Mai.

Blumen und Blüthen wie licht, und das Glorienland um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz!

Tauſch.

Als der Wind ſich erhob, da flog, zerblättert, die Blume,
Aber der Schmetterling ſetzt' in dem Laube ſich feſt.

Amors Pfeil.

Amor! dein mächtiger Pfeil, mich hat er tödtlich getroffen,
Schon im elyſiſchen Land wacht' ich, ein Seliger, auf.

Traumdeutung.

Geſtern hatt' ich geträumt, mein Mädchen am Fenſter zu ſehen;
Doch was ſah ich des Tags? Blumen der Lieblichen nur.
Heute nun war mir im Traum, als ſäh' ich am Fenſter die Blumen;
Darum ſchau' ich gewiß heute die Liebliche ſelbſt.

Die Roſen.

Oft einſt hatte ſie mich mit duftigen Roſen beſchenket;
Eine noch ſproßte mir jüngſt aus der Geliebteſten Grab.

Antwort.

Das Röschen, das du mir geſchickt,
Von deiner lieben Hand gepflückt,
Es lebte kaum zum Abendroth,
Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
Nun ſchwebet gleich ſein Geiſt von hier
Als kleines Lied zurück zu dir.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidiſch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge ſtralt nach innen.

An Sie.

Deine Augen ſind nicht himmelblau,
Dein Mund, er iſt kein Roſenmund,
Nicht Bruſt und Arme Lilien.
Ach! welch ein Frühling wäre das,
Wo ſolche Lilien, ſolche Roſen
Im Thal und auf den Höhen blühten,
And alles das ein klarer Himmel
Umfinge, wie dein blaues Aug'!

Greiſenworte.

Sagt nicht mehr: guten Morgen! guten Tag!
Sagt immer: guten Abend! gute Nacht!
Denn Abend iſt es um mich und die Nacht
Iſt nahe mir; o wäre ſie ſchon da!

Komm her, mein Kind! o du mein ſüßes Leben!
Nein, komm, mein Kind, o du mein ſüßer Tod!
Denn Alles, was mir bitter, nenn' ich Leben!
Und was mir ſüß iſt, nenn' ich alles Tod.

Auf den Tod eines Landgeiſtlichen.

Bleibt abgeſchiednen Geiſtern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'ſchen Aufenthalt,
So kehreſt du nicht in der Mondennacht,
Wann nur die Sehnſucht und die Schwermuth wacht.
Nein! wann ein Sommermorgen niederſteigt,
Wo ſich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,
Wo hoch und golden ſich die Ernte hebt,
Mit rothen, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelſt du, wie einſt, durch das Gefild
Und grüßeſt jeden Schnitter freundlich mild.

Nachruf.

1.

Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
Des ird'schen Tages erstes Licht;
Auf dein erblassend Angesicht
Sah ich den Stral des Himmels sinken.

2.

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben dir
An einer stillen, dir bekannten Stelle,
Ein heimathlicher Schatten wehet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst du, wie du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen,
Auch aufzuleben ist dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieses Grab in meinem Herzen.

3.

Verwehn, verhallen ließen ſie
Den frommen Grabgeſang;
In meiner Bruſt verſtummet nie
Von dir ein ſanfter Klang.

4.

Du warſt mit Erde kaum bedeckt,
Da kam ein Freund heraus,
Mit Roſen hat er ausgeſteckt
Dein ſtilles Schlummerhaus.

Zu Haupt zwei ſanfterglühende,
Zwei dunkle niederwärts;
Die weiße, ewig blühende,
Die pflanzt' er auf dein Herz.

5.

Zu meinen Füßen ſinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens ſatt;
Als dieſes Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O, wie vergänglich iſt ein Laub!
Des Frühlings Kind, des Herbſtes Raub,
Doch hat dies Laub, das nieder bebt,
Mir ſo viel Liebes überlebt.

Auf einen Grabſtein.

Wenn du auf dieſem Leichenſteine
Verſchlungen ſieheſt Hand in Hand,
Das zeugt von irdiſchem Vereine,
Der innig, aber kurz, beſtand,
Es zeugt von einer Abſchiedſtunde,
Wo Hand aus Hand ſich ſchmerzlich rang,
Von einem heil'gen Seelenbunde,
Von einem himmliſchen Empfang.

1825.

In ein Stammbuch.

Die Zeit, in ihrem Fluge, ſtreift nicht bloß
Des Feldes Blumen und des Waldes Schmuck,
Den Glanz der Jugend und die friſche Kraft:
Ihr ſchlimmſter Raub trifft die Gedankenwelt.
Was ſchön und edel, reich und göttlich war,
Und jeder Arbeit, jeden Opfers werth,
Das zeigt ſich uns ſo farblos, hohl und klein,
So nichtig, daß wir ſelbſt vernichtet ſind.
Und dennoch wohl uns, wenn die Aſche treu
Den Funken hegt, wenn das getäuſchte Herz
Nicht müde wird, von Neuem zu erglühn!
Das Aechte doch iſt eben dieſe Glut,
Das Bild iſt höher, als ſein Gegenſtand,
Der Schein mehr Weſen, als die Wirklichkeit.
Wer nur die Wahrheit ſieht, hat ausgelebt;
Das Leben gleicht der Bühne, dort wie hier
Muß, wann die Täuſchung weicht, der Vorhang fallen.

Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinscheiden.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthevollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch Er, dem unsre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Schickſal.

Ja, Schickſal! ich verſtehe dich:
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Du ſendeſt mir der Schmerzen viel
Und giebſt für jedes Leid ein Lied.

Sonette. Oktaven. Glossen.

Vermächtniß.

Ein Sänger in den frommen Rittertagen,
Ein kühner Streiter in dem heil'gen Lande,
Durchbohrt von Pfeilen, lag er auf dem Sande,
Doch konnt' er dies noch seinem Diener sagen:

„Verschleuß mein Herz, wann es nun ausgeschlagen,
In jener Urne, die vom Heimathstrande
Ich hergebracht mit manchem Liebespfande!
Drin sollt du es zu meiner Herrin tragen!"

So ich, Geliebte! der nur dich gefeiert,
Verblute, fern von dir, in Liebesschmerzen,
Schon decket meine Wangen Todesblässe.

Wann deinen Sänger Grabesnacht umschleiert,
Empfange du das treuste aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäße!

An Petrarka.

Wenn du von Laura Wahres haſt geſungen,
Von hehrem Blick, von himmliſcher Gebärde: —
Und ferne ſey, daß angefochten werde,
Was dir das innerſte Gemüth durchdrungen! —

War ſie ein Zweig, im Paradies entſprungen,
Ein Engel in der irdiſchen Beſchwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimath ſich zurückgeſchwungen:

So fürcht' ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du, ein Verklärter, nun gekommen,
Du nimmer das Erſehnte wirſt erringen;

Denn Jene flog indeß zur höhern Ferne,
Sie ward in heil'gern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage ſingen.

In Varnhagens Stammbuch.

Als Phöbus ſtark mit Mauern, Thürmen, Gittern
Die Königsburg von Niſa half bereiten,
Da legt' er ſeiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerſtein mit leiſem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht ſo ſehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in ſpäten Zeiten,
Selbſt bei des Fingers leichtem Drübergleiten,
Durchklungen hätt' ein ſanft melodiſch Zittern.

So legt' auch ich auf dies Gedächtnißblatt,
Das du wohl öfters, blätternd, wirſt berühren,
Mein Saitenſpiel, auch gab es einen Ton.

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieſer Statt
Du jemals einen Nachklang werdeſt ſpüren,
Denn ich bin Phöbus nicht, noch Phöbus Sohn.

An Kerner.

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum ſtillen Tannenhaine
Und ſtand gelehnet an der höchſten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeſchlagen.

Verſunken war ich in die frommen Sagen:
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wunderſteine,
Bald ſchaut' ich Regiswind im Roſenſcheine,
Bald ſah ich Helicena's Münſter ragen.

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder;
Die Höh' erſchien in goldnem Maienſtrale
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht ſich ſenken in die Thale,
Im Fluge ſtreift' er nur der Erde Gipfel.

Auf Karl Gangloff's Tod.

(† am 16. Mai 1814, 24 Jahre alt, zu Merklingen im Würtembergiſchen, an einer Nervenkrankheit. Die nachſtehenden Sonette beziehen ſich auf die letzten Zeichnungen und Entwürfe des genialen jungen Künſtlers.)

1.

In dieſer Zeit, ſo reich an ſchönem Sterben,
An Heldentod in frühen Jugendtagen,
Ward dir's nicht, auf dem Siegesfeld erſchlagen,
Den heil'gen Eichenkranz dir zu erwerben.

Beſchleichend Fieber brachte dir Verderben,
Du wurdeſt bei der Eltern Wehklagen
Aus deinem Heimathhauſe hingetragen
Zur Stätte, die nicht Blut, nur Blumen färben.

Doch nein! auch dich ergriff die Zeit des Ruhmes,
Dich drängt' es, eine Hermannsſchlacht zu ſchaffen,
Ein ſinnig Denkmal deutſchen Heldenthumes.

Wohl hörteſt du noch ſcheidend Kampfruf ſchallen,
Es wogt' um dich von Männern, Roſſen, Waffen:
So biſt du in der Hermannsſchlacht gefallen.

2.

Nach Hohem, Würd'gem nur haſt du gerungen,
Das Kleinliche verſchmähend wie das Wilde;
So faßteſt du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Schon hatte Hagens Größe dich durchdrungen,
Schon ſtand vor dir die Rächerin Chriemhilde,
Vor Allem aber rührte dich die Milde
Des edeln Sifrids, Giſelhers, des jungen.

Mit Fug ward Giſelher von dir beklaget,
Der blühend hinſank in des Kampfs Bedrängniß,
Dich ſelbſt hat nun ſo früher Tod erjaget.

Warſt du vielleicht zu innig ſchon verſunken
In jenes Lied, deß furchtbares Verhängniß
Zum Tode Jedem, nun auch dir gewunken?

3.

Bedeutungsvoll haſt du dein Künſtlerleben
Mit jenem frommen, ſtillen Bild geſchloſſen:
Wie Abraham mit ſeines Stamms Genoſſen
Das Land begrüßt, das ihm der Herr gegeben.

Da lehnen ſie auf ihren Wanderſtäben,
Von Wald und Felſenhang noch halb umſchloſſen,
Doch herrlich ſehn ſie unter ſich ergoſſen
Das weite Land voll Kornes und voll Reben.

So biſt auch du nun, abgeſchiedne Seele,
Aus dieſes Erdelebens rauher Wilde
An deiner Wandrung frohes Ziel gekommen;

Und durch das finſtre Thor der Grabeshöhle
Erblickſt du ſchon die ſeligen Gefilde,
Das himmliſche Verheißungsland der Frommen.

An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!

Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erſtorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmliſch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge braunt', es ſchlug des Buſens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſuch' ich ſie an dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens.

Geiſterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuſeln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchenſang, kein Balſam ſüßer Düfte,
Kein Stral der Morgenſonne kann mich laben.

Wann ſich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte ſteigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann ſchweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich ſo fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir ſonſt verriegelt,
Bis zu der Schönheit ſtillem Heiligthume.

Erſchreckt dich Geiſterhauch, du zarte Blume?
Es iſt der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb' wohl! ich muß in's Grab, die Hähne krähen.

Oeder Frühling.

Wohl denk' ich jener sel'gen Jugendträume,
Obschon sich die Gefühle mir versagen,
Wann in den ersten, milden Frühlingstagen
Im Busen sich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeschlagen;
Die Hoffnung wollte sich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen frisches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchste jüngst genossen,
Gerissen aus dem innigsten Vereine,
Vom reichsten Paradiese kaum verstossen:

Was sollen nun mir halbergrünte Triften,
Einsamer Amselschlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch so süß von Düften?

Die theure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verſchlungnen Wegen
Begegnete dem wunderſchönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde,
Mir ſpendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich ſchmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch ſo verwirrte mich des Blickes Helle,
Und ſo geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken;

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde,
Nicht mehr erforſchen kann die theure Stelle.

Die zwo Jungfraun.

Zwo Jungfraun ſah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Geſicht, von zartem Baue,
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie ſaßen traut und ſchweſterlich verwoben.

Die Eine hielt den rechten Arm erhoben,
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die Andre hielt, damit ſie beſſer ſchaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeſchoben.

Kein Wunder, daß Verlangen mich beſtrickte
Und daß in mir der ſüße Wunſch erglühte:
O ſäß' ich doch an Einer Platz von Beiden!

Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im beſänftigten Gemüthe:
Nein! wahrlich, Sünde wär' es, ſie zu ſcheiden!

Der Wald.

Was je mir ſpielt' um Sinnen und Gemüthe
Von friſchem Grün, von kühlen Dämmerungen,
Das hat noch eben mich bedeckt, umſchlungen,
Als eines Maienwaldes Luſtgebiete.

Was je in Traum und Wachen mich umglühte
Von Blumenſchein, von Knoſpen, kaum geſprungen,
Das kam durch die Gebüſche hergedrungen,
Als leichte Jägerin, des Waldes Blüthe.

Sie floh dahin, ich eilte nach, mit Flehen,
Bald hätten meine Arme ſie gebunden,
Da mußte ſchnell der Morgentraum verwehen.

O Schickſal, das mir ſelbſt nicht Hoffnung gönnte!
Mir iſt die Schönſte nicht allein verſchwunden,
Der Wald ſogar, drin ich ſie ſuchen könnte.

Der Blumenſtrauß.

Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Roſen Liebe ſich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen ſchon ſich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypreſſen Trauer zeigen;

Wenn, wo die andern Zeichen alle ſchweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben ſich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:

So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten,
Und bring' ſie dir, zu wildem Strauß gereihet;

Dir iſt ja meine Luſt, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu, mein Ruhm, mein Neiden,
Dir iſt mein Leben, dir mein Tod geweihet.

Entſchuldigung.

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küſſen in vertrauter Abendſtunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach! Traum iſt, leider, Alles und Gedichte.

Und du noch geheſt mit mir in's Gerichte,
Du zürneſt meinem prahleriſchen Munde:
Von nie gewährtem Glücke geb' er Kunde,
Das, ſelbſt gewährt, zum Schweigen ſtets verpflichte.

Geliebte, laß den ſtrengen Ernſt ſich mildern
Und lächle zu den leichten Dichterträumen,
Dem unbewußten Spiel, den Schattenbildern!

Der Sänger ruhet ſchlummernd oft im Kühlen,
Indeß die Harfe hänget unter Bäumen
Und in den Saiten Lüfte ſäuſelnd wühlen.

Vorſchlag.

Dem Dichter iſt der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einſam oftmals Troſt gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden,
Er fühlt am Buſen doch das Bild der Lieben.

Auch was der Dichter ſang, ſehnſuchtgetrieben,
Die Schöne lieſt es oft in Abendſtunden,
Und Manches hat ſo innig ſie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen ſteht geſchrieben.

Ein theures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen,
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geſchäftig.

O Schickſal! wechsle leicht nur mit den Looſen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde koſen!

Die Bekehrung zum Sonett.

Der du noch jüngſt von deinem krit'ſchen Stuhle
Uns arme Sonettiſten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht geſprudelt
Und uns verflucht zum tiefſten Höllenpfuhle.

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie haſt du nun dein weißes Fell beſudelt!
Ja, ein Sonettlein haſt du ſelbſt gedudelt,
Ein ſchnalzend Seufzerlein an deine Buhle.

Haſt du die ſelbſtgeſteckten Warnungszeichen,
Haſt du, was halb mit Spott und halb mit Knirſchen
Altmeiſter Voß gepredigt, all vergeſſen?

Fürwahr! du biſt dem Lehrer zu vergleichen,
Der ſeinen Zögling ob geſtohlnen Kirſchen
Ausſchalt und ſcheltend ſelber ſie gefreſſen.

Schluß-Sonett.

Wie, wenn man auch die Glocke nicht mehr ziehet,
Es lange dauert, bis ſie ausgeklungen;
Wie, wer von einem Berge kam geſprungen,
Umſonſt, den Lauf zu hemmen, ſich bemühet;

Wie oft aus Bränden, welche längſt verglühet,
Ein Flämmchen unverſehens ſich geſchwungen;
Und ſpät noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aeſten, die ſonſt völlig abgeblühet;

Wie den Geſang, den zu des Liebchens Preiſe
Der Schäfer angeſtimmt aus voller Seele,
Gedankenloſe Halle weiter treiben:

So geht es mir mit der Sonettenweiſe:
Ob mir's an Zweck und an Gedanken fehle,
Muß ich zum Schluſſe dies Sonett doch ſchreiben.

An die Bundſchmecker.

1816.

Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert
Viel höchſt gefährlicher, geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert;

Doch Andres weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verrathen,
Der ſich in ſtillen Nächten angeſponnen:

Es iſt der groſse Bund zahlloſer Sterne,
Und wie mir Späher jüngſt zu wiſſen thaten,
So ſteckt dahinter ſelbſt das Licht der Sonnen.

An K. M.

Wann die Natur will knüpfen und erbauen,
Dann liebt in ſtillen Tiefen ſie zu walten;
Geweihten einzig iſt vergönnt, zu ſchauen,
Wie ihre Hand den Frühling mag geſtalten,
Wie ſie erzieht zu Eintracht und Vertrauen
Die Kinder früh in dunkeln Aufenthalten.
Nur wann ſie will zerſtören und erſchüttern,
Erbrauſt ſie in Orkanen und Gewittern.

So übet auch die Liebe tief und leiſe
Im Reich der Geiſter ihre Wundermacht;
Sie zieht unſichtbar ihre Zauberkreiſe
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weiſe
Verwandte Chöre in der Geiſter Schacht:
Sie weiß durch ſtiller Augen Stral die Seelen
Zu knüpfen und auf ewig zu vermählen.

Dort in des Stromes wild empörte Wogen
Warf ſich ein Jüngling, voll von raſchen Gluten,
Doch jene Wallung, die ihn fortgezogen,
Sie mußt' ihn wieder an das Ufer fluten.
Ich aber ſah es, wie des Himmels Bogen,
Der Erde Glanz im ſtillen Teiche ruhten:
Da ſank ich hin, von ſanfter Wonne trunken,
Ich ſank und bin auf ewig nun verſunken.

Ein Abend.

Als wäre nichts geſchehen, wird es ſtille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit Sie verſenket war von frommen Händen.
Als noch im Hauſe lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie ſchien mir, heimathlos, mit Klaggebärde,
Zu ſchweben zwiſchen Himmel hin und Erde.

Die Abendſonne ſtralt', ich ſaß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder ſäh' ich ſpielen,
So blühend, wie einſt wir geblühet hatten.
Da ſank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder fliehn, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Iſt Abendroth und all mein Glück zu ſchauen.

Rückleben.

An Ihrem Grabe kniet' ich, festgebunden,
Und senkte tief den Geist in's Todtenreich.
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es stunden
Des Wiedersehens Bilder fern und bleich.
Da so ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergangne Tage, flüchtet' ich zu euch;
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück Sie tragen in das schöne Leben.

Schon huben sich die bleichen Augenlieder,
Ihr Auge schmachtete zu mir empor;
Bald strebten auf die frischverjüngten Glieder,
Sie schwebte blühend in der Schwestern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbst mit des ersten Kusses Lust, hervor;
Bis sich verlor Ihr Leben und das meine
In sel'ger Kindheit Duft und Morgenscheine.

Geſang und Krieg.

1.

Wühlt jener ſchauervolle Sturm aus Norden
Zerſtörend auch im friſchen Liederkranze?
Iſt der Geſang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß ſchamroth abwärts fliehn der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen ſelbſt durch Feindeslager ſchreiten?

Bleibt Poeſie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe ſtöret,
Bis das vulkan'ſche Feuer ausgerungen,
Das ſtets ſich neu im Erdenſchooß empöret:
So iſt bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein! über ew'gen Kämpfen ſchwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat ſeine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und ſtillen Güte,
Gleich ewig in des Ernſtes Düſterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne ſpielen.

Schon rüſten ſich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüſtet ſich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterſtürme ſchweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die ſich mit Blumen ſchmückt und Blüthenzweigen:
Darf ſo der ird'ſche Lenz ſich frei erſchließen,
So mög' auch unſer Dichterfrühling ſprießen!

2.

Nicht ſchamroth weichen ſoll der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren ziehn im Waffenglanze;
Noch iſt ſein Lied kein ſchnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl ſchauervoll iſt jener Sturm aus Norden,
Doch weht er friſch und ſtärkt zum Schwertertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager ſchreiten,
Noch ſteht's euch frei — den Eingang zu erſtreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erſchallet,
Kein Sang tönt ſchöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo ſolch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeſchylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies ſchönſte Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte ſinken
Und ſchrieb den Don Quixote mit der Linken. *

* Dieſes iſt unrichtig; dem Cervantes wurde in dem Treffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

Auch unſres teutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben,
Man hört ſie wohl, die freud'gen Telynſchläger,
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeyd ihr ritterlichen Tods geſtorben!
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt — doch du lebſt und ſingeſt.

Den Frühling kündet der Orkane Sauſen,
Der Heere Vorſchritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brauſen,
So wogt es weit von Deutſchlands Heldenſöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grauſen,
Läßt Sturm und Wogen gleich ſein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit ſanfterm Liede.

Katharina.

Die Muſe, die von Recht und Freiheit ſinget,
Sie wandelt einſam, ferne den Paläſten;
Wenn Luſtgeſang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Feſten:
Doch nun der laute Schmerz die Flügel ſchwinget,
Da kommt auch ſie mit andern Trauergäſten,
Und hat ſie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf ſie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Todtenglocken,
Die Menge brüſtet ſich im ſchwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt und kein Aug' iſt trocken,
Ein Wettkampf iſt im ungemeßnen Leide:
Doch all dies kann die Muſe nicht verlocken,
Daß ſie das Falſche nicht vom Aechten ſcheide;
Die Glocke tönet, wenn man ſie geſchwungen,
Und Thränen giebt es, die nicht tief entſprungen.

Der reiche Sarg, von Künſtlerhand gezimmert,
Mit einer Fürſtin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch wie der Purpur, wie die Krone ſchimmert,
Die Muſe huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'ſche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die ſich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie ſchaut in alle Zeiten der Geſchichte:
Da ſteigen Königinnen auf und nieder,
Und viele ſchwinden hin, wie Traumgeſichte,
Und ſind verſchollen in dem Mund der Lieder,
Und ſind erloſchen in des Ruhmes Lichte,
Indeß in friſchem, unverblühten Leben
Die Namen edler Bürgerinnen ſchweben.

Drum darf die Muſe wohl, die ernſte, fragen:
„Hat dieſer goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieſes Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geſchlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weiteſten Bezirken
Belebend, hülfreich, menſchlich groß zu wirken?“

So fragt die Muſe, doch im innern Geiſte
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde,
Da ſpricht ſie manches Schmerzliche, das Meiſte
Verſchließt ſie bitter in des Buſens Grunde;
Und daß auch ſie ihr Todtenopfer leiſte,
Ihr Zeichen ſtifte dieſer Trauerſtunde,
Legt ſie zur Krone hin, der goldesſchweren,
Bedeutſam einen vollen Kranz von Aehren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entſchwunden!
Nicht Gold noch Kleinod iſt dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen iſt der Kranz gebunden,
In rauher Zeit haſt du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen ſie geſpendet;
Ja! gleich der Ceres Kranze, flocht ich dieſen,
Volksmutter, Nährerin, ſey mir geprieſen!"

Sie ſpricht's — und aufwärts deutet ſie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick iſt offen nach des Himmels Reichen
Und droben ſieht man Katharinen knieen,
Sie trägt nicht mehr der ird'ſchen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtſtral aus des Lichtes höchſtem Quelle.

Gloſſen.

1. Der Recenſent.

Süſſe Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Schönſte! du haſt mir befohlen,
Dieſes Thema zu gloſſiren;
Doch ich ſag' es unverholen:
Dieſes heißt die Zeit verlieren,
Und ich ſitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, ſtolze Schönen!
Selbſt die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweiſen wagen,
Daß es Unſinn iſt, zu ſagen:
Süſſe Liebe denkt in Tönen.

Zwar verſteh' ich wohl das Schema
Dieſer abgeſchmackten Gloſſen,
Aber ſolch verzwicktes Thema,
Solche räthſelhafte Poſſen
Sind ein gordiſches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern!
Dieſe Freude gar zu gern.
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Laß, mein Kind! die ſpan'ſche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälſche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib bei deiner ſapph'ſchen Ode!
Bleib der Aftermuſe fern
Der romantiſch ſüßen Herrn!
Duftig ſchwebeln, luftig tänzeln
Nur in Reimchen, Aſſonänzeln,
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nicht in Tönen ſolcher Gloſſen
Kann die Poeſie ſich zeigen;
In antiken Verskoloſſen
Stampft ſie beſſer ihren Reigen
Mit Spondeen und Moloſſen.
Nur im Hammerſchlag und Dröhnen
Deutſchhelleniſcher Kamönen
Kann ſie ſelbſt die alten, kranken,
Allerhäßlichſten Gedanken,
Alles, was ſie will, verſchönen.

2. Der Romantiker und der Recenſent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck.

Romantiker.

Finſter iſt die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel!
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das grauſe Dunkel
Mit Geſang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich facht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine ſterngeſchmückte
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Recenſent.

Laß Er doch ſein nächtlich Johlen,
Poetaſter Helikanus!
Was Er ſingt, iſt nur geſtohlen
Aus dem Kaiſer Oktavianus,
Der bei mir nicht ſehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unſinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.

Romantiker.

Welche Stimme, rauh und heiſcher!
Iſt das wohl der Baur Hornvilla?
Iſt es Klemens wohl, der Fleiſcher?
Von den Fenſtern der Kamilla
Heb dich weg, du alter Kreiſcher!
Was die krit'ſche Feder hält,
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüth' es doch zu Haus und ſchäume,
Nur verſchon' es Ihrer Träume
Wundervolle Märchenwelt!

Recenſent.

Bänkelſänger, Hackbretſchläger,
Volk, das Nachts die Stadt durchleiert,
Nennt ſich jetzt der Muſen Pfleger;
Nächſtens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten ſelbſt die Schornſteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'ſchen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perrücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

3. Die Nachtſchwärmer.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle:
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Göthe.

Der Unverträgliche.

Stille ſtreif' ich durch die Gaſſen,
Wo ſie wohnt, die blonde Kleine;
Doch ſchon ſeh' ich Andre paſſen
Und mir war's im Dämmerſcheine,
Einer würd' hineingelaſſen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß ſie Andern auch gefalle?
Sey's! doch kann ich nicht verſchweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

Der Hülfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen,
Kommt noch ſpät mein trautes Mädchen,
Rollt mit raſchen, kräft'gen Zügen
Huſch! die Kette um das Rädchen;
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zerſprang des Rädchens Scheibe.
Iſt es nun auch ſtehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Der Vorsichtige.

Zwölf Uhr! ist der Ruf erschollen
Und mir sinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der schlimmen Geisterstunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'sche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaster sitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuser taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte sich in diesen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis.

Fragment.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.

Herzog Eginhard, die Herzogin, Ritter Dietwald und ein Einsiedler treten auf.

Einsiedler.

Dort liegt das Jagdschloß, so man Schildeis nennt,
Ganz in des Böhmerwaldes Innerstem.

Dietwald (zum Herzog).

Das ist das Schloß, von dem ich Euch gesagt,
Daß es die beste Zuflucht bieten mag.
Ich hätt' es wahrlich selbst nicht mehr gefunden,
Denn alle Weg' und Stege sind verwachsen,
Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt,
Es sind nun fünf und zwanzig Jahre her.

Herzog (zum Einsiedler).

Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit!
Ihr seyd der wilden Gegend trefflich kund.

(Zur Herzogin.)

Und du, mein gutes Weib! nun hast du endlich
Des weiten Wegs Beschwerden überstanden.

Herzogin.

Viel wohler, als in des Palaſtes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,
War mir auf dieſer mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach! die ich nicht bereuen kann.

Herzog.

Dort kömmt ein Jägersmann am Fels herum.

Einsiedler.

Der alte Eckart, dieſes Schloſſes Vogt.

Dietwald.

Wie iſt er grau geworden und gebeugt!

(Eckart tritt auf.)

Herzog.

Willkommen, treuer Eckart.

Eckart.

Seh' ich recht?
So wird mir noch einmal in dieſem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu ſchaun!

Herzog.

Wie kennſt du plötzlich, den du nie geſehn?

Eckart.

Iſt's möglich? Seyd ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Welf?

Herzog.

Du ſprichſt von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

Eckart.

Um Gott! Davon gelangte nichts zu uns.
Der Himmel ſchenk' ihm eine ſanfte Ruh!

Er ſah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,
Als er vor Jahren hier bei'm Jagen war.
Auch dünkt es mir nicht gar ſo lange her,
Und ſteht noch Alles drüben in der Burg
So wie der Herr es hinterlaſſen hat.
Die Sanduhr iſt ſeitdem nicht mehr gelaufen,
Die Armbruſt hängt noch dort, unabgeſpannt,
Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig,
Sein Falke ſitzt im Käfig, ausgebälgt.
Das alte Liederbuch, darin er las,
Iſt aufgeſchlagen, wo er aufgehört;
Ihr könnt fortleſen, wo der Vater blieb,
Es kommen erſt die herrlichſten Geſchichten.

Einſiedler.

Ja! Euer Schloß iſt ein ſeltſamer Ort,
Es wandeln dort in ſtiller Mitternacht
Die Geiſter längſt Verſtorbner durch die Hallen.
Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
Wo Alles noch iſt, wie zu ihrer Zeit.

Eckart.

Das iſt wohl gar der Junker Dietwald hier,
Der mit dem ſel'gen Herzog bei uns war?
Ihr habt Euch was verändert, doch nicht ſehr.

Dietwald.

Das hör' ich gern, mein alter Jagdgeſell!

Herzogin (zu Eckart).

Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart.

Ein Sechzig.

Dietwald.

Und ein Dreißig noch dazu.

Einsiedler.

Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
Hat er ſchon längſt auf ſechzig ſich geſchätzt,
Doch neigt das Jahr ſich wieder, denkt er ſtets:
Ich hab' ein Jährlein leicht zuviel gezählt;
So tritt er über ſechzig nie hinaus.

Eckart.

Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einsiedler.

Kein Wunder, daß die Zeit ihm ſtille ſtand
Und daß er meinet, Alles ſteh' im Alten;
Denn kein Ereigniß zeichnet' ihm die Tage,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Noch hört er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechſel ſelbſt der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig Dunkelgrün,
Der Felſen ewig frühlingsloſe Oede
In unſrer Wildniß weniger bemerken.

Eckart.

Ganz recht! ich hab' es niemals ſo bedacht.

Einsiedler.

Ihr Theuerſten! des Menſchen Leben iſt
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch dieſen einfach langen Wechſel zieht
Der Jahreszeiten ſchneller, bunter Tauſch,
Und ſchafft dem Menſchen, der, dazwiſchen ſtehend,

Nicht folgen kann, ſo manigfaches Weh.
Denn wann der Herbſt das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt ſich ſelbſt des friſchen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter koſten vor der Zeit.
Noch ſchmerzlicher — wann ſich der Lenz belebt,
Da will des Greiſen Wange neu ſich röthen,
Sich zu verjüngen meint das matte Herz;
Ach! kurze Täuſchung nur!
Der dürre Stamm, er treibt ein ſchwaches Laub!
Doch zu geſunder Blüthe bringt er's nicht.
Drum lob' ich dieſe wechſelloſe Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnſucht Qual.

Dietwald (ſeitwärts zum Herzog).

Der Pred'ger in der Wüſte hier hat wohl
Seit langer Zeit ſich nicht mehr ausgeſprochen.

Einſiedler.

Es iſt, als wäre dieſe Gegend früh
Zurückgeblieben hinter'm Schritt der Zeit.
Die weiten, ſtillen Wälder, wo der Menſch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt.
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.
Auch nicht das Pflanzenreich iſt dort geſchaffen;
Die Elemente ſind noch nicht geſchieden.
Ein Chaos ungeheurer Felſenblöcke,
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken!
Die dunkeln Waſſer rauſchen ſchaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einsmals dort gar ſeltſam an,

Als ich ſo über die todten Maſſen
In eigner kräftiger Bewegung ſchritt.
Es glüht mein Aug', es hebet ſich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken,
Ich rufe durch die Stille hin: Es werde! —
Unmächt'ge Stimme ſchwacher Kreatur!

Herzog.

Auch hieher bringt noch die raſtloſe Zeit;
Die Tannen, die ſo trotzig ſtehn, ſie müſſen
Zur Menſchenwohnung ſich zuſammen fügen;
Die Felſen werden vom Gebirg gerollt
Und ſteigen neu, als hehre Dom' empor.

Dietwald.

Kaum tretet Ihr in dieſe Wildniß ein,
Und habt ſchon ſo tiefſinnige Gedanken.

Herzog.

Und nun, mein guter Eckart, ſey mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warſt!
Wir nehmen unſern Sitz in dieſem Schloß,
Ich und die werthe Frau hier, mein Gemahl,
Doch bleibt es ein Geheimniß, wer wir ſind.

Herzogin.

So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein!

(Alle ab.)

Zwei Wandrer (treten auf und ſingen).

Der Erſte.

O Tannenbaum, du edles Reis:
Biſt Sommer und Winter grün.
So iſt auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! doch kannſt du nie
In Farben freudig blühn.
So iſt auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkel grün.

Der Zweite.

O Birke! die ſo heiter
Aus dunkeln Tannen glänzt,
Und ſich vor andrem Holze
Mit zarten Blättern kränzt.

Mein jugendliches Hoffen,
O Birke! gleicht es dir?
Du grünſt ſo früh, ſo helle,
Und neigſt doch deine Zier.

(Ab.)

Das Ständchen.

Junker David. Absalon und andere Bediente Davids.

Garten. Mondschein.

David.

Wie angenehme, warme Sommernacht;
Die Frösche singen und die Grillen pfeifen;
So stimmen wir auch unsre Musik an!

Absalon.

Wir sollten eine schwärzre Nacht erwarten
Mit unsrem Frevel gegen die Musik!
Verruchte Thaten lieben Finsterniß.

David.

Hier ist kein Frevel! Meiner Dame Herz
Möcht' ich ersteigen auf der Töne Leiter.

Absalon.

O trauet Eurer Leiter nicht zu sehr!
Es krachen, brechen alle Sprossen.

David.

Schweig!
Was murrst du ewig, du Undankbarer,
Den brotlos ich in meine Dienste nahm?

Absalon.

Noch hatt' ich Brot und brotlos ward ich erst

In Eurem Dienſt, vom Dienſte lebt ſich's nicht.
Doch dies iſt nicht mein höchſtes Mißgeſchick.

David.

In der Muſik ließ ich dich unterweiſen
Auf dein inſtändig Flehen.

Abſalon.

Traun! Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner, wandernd, vor des Vaters Thür.
Sie dünkten theure Boten mir zu ſeyn
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der ſie heißes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Heerd,
Als wollt' ich ſuchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelsſprache der Muſik
Geſprochen würde — weh! ich kam zu Euch,
Dem Gegenfüßler der melod'ſchen Zone.

David.

Ha! ſtammt nicht mein tonliebendes Geſchlecht
Vom König David her, der Harfner erſtem?

Abſalon.

Von König David und Bathſeba wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unſel'ge Hang.

David.

So ſucht' ich dich umſonſt mir zu verbinden,
Da ich den Namen Abſalon dir gab
Und väterlich die Kunſt in dir gepflegt?

Abealon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich geriſſen aus der Chriſtenheit
Und feſt mich haltet in verhaßtem Bann.

David.

Vergebens gab ich dir die ſchöne Geige,
Ein werthes Erbſtück, trefflich ausgeſpielt?

Abealon.

Das eben iſt mein Jammer, daß Ihr mich
Gekettet an dies mißgelaunte Werkzeug,
Dies Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigſtes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt.
Ich mag es ſtreicheln, ſchüttern, ſchlagen, nichts
Gewinn' ich, als ein mürriſches Gekreiſch.
Ich hörte, daß man böſe Geiſter oft
In Säcke bannt und in den Strom verſenkt;
Fürwahr, in dieſer Geige Kaſten ſind
Des Mißlauts Plagegeiſter all gebannt,
Wo ſie nun ewig ſtöhnen, winſeln, heulen.
Laßt mich ſie ſenken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den ſtummen Fiſchen!
Und reißt ſich dennoch ſolch ein Mißton los, -
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verſchlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menſchenohren er gelangt!

David.

Halt ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs geſtimmt!

(Sie ſtimmen.)

Abſalon.

Iſt keine Rettung? Iſt die Harmonie
Geſtorben? Sind die Engel der Muſik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er ſingt zur Harfe:)

David ward herabgelaſſen
Von dem Fenſter an dem Seil,
Michal, ſeine treue Gattin,
Ließ ihn nieder ihm zum Heil.
Schönſtes Fräulein! liebſte Michal!
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenſter
Mich verkehrten David auf!

Abſalon.

Baalspfaffen ihr mit grimmigem Gekreiſch,
So muß ich noch als euer Opfer ſterben!
Bin ich von dieſem grauſen Mißgetön
Nicht krumm gewachſen? Haben ſich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Verruchter Läſterer!
Verhöhneſt du des eignen Herrn Geſtalt?

Absalon.

Nun weiß ich, wie dem Absalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hing
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.

David.

O Undank! wahrhaft zweiter Absalon!

Absalon.

Ich könnte nicht dem Absalon verargen
Den Aufruhr gegen seinen eignen Vater,
Wenn dieser hätte musizirt wie Ihr.

David.

Recht rührend war's. Ein Stein erbarmte sich.

Absalon.

Gebt Acht, daß nicht dies Haus zusammenstürzt!
Amphions göttliche Musik bewog
Die Steine, selber sich zum Bau zu fügen,
Die unsre muß der Mauern Fugen lösen.

David.

Was zeigt sich Weißes dort am Fenster? Seht
Die Feueraugen! Merket auf, sie spricht!

Absalon.

Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu.
Das Fräulein wird sich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgespenster Lärm.

David.

Nur Eines noch, so wird sie selbst erscheinen!

(Sie stimmen wieder.)

Abſalon.

Der Mond, die Sterne, die ſo freundlich erſt
Herniederlauſchten, hoffend auf Muſik,
Sie haben, gleich dem Fräulein, ſich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn,
Ich höre ſchon die fernen Donner grollen.
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß.

David.

Es ſchlägt der Blitz wohl gern in die Muſik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!

Abſalon.

Hätt' dieſe Unmuſik noch lang gewährt,
Es wären, traun! Erdbeben noch entſtanden,
Die Erde hätt' im Innern ſich geſchüttelt.

(Es donnert. Alle ab, auſſer Abſalon.)

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerſtimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk! ich bin frei!

(Er ſchleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Normänniſcher Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué zugeeignet.

Balder, ein Seefahrer. Richard, ein Fiſcher.
Chorilde.

Fiſcherhütte auf einer Inſel an der Küſte der Normandie.

Balder.

Dies auf dein Wohlſeyn, vielgeehrter Wirth!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Inſel Bucht gejagt;
Denn ſolch ein traulich Mahl am ſtillen Heerd
Hat mich ſeit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fiſcherhütten beſſer nicht;
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Inſonders werth iſt mir ſo edler Gaſt,
Der aus dem nord'ſchen Heimathlande kömmt,
Von wannen unſre Väter hergeſchifft,
Davon man noch ſo Vieles ſagt und ſingt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, ſey er noch ſo arm,
Wird angeſprochen um ein Gaſtgeſchenk.

Balder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der ſeltnen Waaren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt,

Goldfrüchte, ſüße Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'ſcher Schmiede Werke,
Zweiſchneid'ge Schwerter, Harniſch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht Solches meint' ich, du verſtehſt mich falſch.
Es iſt ein Brauch in unſrer Normandie:
Wer einen Gaſt an ſeinem Heerd empfing,
Verlangt von ihm ein Märchen oder Lied
Und giebt ſofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Geſänge werth,
Darum erlaſſ' ich dir die Fordrung nicht.

Balder.

Ein Märchen iſt oft ſüß wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwertgeklirr und Schildesklang,
Drum war mein Irrthum wohl nicht allzugroß.
Zwar weiß ich nicht ſo Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngſt
Ein Schiffsgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gaſt! Beginne dann!

Balder.

Zween nord'ſche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchſegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint beſtanden manch furchtbaren Sturm,
Manch heiße Schlacht zur See und am Geſtad,

Auch manchesmal im Süden oder Osten
Auf bühndem Strand zusammen ausgeruht;
Jetzt ruhten sie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief versenkt,
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängst begleitet nach der Ahnengruft.
Doch sproßt' auch Jedem aus dem düstern Gram
Ein süßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein muntrer Sohn,
Der Andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundschaftsbund zu krönen
Und dauerndes Gedächtniß ihm zu stiften,
Beschlossen sie, die theuren Sprößlinge
Dereinst durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen sie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht' ein rosenrother Stein,
Recht wie des Knaben frisches Wangenblut.

Richard.

Ein rosenrother Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verstand ich's wohl?

Balder.

Ja! wie du sagst, doch kömmt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und schlank herauf,
In Waffenspielen ward er früh geübt,
Schon tummelt' er ein kleines, schmuckes Roß.

Nicht ſoll er, wie der Vater, einſt das Meer
Auf abenteuerlicher Fahrt durchſchweifen,
Beſchirmen ſoll er einſt mit ſtarker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbthum beider Grafenſtämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl beſorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land,
Da trugen ſie das ungeduld'ge Kind
Zum ſonnig heitern Meeresſtrand hinab
Und brachten Blum' und Muſchel ihm zum Spiel.
Die See, von leiſem Lufthauch kaum bewegt,
Sie ſpiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterſchein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,
Den ſchmücken jetzt die Fraun mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und ſchaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unterm fröhlichſten Gelächter
Entſchlüpft das Band, daran ſie ſpielend ziehn,
Und als ſie es bemerken, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So ſcheinbar ſtill die See, ſo wellenlos,
Doch ſpült ſie weiter ſtets den Kahn hinaus.
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber ſehn verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angſtgeſchrei.
Der Knabe, der ſein Liebchen zu beſuchen

Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwieſe tummelte,
Er ſprengt auf das Geſchrei im Flug heran,
Er treibt ſein Pferdchen muthig in die See,
Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erſchwimmen.
Kaum aber prüft das Thier die kalte Flut,
So ſchüttelt ſich's und wendet ſtörrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat ſchon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der ſtillen Bucht,
Und friſches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umſchweben!

Balder.

Dem Vater kömmt die Schreckensbotſchaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen und das ſchnellſte trägt ihn ſelbſt.
Doch ſpurlos iſt das Meer, der Abend ſinkt,
Die Winde wechſeln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen ſie
Den leeren, morſchen Nachen nur zurück,
Mit abgewelkten Kränzen —

Richard.

Was ſtört dich in der Rede, werther Gaſt?
Du ſtockſt, du athmeſt tief.

Balder.

Ich fahre fort.

Seit jenem Unfall freute ſich der Knabe
Nicht mehr des Roſſelenkens, wie zuvor,
Viel lieber übt' er ſich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne ſeinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erſtarkt,
Da heiſcht' er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feſte Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere ſcheint er anverlobt,
Darein das Mägdlein und der Ring verſank.
Auch rüſtet er ſein Hauptſchiff ſeltſam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderſchmuck,
Wie einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Faſt wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

Balder.

Wenn du willſt.

Mit jenem reich geſchmückten Hochzeitſchiff
Hat er in manchem grauſen Sturm geſchwankt.
Wenn ſo zu Donnerſchlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, feiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeſchlacht hat er durchgekämpft
Und iſt davon im Norden wohl bekannt.
Mit ſondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geſchwungnem Schwert,
Auf ein geentert Schiff, dann ſchreit das Volk:

„Weh uns! vertilg' uns nicht, Meerbräutigam!“
Das iſt mein Märchen.

Richard.

Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind verſank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüber fuhr,
Das flugs an Bord den armen Fündling nahm,
Den morſchen Kahn der Meerflut überließ?
Vielleicht auf einer Inſel, wie die unſre,
Ward dann das ſchwache Kindlein abgeſetzt,
Von frommen Händen ſorgſamlich gepflegt,
Und iſt zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geſchickt ein Märchen auszuſpinnen.
So laß uns deines hören, wenn's beliebt!

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mär'
Von unſern alten Herzogen und Helden,
Und ſonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts ſo hell als wie am Tage ſah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Geſpenſtern manchen Strauß beſtand;
Doch jetzt iſt mein Gedächtniß alterſchwach,
Verworren ſchwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum ſoll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort ſo ſtill und abgewendet ſitzt
Und Netze ſtrickt beim trüben Lampenſchein.

Die hat ſich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle, wie die Nachtigall.
Thorilde! darfſt den edeln Gaſt nicht ſcheun.
Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einſt der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du ſingſt es gern.

Thorilde (ſingt).

Wohl ſitzt am Meeresſtrande
Ein zartes Jungfräulein,
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fiſchlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelſtein,
Den bind't ſie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.

Da hebt ſich aus der Tiefe
'ne Hand, wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.

Da hebt ſich aus dem Grunde
Ein Ritter, jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und ſpielt im Sonnenſchein.

Das Mägdlein ſpricht erſchrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein.“

„Man angelt nicht nach Fiſchen
Mit Gold und Edelſtein,
Das Ringlein laß ich nimmer,
Mein eigen mußt du ſeyn.“

Balder.

Was hör' ich? ſeltſam ahnungsvoller Sang!
Was ſeh' ich? welch ein himmliſch Angeſicht
Hebt ſüß erröthend ſich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der Rechten blinkt der goldne Ring,
Der rothe Stein; du biſt's, verlorne Braut!
Ich bin's, den ſie Meerbräutigam genannt,
Hier iſt der Saphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitſchiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längſt gedacht, verehrter Held!
Ja! nimm ſie hin, mein theures Pflegekind,
Halt' ſie nur feſt in deinem ſtarken Arm,
Du drückſt ein treues Herz an deine Bruſt.
Doch ſieh einmal! du haſt dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind geſtrickt.

Konradin.

Fragment.

Seeküſte von Neapel.

Konradin, Friedrich von Baden, der Truchſeſs von Waldburg, mit kriegeriſchem Gefolge, ſteigen aus dem Schiffe. Galvano Lancia, Marſchall von Sicilien, mit ſeinem Sohne; Carſe, ſarracēniſcher Häuptling; Frangipane, römiſcher Edelmann, mit ſeiner Tochter Julia; Jungfrauen mit Blumenkränzen und Muſik, apuliſcher Adel, Sarracenen, Volk, zu feſtlichem Empfange verſammelt.

Konradin.

Apul'ſcher Boden, freudig ſey gegrüßt!
O Erde, die du dem Gelandeten
Noch unter'm Fuße wankſt, ich faſſe dich
Inbrünſtig, wie der Bräutigam die Braut!
Land meiner Väter, du geſegnet Land,
Wie breiteſt du dich blühend vor mir aus,
Vom reinſten Himmel feſtlich überwölbt
Und in dem Meere deine Schönheit ſpiegelnd!

Galvano.

Er iſt's, er iſt's! Ja, der iſt Konradin!
Sieh hin, mein Sohn Galotto! ſieh! er iſt's,
Der ſchwäb'ſche Jüngling, der erwartete,
In deß Verheißung ich dich auferzog.
Seht alle hin! o wer erkennt' ihn nicht!
Die helle Stirn, des Auges geiſtig Feuer,
Die goldnen Locken, um die Schulter wallend:

Ja! das iſt hohenſtaufiſches Geſchlecht.
Der einz'ge Sprößling iſt's des Herrſcherſtammes,
Des geiſtesmächt'gen, dem kein andrer gleicht,
In dem die Trefflichkeit nie ausgeblüht
Und große Väter große Söhne zeugen.
Stellt mir ihn her, den Dränger dieſes Landes,
Den finſtern Anjou, ſtellt ihn neben Dieſen,
Und ſagt mir: wo iſt königlich Geblüt?

(Gegen Konradin vortretend.)

Erlauchter Jüngling, tauſendmal willkommen!
Die Boten, die wir jüngſt nach dir geſandt,
Sie brachten erſt nur ein Gewand von dir,
Daß unſre Sehnſucht ſich erſättige,
Bis du uns ſelbſt erſchieneſt. Dies Gewand,
Wir trugen es umher, wir faßten's an,
Wir küßten es, gleich einem Heiligthum.
Und nun, Heil dieſem Tag! erſchienſt du ſelbſt.
Laß jetzt mich deine Hand ergreifen, küſſen,
Mit heißen Freudenthränen ſie benetzen!

Konradin.

Wer biſt du? nenne dich, ehrwürd'ger Greis,
Den das Entzücken zu verjüngen ſcheint!

Galvano.

Ein treuer Diener war ich deinen Vätern,
Galvano Lancia, Marſchall von Sicilien.
O welche Angedenken dringen jetzt,
Bei deinem Anblick, mächtig auf mich ein!
In Wehmuth und in Wonne ſchmelz' ich hin.

Konradin.

Galvano Lancia? der geprieſne Held,

Der meinem Haus ein halb Jahrhundert lang,
In Glück und Noth, mit Rath und That, gedient,
Der Friedrichs, Konrads, Manfreds Schlachten focht —

Galvano.

Und in den deinen gern verbluten wird.

Konradin.

Was konnte mir Erwünſchteres begegnen,
Als daß am Eingang meiner neuen Bahn
Der vielerfahrne Greis dem Jünglinge
Die ſichre Rechte bietet! Leite mich!
Du kennſt die Gänge, die wir Staufen gehn.

Galvano.

Es ſind des Löwen Gänge. — Theurer Fürſt!
Was ich, der Greis, dir leiſten kann, es iſt
Das Mindeſte. Die hier verſammelt ſtehn,
Die Blüthe von Apuliens Adel, ſie
Erwarten deinen Wink, mit ihren Schwertern
Dich einzuſetzen in dein Königsrecht.

Carſe.

Laß, Herrlicher, auch mich dein Knie umfaſſen,
Laß mich den Staub von deiner Sohle küſſen!
Du Sohn des Lichtes! Allah ſegne dich!
Dem Meer entſtiegſt du, wie der goldne Tag,
Vor dem das Grau'n der Mitternächte fleucht.

Konradin.

Steh' auf, dann laß mich wiſſen, wer du ſeyſt.

Carſe.

O dein geringſter Knecht, deß Name nicht
Vor dir genannt zu werden würdig iſt.
Den Sarracenen, die Luceras Burg

Bewohnen, bin zum Häuptling ich geſetzt.
Dein großer Ahn, o Herr, der zweite Friedrich,
Deß Ruhm mit Sternenſchrift geſchrieben ſteht,
Hat uns den ſichern Wohnſitz dort gewährt.
Ihm war des Morgenlandes Weisheit lieb;
Er ſprach die Sprache der Alarben, er
Verſchmähte nicht, in unſrer Tracht zu gehn,
Er ließ uns Tempel unſerm Gotte baun;
Er leuchtet' Allen, wie der Sonne Licht,
Wie Allah ſelber, der allwaltende.

Konradin.

Ich kenn' euch. Manfred floh in euren Schutz,
Als von den Chriſten er verlaſſen war,
Ihr aber trugt ihn jubelnd auf den Händen.

Carſe.

Gebeut o Herr, durch welchen Kampf und Sturm
Wir dich auf unſern Schultern ſollen tragen!
Dort meine Bogenſchützen brennen längſt,
Den Pfeil in deiner Feinde Herz zu ſchnellen.

Frangipane.

Die Stätte, Fürſt, die du gewürdiget
Der Anfahrt am apuliſchen Geſtad,
Ich trage von Neapel ſie zu Lehn;
Und preiſen muß ich das Geſchick, das mir
Die Ehre ſolch erhabnen Gaſtes gönnt.
Mein Nam' iſt Johann Frangipane, nicht
Darf ich mir ſchmeicheln, dir bekannt zu ſeyn,
Doch mein Geſchlecht ward dir vielleicht genannt,
Es iſt zu Rom verbürgert und hat oft
Aus feſten Thürmen, die wir dort erbaut,

Der Gibellinen Sache durchgefochten,
Sey's gegen die Gewalt des Laterans,
Sey's gegen guelf'ſchen Adels Uebermuth.

Konradin.

Sollt' ich der Frangipani nicht gedenken?
Noch, wahrlich, ſteh' ich nicht ſo hoch und feſt,
Um Freunde zu verläugnen.

Frangipane.

Mög' es denn,
Erlauchter, dir gefallen, von den Mühen
Der Seefahrt auszuruhn in meinem Hauſe,
Das dort ſich im Orangenhaine birgt!
Dich zu begrüßen und dich einzuladen,
Iſt meine Tochter Julia hergeeilt
Mit andern Jungfraun dieſer Küſtenlande.
Tritt näher, Julia, führe ſelbſt das Wort!

Julia.

Wir grüßen dich als König, hoher Herr,
Und bald, wir hoffen's, wirſt du in dem Dome
Vor allem Volke Königsweih' empfahn.
Doch bis die Krone nun, die goldene,
Dein Haupt umfangen wird, ſo laß geſchehn,
Daß eines Mädchens zage Hand mit Blumen
Als König dieſes Landes dich bekröne!
Wohl mag ein Blumenkranz das Land bedeuten,
Das blüthenreiche, wo du herrſchen wirſt.

(Sie bekränzt ihn.)

Und ſo, gekrönter König, zeuch mit uns
Zu meines Vaters Hauſe, wo Geſang

Und Saitenſpiel und Tanz gerüſtet ſind,
Die Feier deiner Krönung zu begehn!

Konradin.

Der Kranz, womit mich zarte Hand gekrönt,
Umrauſcht die Schläfe mir nur wie ein Traum,
Wie eine Ahnung künft'ger Herrlichkeit,
Die erſt erworben ſeyn muß und erkämpft.
Noch iſt zu Feſten mir nicht Zeit gegönnt,
Noch darf ich nicht im Haus der Freude weilen,
Noch muß ich raſtlos ſteuern auf mein Ziel.
Wann erſt der Sieg mir ſeinen Kranz gewunden,
Dann kehr' ich wieder, dann erfreue mich
In eurer Mitte Reigen und Geſang!
Es liebten meine Väter ſtets und übten
Das Lied, womit man edle Frauen ehrt,
Und Kaiſer Heinrich ſang: „was hülfe mir
Die Krone, ſollt' ich meine Süße miſſen?“
Ich ſelbſt, im rauhen Frühling meiner Jahre,
Hab' in der Minne Weiſen mich verſucht,
Und wenn ich einſt vom Feld des Sieges kehre,
Dann reicht die Saiten mir! mein erſtes Lied
Soll, ſchöne Julia, deine Anmuth preiſen.

(Julia und die Uebrigen ziehen ſich zurück. Konradin und Friedrich von Baden bleiben allein im Vordergrunde.)

Konradin.

O Friedrich, du Genoſſe meiner Jugend!
In deine treue Bruſt ergoß ich ſonſt
Die bittern Klagen über mein Geſchick,
Laß jetzt mein freudig überſchwellend Herz

Sich dir entſchütten, hilf mein Glück mir tragen!
Wie anders, Friedrich, als in jener Zeit,
Da ich zu Landshut, an des Oheims Hofe,
Umherſchlich, einſam, erblos, vaterlos!
Die Mutter ſah mich nur mit Thränen an;
Die meiner Väter Gnade groß gemacht,
Verachtend ſchritten ſie an mir vorbei.
Die Sänger, die von Hof zu Hofe wandern,
Sie ſangen von der Hohenſtaufen Fall,
Als wär' es eine Mär' aus alten Tagen
Und wär' ich ſelbſt nicht von den Lebenden.
Wie anders nun! wie offen liegt die Welt
Vor mir, wie blüthenhell, wie lebensvoll!
Hier lacht mir Jugendluſt und Thatenruhm
Und jede Hoffnung, jedes ſchönſte Ziel:
Und dieſes Haupt, das trauernd niederhing,
Es hebt ſich in der Blumen friſchem Schmucke.

Friedrich.

Auf deinen Hoffnungen, o Konradin,
Beruhn die meinigen, ein gleiches Loos
Verbindet uns; des Erbes Räuber heißt
Dir Karl, mir Ottokar; hier in Apulien
Erobr' ich Oeſtreich; leih' ich dir den Arm,
Du leihſt mir einſt den deinen, mächtigern.
Doch wenn der Aufgang deines Glückes, wenn
Des Landes Schönheit minder mich ergreift,
Wenn du mich oft in Gram verſunken ſiehſt:
Du weißt ja, in der deutſchen Heimath blieb
Die junge Gattin mir, kaum anvermählt,
Wo dieſe weilt, iſt mir das ſchönſte Land.

Konradin.

Von Allem, was die Zukunft Herrliches
Mir bringen mag, iſt doch das Höchſte dies:
Wenn ich die Freunde, die in meiner Noth
Mich aufgerichtet, die in meinen Kämpfen
Zu mir gehalten, wenn ich mit der Fülle
Des Dankes einſt ſie überſchütten kann.

Truchſeſs

(der ſich während des Vorigen genähert).

Du theileſt Gnaden aus, du glüheſt ſchon
Von Siegen, während ich, dir Abſchied ſagend,
Die Angſt des Herzens nicht verbergen kann.
Der Auftrag deines Ohms und deiner Mutter,
Der bang beſorgten, weiſt mich nach Viterbo,
Wo ich verſuchen ſoll, den Zorn zu ſühnen
Des heil'gen Vaters, der den Bann dir ſchleudert.
Doch da ich jetzt, dem Schiff entſtiegen, dich
Dem Schutz der Fremden überlaſſen ſoll,
So zagt mein Geiſt, und ſcheiden kann ich nicht,
Bevor ich dir, dem Freudetrunkenen,
Ein Wort der Warnung an das Herz gelegt.

Konradin.

Sprich, lieber Truchſeß, ſtets noch hat dein Wort
Bei Konradin ein offnes Ohr gefunden.

Truchſeſs.

Sohn meiner Fürſten! dieſes wälſche Land,
Das dich mit ſeinem falſchen Schimmer blendet,
Was iſt es, als ein übertünchtes Grab?
Leg' dich in dieſe Blumen, und es wird
Die gift'ge Viper dir die Ferſe ſtechen.

Entſchlummre ſanft, in lauer Nacht, bei'm Klange
Verbuhlter Lauten, und der Wand entkreucht
Der Scorpion, die tückiſche Tarantel.
Der Sonne Glutſtral brütet Seuchen aus
Und ſchlägt den Leib mit Ausſatz und Geſchwür.
Der Boden ſelbſt, auf dem du fußen willſt,
Iſt trügeriſch, da drunten gährt die Hölle,
Der Abgrund reißt ſich auf und ſpeiet Flammen,
Die Erde bebt und über deinem Haupte
Bricht das Gewölb zuſammen, ſtürzt der Thurm.
An jeder Ecke lauert Meuchelmord;
Der Weiber brennend Auge zehrt das Mark
Der Helden auf; der Freundesbecher iſt
Vergiftet und die Hoſtie ſelbſt iſt Gift.

Konradin.

Du maleſt finſter.

Truchſeſs.

Unglückſel'ger Durſt
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünſchte Gier, die uns nach Fremdem ſpornt,
Indeß ſchmachvoll das Heimiſche verdirbt!
Wie oft, wie oft ſchon zog das deutſche Heer,
Erleſne Männer, ſchmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welſchlands Ebnen
Dahinzuſchwinden, wie das Sommergras!
Wo ſind ſie, deine Väter, meine Fürſten?
Das deutſche Heimathland verſchmähten ſie,
Um Gift zu ſaugen in Apuliens Gärten.

Gift ſchlürfte Heinrich aus dem klaren Quell;
Wenn Friedrich es nicht aus dem Becher trank,
So trank er's aus des liebſten Freunds Verrath;
Dein Vater ſchlürfte Gift für Arzenei,
Was heilen ſollte, würgt' ihn ſo dahin,
Daß er die Stunde der Geburt verfluchte.
Wenn dich, auch dich — nein! nein! ich darf ihn nicht
Ausdenken, dieſen gräßlichen Gedanken.

Konradin.

Wozu mir dieſe Bilder des Entſetzens?

Truchſeſs.

Als Heinrich mit Conſtanzien ſich zu Mailand
Vermählt, und in dem Kreis ital'ſcher Großen
Zu Tiſche ſaß, da traten in den Saal
Geſandte, die vom ſchwäb'ſchen Lande kamen.
Sie ſchenkten ihm zur Hochzeit eine Wiege
Von Silber, ſchön durchbrochen und verziert,
Ein künſtlich Werk der Schmiede zu Gemünd.
Die Wiege ſollt' ihn mahnen, daß ihm ſelbſt
Und ſeinem Hauſe Deutſchland Wiege ſey.
So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
Daß du, von dieſes fremden Landes Zauber
Umſtrickt, nicht deine Wiege gar vergeſſeſt.
O denk' an jenen Berg, der hoch und ſchlank
Sich aufſchwingt, aller ſchwäb'ſchen Berge ſchönſter,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenſtaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen ſchimmernd, herdenreiche Triften,

Jagdluſtig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Kloſters abendlich Geläut.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Geſegnetes Geſchlecht, treufeſte Männer,
Die Frauen aber ſittig und verſchämt,
Ja! wie uns Walther ſang, den Engeln gleich.

Friedrich.

Den Engeln gleich! o was erregſt du mir
Die Sehnſucht, die ich kaum beſchwichtiget?

Truchſeſs.

Hätt' ich ſie Dieſem ſo erwecken können!
O Konradin! warum verließeſt du
Die Hoffnungen, die dir in Deutſchland ſproßten?
Die Gegenkönige, die um das Reich
Sich zanken, ſind den Deutſchen beide fremd;
Der eine ward in England eingethürmt,
Jenſeits der Pyrenäen weilt der Andre.
Schon dreimal ward von dir im Fürſtenrathe
Gehandelt, Hohenſtaufen lebt uns noch.
Nur deine Tugend ſchien noch nicht erſtarkt,
In ſtürm'ſcher Zeit das Steuer zu ergreifen.
Du aber harreſt nicht und machſt dich auf,
Den Lockungen des fernen Landes folgend.
Gefahrvoll iſt die Bahn, die du beſchritten,
Und ſchwer, o ſchwer iſt dieſer Abſchied mir.

Konradin.

Du haſt, o Freund, die Stammburg mir genannt,
Den Horſt, aus dem die Adler ſich geſchwungen:
Sie iſt nicht mehr mein eigen; was auf mich,
Das Wenige, von unſrem Stammgut kam,

Veräußert ward es und zu Pfand geſetzt,
Um die apul'ſche Heerfahrt zu beſtreiten.
Doch wenn mir Andres nichts zum Erbe blieb,
Das Eine blieb: der angeſtammte Geiſt,
Der ſtrebende, der nichts verloren giebt,
Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
Der Hohenſtaufen Tagwerk iſt nicht klein,
Ich muß es früh beginnen, wie die Vordern
Es früh begannen. Nicht das einzle Land
Iſt unſer Ziel. Von jedem Fleck der Erde
Kann unſer Streben ausgehn. Hat zuerſt
Apulien mich gerufen, in Apulien
Beginn' ich meine Bahn, doch wo ſie ende,
Das liegt verhüllet in der Zukunft Schooß.
Du weißt, was uns das Lied geſungen: Könige
Und Adler, niedrig ſchwebend, taugen ſchlecht!
Drum lebe wohl! vollführe dein Geſchäft!
Ihr aber laßt die Banner vorwärts fliegen!

Balladen und Romanzen.

Entſagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm ſelig ſeyn?
Ach! der Harfner iſt's, er ſinkt
Nieder an des Thurmes Fuße,
Wo es ſpät herunterblinkt,
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lauſche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, dir geweiht!
Daß ein Traum dich lind umwehe
Aus der Kindheit Roſenzeit.
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen,
Und das Schloß, dem ich entſprang,
Nicht im Sonnenſtrale ſehen.

Von dem kerzenhellen Saale,
Wo du thronteſt, blieb ich fern,
Wo um dich beim reichen Mahle
Freudig ſaßen edle Herrn.
Mit der Freude nur vertraut,
Hätten Frohes ſie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Bange Dämmerung, entweiche!
Düſtre Bäume, glänzet neu!
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit ſelig ſey.
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die ſchöne Fee,
Und mit Blumen mich beſchütte.

Ja! die Zeit iſt hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken ſie.
Schauen flieht mein ſüßer Schmerz,
Daß nicht die Erinnrung ſchwinde.
Sage das nur, ob dein Herz
Noch der Kindheit Luſt empfinde?“

Und es ſchwieg der Sohn der Lieder,
Der am Fuß des Thurmes ſaß,
Und vom Fenſter klang es nieder,
Und es glänzt' im dunkeln Gras.
„Nimm den Ring, und denke mein,
Denk an unſrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! ein Edelſtein
Glänzt darauf und eine Thräne.“

Die Nonne.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſeyn,
Und Engel darf ich lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand in lichtem Scheine,
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein manigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au;
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderſchöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie ſchlang ein Kränzlein ihm in's Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn;
O trag' es immerdar!“

Und als das Mägdlein größer ward,
Und ſich erging im Mondenglanz,
Und Thränen weinte, ſüß und zart:
Da knoſpete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme ſchloß:
Da wanden Blümlein wonneſam
Sich aus den Knoſpen los.

Sie wiegte bald ein ſüßes Kind
Auf ihrem Schooße mütterlich:
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte ſich.

Und als ihr Lieb geſunken war
Ach! in des Grabes Nacht und Staub:
Da weht' um ihr zerſtreutes Haar
Ein herbſtlich falbes Laub.

Bald lag auch ſie erbleichet da,
Doch trug ſie ihren werthen Kranz:
Da war's ein Wunder, denn man ſah
So Frucht als Blüthenglanz.

Der Schäfer.

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Halde
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeſchmeide,
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge ſeiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Geſang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeiſter! gehört.
Eure Reihe ſoll ich ſchließen:
Heil mir! ich bin es werth.“

Es ſtand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt,
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Auf's Schwert, und ſchlummert' ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſeyn.

Die ſterbenden Helden.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenſtral.
Da liegen, ſterbend, auf dem Leichenfeld
Der ſchöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun ſchlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier,
Vergeblich ſpähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns ſchaun.
Doch ſey getroſt! bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Feſtgeſang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlaſſen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Alf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenſtral
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh,
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne raſft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen hoch und ſchauerlich,
Die werthen nicht des Heldenmahles mich.

Alf.

Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh hin! die Feinde fliehen; blick hinan!
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn!

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Flut mich armen Greis!

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“ —
„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du ſtarker Königsſohn!“

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht.“ —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig ſeyn
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang.“

Der Sänger.

Noch ſingt den Widerhallen
Der Knabe ſein Gefühl;
Die Elfe hat Gefallen
Am jugendlichen Spiel.
Es glänzen ſeine Lieder
Wie Blumen rings um ihn;
Sie gehn mit ihm wie Brüder
Durch ſtille Haine hin.

Er kommt zum Völkerfeſte,
Er ſingt im Königsſaal,
Ihm ſtaunen alle Gäſte,
Sein Lied verklärt das Mahl;
Der Frauen ſchönſte krönen
Mit lichten Blumen ihn;
Er ſenkt das Aug' in Thränen
Und ſeine Wangen glühn.

Gretchens Freude.

Was ſoll doch dies Trommeten ſeyn,
Was deutet dies Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.

Da kehrt er ja, da kehrt er ſchon
Vom feſtlichen Turnei,
Der ritterliche Königsſohn,
Mein Buhle wundertreu.

Wie ſteigt das Roß und ſchwebt daher!
Wie trutzlich ſitzt der Mann!
Fürwahr, man dächt' es nimmermehr,
Wie ſanft er ſpielen kann.

Wie ſchimmert ſo der Helm von Gold,
Des Ritterſpieles Dank!
Ach! drunter glühn vor Allem hold
Die Augen, blau und blank.

Wohl ſtarrt um ihn des Panzers Erz,
Der Rittermantel rauſcht:
Doch drunter ſchlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauſcht.

Die Rechte läßt den Gruß ergehn,
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen ſich die Damen ſchön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch ſo?
Der ſchöne Gruß iſt mein.
Viel Dank, mein Lieb! ich bin ſo froh,
Gewiß, ich bring' dir's ein.

Nun zieht er in des Vaters Schloß
Und kniet vor ihm hin,
Und ſchnallt den goldnen Helm ſich los
Und reicht dem König ihn.

Dann Abends eilt zu Liebchens Thür
Sein leiſer, loſer Schritt;
Da bringt er friſche Küſſe mir
Und neue Liebe mit.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unſrer Frau Kapelle.
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle.
„Halt an, halt an, mein Walther traut!
Kennſt du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du ſo gerne hörteſt?“

„Wen ſeh' ich hier? Die falſche Maid,
Ach! weiland, ach, die Meine!
Wo ließeſt du dein ſeiden Kleid,
Wo Gold und Edelſteine?“ —
„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren iſt mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder.“

Er hub zu Roß das ſchöne Weib,
Er trug ein ſanft Erbarmen;
Sie ſchlang ſich feſt um ſeinen Leib
Mit weißen, weichen Armen.
„Ach, Walther traut! mein liebend Herz,
Es ſchlägt an kaltes, ſtarres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen.“

Sie ritten ein in Walthers Schloß,
Das Schloß war öd' und ſtille,
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle.
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie ſind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warſt mir nie ſo lieblich.“

Die Rüſtung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den ſie betrübet.
„Was ſeh ich? ach! ein ſchwarzes Kleid.
Wer ſtarb, den du geliebet?“ —
„Die Liebſte mein betraur' ich ſehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch über'm Grabe finde.“

Sie ſinkt zu ſeinen Füßen hin,
Mit ausgeſtreckten Armen.
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Luſt!
Laß mich an deiner treuen Bruſt
Von allem Leid geneſen!“

„Steh auf, ſteh auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verſchloſſen ſind,
Die Bruſt iſt ohne Leben.
Sey traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret niemals wieder.“

Der Pilger.

Es wallt ein Pilger hohen Dranges,
Er wallt zur sel'gen Gottesstadt,
Zur Stadt des himmlischen Gesanges,
Die ihm der Geist verheißen hat.

„Du klarer Strom! in deinem Spiegel
Wirst du die heil'ge bald umfahn.
Ihr sonnenhellen Felsenhügel!
Ihr schaut sie schon von Weitem an.

Wie ferne Glocken hör' ich's klingen,
Das Abendroth durchblüht den Hain.
O hätt' ich Flügel, mich zu schwingen
Weit über Thal und Felsenreihn!"

Er ist von hoher Wonne trunken,
Er ist von süßen Schmerzen matt,
Und in die Blumen hingesunken,
Gedenkt er seiner Gottesstadt.

„Sie sind zu groß noch, diese Räume,
Für meiner Sehnsucht Flammenqual:
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das ersehnte Thal!"

Da iſt der Himmel aufgeſchlagen,
Sein lichter Engel ſchaut herab:
„Wie ſollt' ich dir die Kraft verſagen,
Dem ich das hohe Sehnen gab!

Die Sehnſucht und der Träume Weben,
Sie ſind der weichen Seele ſüß,
Doch edler iſt ein ſtarkes Streben
Und macht den ſchönen Traum gewiß."

Er ſchwindet in die Morgendüfte;
Der Pilger ſpringt geſtärkt empor,
Er ſtrebet über Berg' und Klüfte,
Er ſtehet ſchon am goldnen Thor.

Und ſieh! gleich Mutterarmen ſchließet
Die Stadt der Pforte Flügel auf;
Ihr himmliſcher Geſang begrüßet
Den Sohn nach tapfrem Pilgerlauf.

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“ —
„Mit dem Abſchiedsweine nur ſliehet,
„Der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

Des Knaben Tod.

„Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab'!“ —
„Mein Gott im Himmel, der iſt mein Licht,
Der läßt mich im dunkeln Walde nicht.“

Da zeucht er hinunter, der junge Knab',
Es brauſt ihm zu Füßen der Strom hinab,
Es ſauſt ihm zu Haupte der ſchwarze Wald,
Und die Sonne verſinket in Wolken bald.

Und er kommt an's finſtre Räuberhaus,
Eine holde Jungfrau ſchauet heraus:
„O wehe! du biſt ſo ein junger Knab',
Was kommſt du in's Thal des Todes herab?“

Aus dem Thor die mörderiſche Rotte bricht,
Die Jungfrau decket ihr Angeſicht,
Sie ſtoßen ihn nieder, ſie rauben ſein Gut,
Sie laſſen ihn liegen in ſeinem Blut.

„O weh! wie dunkel, keine Sonne! kein Stern!
Was ruf' ich an? iſt mein Gott ſo fern?
Ha! Jungfrau dort, im himmliſchen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!“

Der Traum.

Im ſchönſten Garten wallten
Zwei Buhlen Hand in Hand,
Zwo bleiche kranke Geſtalten,
Sie ſaßen in's Blumenland.

Sie küßten ſich auf die Wangen
Und küßten ſich auf den Mund,
Sie hielten ſich feſt umfangen,
Sie wurden jung und geſund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entſchwand zur Stund';
Sie lag in der Kloſterzelle,
Er fern in Thurmes' Grund.

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm.“

„Mein Kind im gelben Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht,
Der Schmuck iſt deine Freude,
Dein Liebſtes iſt die Pracht.
Von rothem Gold die Kette hier
Nahm ich dem ſtolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür.“

Das Fräulein ſchnell die Kette
Um ihren Nacken band.
Sie ging hinab zur Stätte,
Da ſie den Todten fand.
„Du liegſt am Wege, wie ein Dieb,
Und biſt ein edler Ritter,
Und biſt mein feines Lieb.“

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab;
Sie legt' ihn mit Erbarmen
In ſeiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halſe ſchien,
Die zog ſie feſt zuſammen,
Und ſank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm."

„Mein Kind im grünen Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Jagd iſt deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht.
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür."

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot,
Thät in den Wald ſich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.

Dort in der Linde Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf.

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß.“
Da ſtieß ſie gar geſchwinde
In ihre Bruſt den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Waldvöglein ſangen oben,
Grün Laub herunter fiel.

3.

Ein Fräulein ſah vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm
Was bringſt du deinem Kinde?
Ich war wohl ſtill und fromm.“

„Mein Kind im weißen Kleide!
Wohl hab' ich dein gedacht.
Die Blumen ſind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht.
Das Blümlein, klar wie Silber, hier,
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür.“

„Wie war er ſo verwegen?
Warum erſchlugſt du ihn?
Er thät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblühn.“ —
„Er hat mir wunderkühn verſagt
Die ſchönſte Blum' im Garten,
Die ſpart' er ſeiner Magd.“

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Bruſt.
Sie ging in einen Garten,
Der war wohl ihre Luſt.
Da ſchwoll ein friſcher Hügel auf,
Dort bei den weißen Lilien,
Sie ſetzte ſich darauf.

„O könnt' ich thun zur Stunde
Den lieben Schweſtern gleich!
Doch's Blümlein giebt kein' Wunde,
Es iſt ſo zart und weich.“
Auf's Blümlein ſah ſie, bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß ſie niederſank.

Der ſchwarze Ritter.

Pfingſten war, das Feſt der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu ſprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!“

Trommeln und Trommeten ſchallen,
Rothe Fahnen feſtlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenſpielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs ſtarkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein ſchwarzer Ritter.
„Herr! wie iſt Eur Nam' und Zeichen?“ —
„Würd' ich es ſagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürſt von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Bei'm erſten Stoße
Der Jüngling ſank vom Roſſe,
Konnte kaum ſich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im ſchwarzen Kleid von Eiſen,
Tanzet ſchauerliche Weiſen,
Schlingt ſich kalt um ihre Glieder.
Von Bruſt und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwiſchen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah ſie an mit ſtillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide ſchienen,
Bot der Gaſt den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch geneſen.“
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl iſt dieſer Trank geweſen.“

An des Vaters Bruſt ſich ſchlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig ſich entfärben.
Wohin der graue,
Erſchrockne Vater ſchaue,
Sieht er eins der Kinder ſterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmſt du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudeloſen!“
Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech' ich Roſen.“

Der Roſengarten.

Vom ſchönen Roſengarten
Will ich mit Sang euch melden.
Am Morgen luſtwandelten Fraun,
Am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr iſt König im Land,
Ich herrſch' im Garten der Roſen,
Er hat ſich die güldne Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkoſen.

So hört, ihr jungen Recken,
Ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
Laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Roſen verderben,
Das brächte mir große Sorgen."
So ſprach die ſchöne Königin,
Als ſie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille,
Und blickten lieblich herfür.

Da kamen des Wegs mit Sitten
Drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
Laßt uns in den Garten ein!“

Als die Jungfraun Roſen gebrochen,
Da haben ſie all geſprochen:
„Was blutet mir ſo die Hand?
Hat mich das Röslein geſtochen?“

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Da kamen des Wegs auf Roſſen,
Drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, ſchnöde drei Wächter,
Sperret auf die Thüre weit!“

„Die Thüre, die bleibet zu,
Die Schwerter, die ſind bloß,
Die Roſen, die ſind theuer,
Eine Wunde gilt jegliche Roſ'.“

Da ſtritten die Ritter und Wächter
Die Ritter den Sieg erwarben,
Zertraten die Röslein all,
Mit den Roſen die Wächter ſtarben.

Und als es ward am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und ſind meine Roſen zertreten,
Erſchlagen die Jünglinge treu:

So will ich auf Roſenblätter
Sie legen in die Erden.
Und wo der Roſengarten war,
Soll der Liliengarten werden.

Wer iſt es, der die Lilien
Mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
Der Mond und die Sterne bei Nacht.“

Die Lieder der Vorzeit.

1807.

Als Knabe ſtieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen,
Und ſah die hohen Münſter an.
Da war es, daß mit ſtillem Mahnen
Der Geiſt der Vorwelt bei mir ſtand,
Da ließ er frühe ſchon mich ahnen,
Was ſpäter ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preiſe,
Die heil'gen Lieder, einſt gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreiſe
Beim Feſte des Geſangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geſchlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schweſtern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche ſchmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,
Sie iſt dem ſchweren Gram erlegen,
Und ſang noch einmal, eh' ſie ſchied.

In eines armen Mädchens Kammer
Iſt einer Andern Aufenthalt,
Sie miſcht ſich in der Freundin Jammer,
Wann ſtill der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menſchen Herz gewinnen
Und ſinget ſanft zum Saitenſpiel.

Getroſt! ſchon ſinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Oſt und Weſt,
In eine Stadt am Neckarſtrande
Zu laden euch zum neuen Feſt.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das roſige Gewand!
Ihr Ernſten, wallt im Nonnenſchleier,
Die weiße Lilie in der Hand!

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' ſaß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das ſchönſte Lied?“
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende.

„Drei Lieder weiß ich; den erſten Sang,
Den haſt du ja wohl vergeſſen ſchon lang:
Meinen Bruder haſt du meuchlings erſtochen!
Und aber: haſt ihn meuchlings erſtochen!

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!“

Da lehnt' er die Harfe wohl an den Tiſch,
Und ſie zogen beide die Schwerter friſch,
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König ſank in der hohen Halle.

„Nun ſing' ich das dritte, das ſchönſte Lied,
Das werd' ich nimmer zu ſingen müd:
König Sifrid liegt in ſeim rothen Blute!
Und aber: liegt in ſeim rothen Blute!“

Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieſer Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu ſingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl ſchmucke Ritter reiten
Das Wieſenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen ſtehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäferin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauſcher durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrecken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderſchöne Maid!
Wärſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag,
Ich meint', es hab' durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.“

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es in's Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir.“

„Meine Flaſche magſt du haben,
Noch Keinem macht' ich's ſchwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'."

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du ſo holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und biſt doch mit Würd' umfangen,
Und ſtraleſt doch Adel aus,
Als wäreſt hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäfrin:
Ob ſie auf dem Throne ſaß?"

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar ſtolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!“

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederſchaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon ſechzehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?“

„Ich will dir ſchöpfen und langen
Soviel der Bronn vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag."

Der erſte Sang iſt geſungen,
So ſinget gleich der letzt';
Ein Vogel hat ſich geſchwungen,
Laßt ſehen, wo er ſich ſetzt!

2.

Nun ſoll ich ſagen und ſingen
Von Trommeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Geſang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh' doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeyd ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!“

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was ſetz' ich euch zum Preis?“

„Herr König, hochgeboren,
So ſehet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!“

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommetenſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand."

Wie glühten da die Gäſte
Beim hohen Trommetenſchall,
Wollt' Jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all.

Der König ſtand im Saden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.“

Er ſprach's und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Stral,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' in's Thal hinab.“

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäfetin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'."

Nicht länger blieben ſie ſtehen
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſeyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir."

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin! hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen."

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum Drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Sterbeklänge.

1. Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! wer mag es seyn,
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts,
O schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht;
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

2. Die Orgel.

„Noch einmal spielt die Orgel mir,
Mein alter Nachbarsmann!
Versucht es, ob ihr frommer Schall
Mein Herz erquicken kann!“

Die Kranke bat, der Nachbar ſpielt,
So ſpielt' er nie vorher,
So rein, ſo herrlich, nein! er kennt
Sein eigen Spiel nicht mehr.

Es iſt ein fremder, ſel'ger Klang,
Der ſeiner Hand entbebt,
Er hält mit Grauen ein, da war
Der Freundin Geiſt entſchwebt.

3. Die Droſſel.

„Ich will ja nicht zum Garten gehn,
Will liegen ſommerlang,
Hört' ich die luſt'ge Droſſel nur,
Die in dem Buſche ſang."

Man fängt dem Kind die Droſſel ein,
Im Käfig ſitzt ſie dort,
Doch ſingen will ſie nicht und hängt
Ihr Köpfchen immerfort.

Noch einmal blickt das Kind nach ihr
Mit bittendem Geſicht,
Da ſchlägt die Droſſel ſchön und hell,
Da glänzt ſein Aug' und bricht.

Die Harfe.

In Wälder floh mit ſeinem Grame
Ein Ritter, den verſchmäht die Dame.
Ihm kommt auf ungebahnten Wegen
Ein traut umfangen Paar entgegen.

Er kann ihr Koſen ganz verſtehen,
Da ſie auf ſich nur hören, ſehen:
Sie ſind ſich kaum zurückgegeben
Zu neuer Liebe, neuem Leben.

Muß Alles ſeinen Schmerz erfriſchen!
Er fliehet zu den dunklern Büſchen.
Da ſteht in ſchwarzer Tannen Mitte,
Verlaſſen, eine Bruderhütte.

Hier liegt die Eremitenhülle,
Dort hängt die Harfe traurig ſtille;
Gewiß, den er geſehn im Glücke,
Der ließ ſein Trauren hier zurücke.

Er eilt, die Kutte anzulegen,
Er prüft das Spiel mit dumpfen Schlägen:
„Wie lange werd' ich, fern der Süſſen,
Auf dieſer Harfe ſpielen müſſen?“

Der Leitſtern.

Der ausfuhr nach dem Morgenlande,
Des fremden Schiffes leichte Laſt,
Schon führt er zu der Heimath Strande,
Von Golde ſchwer, den eignen Maſt.

Er hat ſo oft nach keinem Sterne,
Wie nach dem Liebesſtern, geſchaut.
Der lenkt' ihn glücklich aus der Ferne
Zur Vaterſtadt der theuren Braut.

Noch hat er nicht das Ziel gefunden,
Obſchon er in die Thore trat;
Wie mag er gleich die Braut erkunden
Im Labyrinth der großen Stadt?

Wie mag ſein Auge ſie erlauſchen?
Der Blick iſt überall verbaut.
Wie mag er durch der Märkte Rauſchen
Vernehmen ihrer Stimme Laut?

Dort iſt ein Fenſter zugefallen,
Vielleicht hat ſie herausgeſchaut;
Hier dieſes Schleiers eilig Wallen,
Verbirgt es nicht die theure Braut?

Schon dunkeln ſich die Abendſchatten,
Noch irrt er durch die Straßen hin;
Die Füße wollen ihm ermatten,
Das rege Herz doch treibet ihn.

Was hält er plötzlich ſtaunend inne?
Horch, Saiten! welcher Stimme Laut!
Umſonſt nicht ſah er ob der Zinne
Den Liebesſtern, dem er vertraut.

Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphne's falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr erſinnt.

Man legt zu ihm in ſchmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er ſang;
Die Leier, die ſo hell erſchollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So ſchlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es ſtets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre ſind verſchwunden,
Cypreſſen wuchſen um ſein Grab;
Die ſeinen Tod ſo herb empfunden,
Sie ſanken alle ſelbſt hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit friſcher Kraft und Regſamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er iſt den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt ſelbſt in ſeinem Liede nur.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer widerhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Ruder auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Sängers Vorüberziehn.

Ich ſchlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht, mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er ſchwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele ſang?

Traum.

Es hat mir jüngſt geträumet,
Ich läg' auf ſteiler Höh';
Es war am Meeresſtrande,
Ich ſah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein ſchmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ufer ſtehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein luſt'ger Zug daher.
Wie Engel thäten ſie glänzen,
Geſchmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran im Zuge ſchwärmten
Der muntern Kinder viel.
Die Andern Becher ſchwangen,
Muſizirten, ſangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie ſprachen zu dem Schiffer:
„Willſt du uns führen gern?
Wir ſind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde ſcheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß in's Schiff ſie treten,
Die Freuden allzumal,
Er ſprach: „Sagt an, ihr Lieben!
Iſt Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir ſind Alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie, als wackre Ringer,
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum Erſtenmale blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken,
Als ein Schattenhut, ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz', als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer.
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seyd gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte!
Weiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum Erſtenmale
Aufgeht, als ein neuer Stern.

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunſt,
Minnelieder wollt' ich ſingen,
Werbend um der Süßen Gunſt.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.

Weh! zu früh bin ich geboren!
Erſt beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat ſich verloren,
Frühling ewig iſt erneut.
Sie, in ihrer Roſenlaube,
Wird des Reiches Herrin ſeyn.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenſtein!"

Als der Alte dies geſprochen,
Er die bleichen Lippen ſchloß.
Seine Augen ſind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edeln Knappen eilen,
Legen ihn in's Grüne hin;
Ach! kein Balſam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niederſteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig ſich zum Greiſe neiget,
Setzt ihm auf den Roſenkranz:
„Sey des Maienfeſtes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei,
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen, todesblaß,
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großem Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir ſollen das nicht klagen,
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.“

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hauſe wollen wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.“

Sprach Adelbert: „Wohl iſt ſie todt.
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde, bleich und todt,
So bleich wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket Beide.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſtehn,
Mit ihrem Hofgeſinde
Zum Frauenmünſter gehn.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe fiel.
Herr Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt' er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfst du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?“

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ' empor,
Steckt' in den Kranz ſie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Wer thät' ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm ſie herab die Kron':
„Nimm du ſie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entſagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.“

Der Sieger.

Anzuſchauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Dieſe waren nur das Laub,
Meine Fürſtin war die Roſe.
Aufwärts blickt' ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
Das Viſier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke ſanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zum Sturmestoben,
Sie, der ſchöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden.
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft Alles niederdonnernd.

Der nächtliche Ritter.

In der mondlos ſtillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmliſch ſüßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre.
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer ſich geſchlagen,
Daß die hellen Funken ſtoben,
Daß die Mauern widerhallten.
Und ſo übt' er jeden Dienſt,
Den man weihet edeln Damen,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den theuern Unbekannten.
Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu ſchauen,
Als ſein Blut, für mich gelaſſen.

Der kaſtiliſche Ritter.

1.

„Beſter Ritter von Kaſtilien!
Wann die fernen Berge toſen,
Mein' ich deinen Kampf zu hören:
Doch es iſt des Donners Rollen.
Wann es hinter jenen Höhen
Roth und golden glüht am Morgen,
Mein' ich, daß du wollſt erſcheinen:
Doch es kommt herauf die Sonne."

2.

„Darum ward ein Weg betreten
Längſt von Pilgern, Sängern, Wappnern,
Darum ward ein Schloß erbauet,
Herrlich, an des Weges Rande;
Darum ſchaute von den Zinnen
Bis auf mich wohl manche Dame:
Weil der ſchönſte, kühnſte Ritter
Sollte hier vorüberfahren.
Wehe nun! es iſt erfüllt,
Was ſo lange ward erharret.
Weh! die Augen werden brechen,
Die ſo hohen Adel ſahen.

Weh! die Mauern werden ſinken,
Drin des Roſſes Tritt verhallet.
Weh! der Pfad, den er verließ,
Wird vergehn in hohem Grgſe.“

3.

Nimmer mochten ihn verwunden
Liebesblicke ſüßer Schönen,
Nimmer mochten ihn bezwingen
Schwerterſchläge, Lanzenſtöße.
Als er einſam ritt auf Bergen,
Fuhr ein Blitz aus dem Gewölke;
Und ſo iſt er unterlegen
Nur dem Stral von Himmelshöhen.

4.

Schwarze Wolken ziehn hinunter,
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Fern verhallen ſchon die Donner,
Und die Vögelchöre ſingen;
Blumen heben ſich und Bäume,
Sind erfriſchet vom Gewitter,
Wanderer, die ſich geborgen,
Schreiten wieder raſch von hinnen:

Nur des Waldes höchſte Eiche
Hebt nicht mehr die ſtolzen Wipfel,
Nur Kaſtiliens beſter Streiter
Bleibt am Fuß der Eiche liegen.

5.

Alle Damen ſchmachten, hoffen,
Ihn, den Schönſten, zu empfahen;
Alle Mohren zagen, zittern
Vor des kühnſten Streiters Nahen.
Damen! würdet nicht mehr hoffen,
Mohren! würdet nicht mehr zagen:
Wüßtet ihr, daß im Gebirge
Längſt Gewitter ihn erſchlagen.

Sankt Georgs Ritter.

1.

Hell erklingen die Trommeten,
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kaſtilien
Lager hält, der tapfre Graf.
Almanſor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erſtürmen jene Stadt.
Schon gewappnet ſitzt zu Pferde
Die kaſtil'ſche Ritterſchaar.
Forſchend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapfre Graf:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Alle Ritter ſind gerüſtet,
Du nur fehleſt auf dem Platz.
Du, der Erſte ſonſt zu Roſſe,
Sonſt der Erſte zu der Schlacht,
Hörſt du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
Fehleſt du dem Chriſtenheere
Heut, an dieſem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“
Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern iſt er im tiefen Wald,

Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
An der Pforte ſteht ſein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter kniet betend
Vor dem heiligen Altar;
Iſt in Andacht ganz verſunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestoſen,
Durch das Waldgebirge hallt;
Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang,
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;
Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.
Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtral!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.
Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;
Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Sey geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!
Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“
Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang,
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

X.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;
Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder, Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,

Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:
Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heil'gen Schaft,
Während, an den Fels gebunden,
Bang die Königstochter harrt.
Weinend und die Hände ringend,
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“
Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt.
Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt;
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.
Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sey geprieſen tauſendmal!“
Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Allwärts iſt dein Ruhm poſaunet.
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geſchichte ſtaunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du lieſſt durch Waldes Grauſen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane ſausten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagſt im Rieſenhauſe
Und den Oger hörteſt nahen,
Der nach deinem Fleiſch geſchnaubet!
Dich und deine ſechs Gebrüder
Haſt vom Tode du erkaufet,
Liſtiglich die ſieben Kappen
Mit den ſieben Kronen tauſchend.
Als der Rieſe lag am Felſen,
Schnarchend, daß die Wälder rauſchten,
Haſt du keck die Meilenſtiefel
Von den Füßen ihm gemauſet.
Einem vielbedrängten König
Biſt als Bote du gelaufen;
Köſtlich war dein Botenbrot:
Eine Braut vom Königshauſe.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Mächtig iſt dein Ruhm erbrauſet,
Mit den Siebenmeilenſtiefeln
Schritt er ſchon durch manch Jahrtauſend.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſiers, die Brille
Den entbrannten Augen vor.
Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,
Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt.
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.
Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.
Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.

Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sey uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Ritter Paris.

Paris iſt der ſchönſte Ritter,
Alle Herzen nimmt er hin.
Jede Dame kann's beſchwören
An dem Hof der Königin.
Was der ſchönen Siegeszeichen
Warf das Glück in ſeinen Schooß!
Briefe, die von Küſſen rauſchen,
Locken, Ringe, zahlenlos.
Allzu leichter Siege Zeichen!
Ungebetnes Minneglück!
Bann und Feſſel nennt euch Paris,
Stößt ſein ſüßes Loos zurück.
Schwingt zu Roß ſich, ſchwer gerüſtet,
Glüht von edler Heldenluſt,
Beut den Frauen all den Rücken,
Beut den Männern keck die Bruſt.
Doch es will kein Feind ſich zeigen,
Frühling waltet im Gefild,
Mit dem Helmbuſch ſpielen Lüftchen,
Sonne ſpiegelt ſich im Schild.
Weit ſchon iſt er ſo geritten,
Siehe! da an Waldes Thor
Hält ein Ritter, hoch zu Roſſe,
Strecket ihm die Lanze vor.
Ritter Paris fliegt zum Kampfe,
Eilte nie zum Reihn ſo ſehr;
Wirft den Gegner ſtracks zur Erde,
Blickt als Sieger ſtolz umher;

Naht ſich hülfreich dem Geworfnen,
Nimmt ihm ab des Helms Gewicht:
Sieh! da wallen reiche Locken
Um ein zartes Angeſicht.
Wie er Schien' und Panzer löſet,
Welch ein Buſen! welch ein Leib!
Hingegoſſen ohne Leben,
Liegt vor ihm das ſchönſte Weib.
Würden erſt die bleichen Wangen
Röthen ſich von neuer Glut,
Hüben erſt ſich dieſe Wimpern:
Wie dann, Paris, junges Blut?
Ja! ſchon holt ſie tiefen Athem,
Schlägt die Augen zärtlich auf;
Die als wilder Feind geſtorben,
Lebt als milde Freundin auf.
Dort, in Stücken, liegt die Hülle,
Die ein ſtarrer Ritter war,
Hier, in Paris Arm, die Fülle,
Süßer Kern, der Schaale baar.
Paris ſpricht, der ſchöne Ritter:
„Welcher Sieg nun? welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernſten Ritterthum?
Wandelt ſtets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?“

Der Räuber.

Einſt am ſchönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein ſchlankes Mädchen bald.
„Trügſt du, ſtatt der Maienglocken, —
Spricht des Waldes kühner Sohn —
In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögeſt du davon.“
Lange folgen ſeine Blicke
Der geliebten Wallerin,
Durch die Wieſengründe wandelt
Sie zu ſtillen Dörfern hin,
Bis der Gärten reiche Blüthe
Hüllt die liebliche Geſtalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finſtern Tannenwald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:
Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?
Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?
Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne, ſchildern!

1. Audello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.
Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,

Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, schmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besungne Dame.
Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudello's Liedern schwebte;
Denn nur in geheimen Nächten
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.
Wollt' er sie mit Armen fassen,
Schwand sie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm süße Lieder.
Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Märe,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;

Und ſo oft Rudell es hörte,
Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.
Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.
Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.
Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber oſtwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rand
Ein Palaſt im Morgenſchimmer.
Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.
Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen
Der allein um ihretwillen
Ueber's weite Meer geſchwommen:
Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad betreten.
Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde;

In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.
Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.
Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Giebt ſie dieſen theuren Blättern;
Lieſt darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen,
Bis auch ſie ergriffen iſt
Von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Valbi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.
Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.

In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme,
Was er Süßeſtes erſonnen.
Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.
Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“
Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen,
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.
Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:
Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.
Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.
Noch, wie ihr geſchah, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,

Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?“
Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen.
Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf, und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;
Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Caſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum Erſtenmal erblickte!
Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er Dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Kaſtellan
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.
„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,

Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Fayel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.
Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild in's Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.
Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen.“
„Jene Dame kenn' ich wohl!“
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger;

Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.
Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“
Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:
Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Couci,
Der ſo zärtlich Lieder girrte.“
Als der Ritter dies geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,

Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Groſes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genieſsen
Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.
Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saſs im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.
Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.

Bibl. Univers. Linz.

Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theure Blätter, liederreiche,
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.
Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.
Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbſt wenn er im Kerker ſchmachtet?“
Einsmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.
Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.
Jener hub ſich in den Bügeln,
Wuthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
Don Maſſias iſt durchbohret,
Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.
Und der Graf, des Siegs verſichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
Doch es leben ſeine Lieder;
Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,

Andern ſind ſie Philomelen,
Jenem nur ſind ſie Harpyien.
Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:
In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geiſterſtimmen tönen
Des Maſſias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelſchaaren,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.
Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.
Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.
Als, zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.
Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.
Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.
Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.
In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.
Aber in der wildſten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen;
Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,

Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.
Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.
Hoch und höher ſchwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;
Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.
Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.
Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Liebesklagen.

1. Der Student.

Als ich einſt bei Salamanka
Früh in einem Garten ſaß
Und beim Schlag der Nachtigallen
Emſig im Homerus las:
Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und ſo herrlich ſich erzeigte
Dem trojaniſchen Senat,
Daß vernehmlich Der und Jener
Brummt' in ſeinen grauen Bart:
„Solch ein Weib ward nie geſehen,
Traun, ſie iſt von Götterart!“
Als ich ſo mich ganz vertiefet,
Wußt' ich nicht, wie mir geſchah:
In die Blätter fuhr ein Wehen,
Daß ich ſtaunend um mich ſah.
Auf benachbartem Balkone,
Welch ein Wunder ſchaut' ich da!
Dort, in glänzenden Gewanden,
Stand ein Weib wie Helena,
Und ein Graubart ihr zur Seite,
Der ſo ſeltſam freundlich that,
Daß ich ſchwören mocht', er wäre
Von der Trojer hohem Rath.

Doch ich ſelbſt ward ein Achäer,
Der ich nun ſeit jenem Tag
Vor dem feſten Gartenhauſe,
Einer neuen Troja, lag.
Um es unverblümt zu ſagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Geſang,
Klagt' in manichfachen Weiſen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dies war nur vergönnet,
Weil halbtaub der Vormund war.
Hub er gleich ſich oft vom Lager,
Schlaflos, eiferſüchtig bang,
Blieben doch ihm unſre Stimmen
Ungehört, wie Sphärenklang.
Aber einſt, die Nacht war ſchaurig,
Sternlos, finſter wie das Grab,
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab.
Nur ein alt zahnloſes Fräulein
Ward von meiner Stimme wach,
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verſchwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,

Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
Ach! und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimath, ihren Stand,
Weil ſie, Beides zu verſchweigen,
Angelobt mit Mund und Hand.
Da beſchloß ich, ſie zu ſuchen,
Nah und fern, auf irrer Fahrt.
Den Homerus ließ ich liegen,
Nun ich ſelbſt Ulyſſes ward;
Nahm die Laute zur Gefährtin
Und vor jeglichem Altan,
Unter jedem Gitterfenſter
Frag' ich leis mit Tönen an;
Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
Das im Salamanker Thal
Jeden Abend ich geſungen
Meiner Liebſten zum Signal;
Doch die Antwort, die erſehnte,
Tönet nimmermehr und ach!
Nur das alte Fräulein Echo
Reist zur Qual mir ewig nach.

2. Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
Hinter einer Eiche ſtand,
Lauernd, oft mich vorwärts legend,
Auch die Büchſe ſchon zur Hand:

Da vernahm ich leichtes Rauſchen
Und mein Hühnerhund ſchlug an,
Fertig hielt ich gleich die Büchſe,
Paßte mit geſpanntem Hahn:
Sieh! da kam nicht Reh, noch Haſe,
Kam ein Wild von ſchönrer Art,
Trat ein Mägdlein aus den Büſchen,
Jung und friſch, und lind und zart.
So von ſeltſamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich faſt vor eitel Liebe
Auf die Schönſte losgebrannt.
Immer geh' ich nun den Fährten
Dieſes edeln Wildes nach,
Und vor ſeinem Lager ſteh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.
Um es unverblümt zu ſagen:
Vor der Lieblichſten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend,
Blicke traurig ſtill hinan.
Doch von ſolcher ſtummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang,
Lieder will ſie, ſüße Weiſen,
Flötentöne, Lautenklang.
Ach! das iſt ein künſtlich Locken,
Drin ich Waidmann nichts vermag,
Nur den Kukucksruf verſtehend
Und den ſchlichten Wachtelſchlag.

Bertran de Born.

Droben auf dem ſchroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr ſteht gefeſſelt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamſt du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der ſich gerühmet
In vermeſſner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geiſtes nöthig ſey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!“

„Wie du ſagſt, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter ſaß im Saale,
Feſtlich, eines Herzogs Braut,
Und da ſang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſterb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er ſich noch aufgerafft."

Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt."

Der Waller.

Auf Galliciens Felſenſtrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitſtein dort,
Dem Verſtürmten auf dem Meere
Oeffnet ſich ein ſtiller Port.

Rührt ſich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöſtern
Werden alle Glocken wach.
Und es ſchweigt die Meereswoge,
Die noch kaum ſich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder
Bis er leis ſein Ave ſprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den ſie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt ſie Wunder mancher Art;
Wie ſie ſonſt im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felſenpfade klimmen
Waller, feſtlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der ſchroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und beſtaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Aſche tragend auf dem Haupt;
Solche ſind's, die der Gemeinſchaft
Frommer Chriſten ſind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen iſt erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Deſſen Auge troſtlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart ſich wirrt;
Einen Reif von roſt'gem Eiſen
Trägt er um den Leib geſchirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erſchlagen er den Bruder
Einſt in ſeines Zornes Haſt,
Ließ er aus dem Schwerte ſchmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Heerde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Raſt,
Bis ein himmliſch Gnadenwunder
Sprenget ſeine Kettenlaſt.

Trüg' er Sohlen auch von Eiſen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er ſie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder ſucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erſtiegen
Und ſich an der Pforte neigt,
Tönet ſchon das Abendläuten,
Dem die Menge betend ſchweigt.
Nicht betritt ſein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild ſich zeigt,
Farbenhell im Stral der Sonne,
Die zum Meere niederſteigt.

Welche Glut iſt ausgegoſſen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Roſenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine ſelbſt hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröſtet,
Nur der Eine rührt ſich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle,
Mit dem bleichen Angeſicht.
Feſt noch ſchlingt um Leib und Glieder
Sich der Feſſeln ſchwer Gewicht!
Aber frei iſt ſchon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die Bidaſſoabrücke.

Auf der Bidaſſoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die ſpan'ſchen Berge,
Segnet links den fränk'ſchen Gau;
Wohl bedarf's an dieſer Stelle
Milden Troſtes himmelher,
Wo ſo Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zauberhaft Geſicht:
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Roſen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem iſt das Elend finſter,
Jedem glänzt ſein Vaterland.

Friedlich rauſcht die Bidaſſoa
Zu der Herde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend ſteigt hernieder
Eine Schaar zum Flußgeſtad,
Unſtet, mit zerriſſner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidaſſoabrücke
Lehnen ſie die Büchſen bei,
Binden ſich die friſchen Wunden,
Zählen, wer noch übrig ſey?
Lange harren ſie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächſet nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel
Und ein alter Kriegsmann ſpricht:

„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum Erſtenmale wandelt
Dieſen Kreuzweg ihre Schaar;
Nicht zum Erſtenmale ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern,
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſt'gen Stern.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will:
Seine Hand, zur Brust gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut:
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern daß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hat er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſey die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen
Ein Ritter über die Au'.
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerſchönſte Frau.

„Mein werthes Ringlein golden!
Verkünde du mir frei,
Du Pfand von meiner Holden,
Wie ſteht es mit ihrer Treu?“

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm ſprang,
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wieſenrain entlang.

Er will mit ſchnellen Händen
Es haſchen auf der Au',
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräſer, betropft von Thau.

Ein Falk' es gleich erlauſchte,
Der auf der Linde ſaß,
Vom Wipfel er niederrauſchte
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft ſich ſchwang.
Da wollten ſeine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh'.
Der Ritter ſah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fiſchlein hüpften munter,
Zu haſchen den goldnen Tand;
Das Ringlein ſank hinunter,
Bis es den Blicken ſchwand.

„O Ringlein! auf den Triften,
Da äffen dich Gras und Blum'!
O Ringlein! in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um.

O Ringlein! in Waſſers Grunde,
Da haſchen die Fiſche dich frei.
Mein Ringlein! iſt das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?"

Die drei Schlöſſer.

Drei Schlöſſer ſind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe ſtets beſchaue;
Und ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Wie ſollt' ich ſchweigen von den Dreien,
Die ſich dem Gau zum Schmucke reihen?

Das erſt' iſt kaum ein Schloß zu nennen,
An wenig Trümmern zu erkennen,
Verſunken dort am Waldeshange,
Sein Name ſelbſt verſchollen lange,
Denn ſeit nicht mehr die Thürme ragen,
Verging nach ihm der Wandrer Fragen.
Doch ſchreckt dich nicht durch Waldes Dichte
Der Zweige Schlagen in's Geſichte:
Dort, wo des Beiles Schläge fallen,
Einſame Waldhornklänge hallen,
Dort kannſt du Wundermär' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Ja! ſetzeſt du im Mondenſcheine
Dich auf's verfallene Geſteine:
So wird die Kund', auch unerbeten,
Dir vor die ſtille Seele treten.

Das zweite meines Dreivereines,
Es ſcheint ein Schloß, doch iſt es keines.

Du ſiehſt vom hohen Bergesrücken
Es ſtolz im Sonnenſtrale blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen iſt es öd' und ſtille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Waſſer nimmer,
Im Haus iſt Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken ſchleichen,
Zugvögel durch die Fenſter ſtreichen.
Dort ſaßen mit der goldnen Krone
Voreinſt die Herrſcher auf dem Throne,
Von dortaus zogen einſt die Helden,
Von denen die Geſchichten melden.
Die Herrſcher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden ſind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerſtral vom Himmel,
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zuſammen.
Inwendig war das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unverſehret.
Sobald erloſch der Edeln Orden,
Iſt auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geſchichten melden
Der Herrſcher Namen und der Helden:
So ſieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.

Auch wird noch ferner manch Jahrhundert
Das hohe Denkmal ſchaun verwundert
Und jenes Schloß auf Berges Rücken
Verklärt im Sonnenſtral erblicken.

Dann zwiſchen beiden in der Mitte,
Ein luſtig Schlößlein, ſteht das dritte;
Nicht ſtolz auf Berges Gipfel oben,
Doch auf dem Hügel, ſanft gehoben;
Nicht in des Waldes finſtern Räumen,
Doch unter friſchen Blüthenbäumen;
Mit blanken Mauern, rothen Ziegeln,
Mit Fenſtern, die wie Sonnen ſpiegeln.
Es iſt zu klein für die Geſchichte,
Zu jung für Sagen und Gedichte.
Doch ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Ich ſorge redlich, daß nicht länger
Das Schlößlein bleibe ſonder Kunde.
Zur Morgen- und zur Abendſtunde
Umwandl' ich es mit meiner Laute,
Und wenn dann Klelia, die Traute,
An's Fenſter tritt mit holdem Grüßen:
So will in mir die Hoffnung ſprießen,
Daß eine Kunde, drin Geſchichte
Sich ſchön verwoben mit Gedichte,
Daß ſolche Kunde bald beginne
Von Klelia's und Sängers Minne.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtina's Strand.

Daſelbſt er einsmal ritt
Durch einen friſchen Wald;
Ein grünes Reis er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde ſteckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf getreu und gut,
Beſucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachſen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Die Ulme zu Hirſau.

Zu Hirſau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum,
Friſchgrünend, ſeine Krone
Hoch über'm Giebelſaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Kloſterbau,
Er wölbt ſich ſtatt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob ſie nur beſtimmt,
Den kühnen Wuchs zu ſchirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einſam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, ſtummen
Getrümmer ich gelauſcht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauſcht.

Ich ſah ihn oft erglühen
Im erſten Morgenſtral;
Ich ſah ihn noch erleuchtet,
Wann ſchattig rings das Thal.

Zu Wittenberg, im Kloſter,
Wuchs auch ein ſolcher Strauß
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Klauſendach hinaus.

O Stral des Lichts! du dringeſt
Hinab in jede Gruft.
O Geiſt der Welt! du ringeſt
Hinauf in Licht und Luft.

Münſterſage.

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägt's der Stein.

Einſt klomm die luft'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwin's, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt;
Doch iſt er ſtehn geblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? *

* Auf der Plattform des Straßburger Münſters ſteht unter vielen auch Göthe's Name, von ſeinen akademiſchen Jahren her, eingehauen.

Das Reh.

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da ſah er aus dem Gartenhag
Ein roſig Mägdlein ſchauen.

Was iſt geſchehn dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was iſt geſchehn dem Jäger werth,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal ſo bange.
Halt an, du ſeltſam Thierlein, doch!
Der Jäger vergaß dich lange.

Der weiße Hirſch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirſch.

Sie legten ſich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen ſeltſamen Traum.

Der Erste.

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Buſch,
Da rauſchte der Hirſch heraus, huſch huſch!

Der Zweite.

Und als er ſprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.

Und als ich den Hirſch an der Erde ſah,
Da ſtieß ich luſtig in's Horn, trara!

So lagen ſie da und ſprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirſch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geſehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Huſch huſch! piff paff! trara!

Die Jagd von Wincheſter.

König Wilhelm hatt' einen ſchweren Traum,
Vom Lager ſprang er auf,
Wollt' jagen dort in Wincheſters Wald,
Rief ſeine Herrn zuhauf.

Und als ſie kamen vor den Wald,
Da hält der König ſtill,
Giebt Jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birſchen will.

Der König kommt zur hohen Eich',
Da ſpringt ein Hirſch vorbei,
Der König ſpannt den Bogen ſchnell,
Doch die Sehne [illegible]ßt entzwei.

Herr Titan beſſer treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab,
Er ſchießt dem König mitten in's Herz
Den Pfeil, den der ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein geſcheuchtes Wild,
Find't nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Hasen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand.“

Da reiten schon in ernstem Zug
Die hohen Lords heran,
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieser trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward,
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
Den edeln Leopard.“

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie trugen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Elfen.

Erste.

Kommt herbei, ihr luft'gen Schweſtern!
Seht! ein holdes Erdenkind!
Sputet euch, bevor ſie fliehet!
Solch ein Herchen iſt geſchwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfentanze,
Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun! du biſt ein leichtes Liebchen,
Wiegſt nicht über fünfzig Pfund,
Haſt ein kleines, flinkes Füßchen;
Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannſt wohl frei in Lüften ſchweben,
Bis man eben drei gezählt,
Stampfſt zuweilen kaum ein wenig,
Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Zürne nicht, du flinke Kleine,
Tanze friſch im Mondenſcheine!

Vierte.

Trautes Liebchen! kannſt du lachen?
Weinſt du gern im Mondenſchein?
Weine nur, ſo wirſt du ſchmelzen,
Bald ein leichtes Elfchen ſeyn!

Fünfte.

Sprich! iſt auch dein Fleiß zu loben?
Iſt dir keine Arbeit fremd?
Iſt dein Brautbett ſchon gewoben?
Spinnſt du ſchon für's Todtenhemd?

Sechste.

Kennſt du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürſt du in den Fingerſpitzen:
Wieviel Pfeffer, wieviel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfſt uns keine Antwort ſagen.

Siebente.

Haſt du nichts auf dem Gewiſſen,
Wie ſo manches arme Kind,
Von verſtohlnen ſüßen Küſſen,
Welches große Sünden ſind?

Achte.

Oder biſt du ſchon ein Bräutchen,
Haſt 'nen Bräutigam ſo treu,
Der dich darf ſpazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Neunte.

Haſt du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geſchmückt?
Das iſt ächte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Zehnte.

Liebchen! biſt noch immer böſe?
Haſt du ſo ein hitzig Blut?
Muſt dir's Zürnen abgewöhnen,
Iſt nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, friſch zum Elfentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

Merlin der Wilde.

An Karl Mayer.

Du ſendeſt, Freund, mir Lieder
Voll friſcher Waldesluſt,
Du regteſt gerne wieder
Auch mir die Dichterbruſt.
Du zeigſt an ſchatt'ger Halde
Mir den beſchilften See,
Du lockeſt aus dem Walde
Zum Bad ein ſcheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,
Doch fürchte nicht, ich ſuche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch ſeine Zeilen windet
Ein grüner Pfad ſich weit
In's Feld hinaus und ſchwindet
In Waldeseinſamkeit.

Da ſitzt Merlin der Wilde
Am See, auf moos'gem Stein,
Und ſtarrt nach ſeinem Bilde
Im dunkeln Widerſchein.
Er ſieht, wie er gealtet
Im trüben Weltgewühl;
Hier, in der Wildniß, waltet
Ihm neuer Kraft Gefühl.

Vom Grün, das um ihn thauet,
Iſt ihm der Blick geſtärkt,
Daß er Vergangnes ſchauet
Und Künftiges ermerkt.
Der Wald, in nächt'ger Stunde,
Hat um ſein Ohr gerauſcht,
Daß es in ſeinem Grunde
Den Geiſt der Welt erlauſcht.

Das Wild, das um ihn weilet,
Dem ſtillen Gaſte zahm,
Es ſchrickt empor, enteilet,
Weil es ein Horn vernahm.
Von raſchem Jägertroſſe
Wird er hinweggeführt,
Fern zu des Königs Schloſſe,
Der längſt nach ihm geſpürt.

„Geſegnet ſey der Morgen,
Der dich in's Haus mir bringt,
Den Mann, der, uns verborgen,
Den Thieren Weisheit ſingt!
Wohl möchten wir erfahren,
Was jene Sprüche werth,
Die dich ſeit manchen Jahren
Der Waldesſchatten lehrt.

Nicht um den Lauf der Sterne
Heb' ich zu fragen an,
Am Kleinen prüft' ich gerne,
Wie es um dich gethan.
Du kommſt in dieſer Frühe
Mir ein Gerufner her,
Du löſeſt ohne Mühe,
Wovon das Haupt mir ſchwer.

Dort, wo die Linden düſtern,
Vernahm ich dieſe Nacht
Ein Plaudern und ein Flüſtern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauſcht' ich herab vom Wall,
Doch wähnt' ich ſie gefunden,
So ſchlug die Nachtigall.

Nun frag' ich dich, o Meiſter,
Wer bei den Linden war?
Dir machen deine Geiſter
Geheimes offenbar,
Dir ſingt's der Vögel Kehle,
Die Blätter ſäuſeln's dir;
Sprich ohne Scheu, verhehle
Nichts, was du ſchaueſt, mir!"

Der König ſteht umgeben
Von ſeinem Hofgeſind,
Zu Morgen grüßt ihn eben
Sein roſenblühend Kind.
Merlin, der unerſchrocken
Den Kreis gemuſtert hat,
Nimmt aus der Jungfrau Locken
Ein zartes Lindenblatt.

„Laß mich dies Blatt dir reichen,
Lies, Herr, was es dir ſagt!
Wem nicht an ſolchem Zeichen
Genug, der ſey befragt:
Ob er in Königshallen
Je Blätter regnen ſah?
Wo Lindenblätter fallen,
Da iſt die Linde nah.

Du haſt, o Herr, am Kleinen
Mein Wiſſen heut' erprobt,
Mög' es dir ſo erſcheinen,
Daß man es billig lobt!
Löst' ich aus einem Laube
Dein Räthſel dir ſo bald,
Viel größre löst, das glaube!
Der dichtbelaubte Wald."

Der König ſteht und ſchweiget,
Die Tochter glüht von Scham.
Der ſtolze Seher ſteiget
Hinab, von wo er kam.
Ein Hirſch, den wohl er kennet,
Harrt vor der Brücke ſein,
Und nimmt ihn auf und rennet
Durch Feld und Strom waldein.

Verſunken lag im Mooſe
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schooße
Noch ſeiner Stimme Klang.
Auch dort iſt längſt nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde ſpricht.

Die Bildſäule des Bacchus.

Kalliſthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einſt, nach einer durchgeſchwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz um's wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung, nach Haus,
Er ſelber, wie die Dämmrung, wüſt und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit Eins im vollen Fackelſchein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von ſchöpferiſcher Meiſterhand geformt.
In Jugendfülle hebt ſich die Geſtalt,
Aus reichem, lang hinwallenden Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulternpaar,
Und unter'm Schatten üppigen Geflechts
Von Rebenlaub und ſchwellender Traubenfrucht
Erſcheint das runde, blühende Geſicht.
Erſchrocken fährt Kalliſthenes zurück
Vor der Erſcheinung Herrlichkeit und Glanz,
Ihm iſt, als hätte mit dem Thyrſusſtab
Der Gott die Stirne ſtrafend ihm berührt,
Als ſpräche zürnend der belebte Mund:
„Was ſpukſt du hier, du wankendes Geſpenſt?
Ereb'ſcher Schatten, kraftlos, ſinnbetäubt!
Du haſt den heil'gen Epheu mir entweiht,

Du nenneſt frevelnd meinen Prieſter dich;
Hinweg von mir! ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle ſchaffender Natur,
Die ſich beſonders in dem edlen Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüſtes Treiben einen Gott,
So ſucht ihn nicht auf ſonnigem Weingebirg,
Nein! ſucht ihn drunten in des Hades Nacht!“
Der Gott verſtummt, der Fackel Licht erliſcht,
Der Jüngling ſchleicht beſchämt in ſein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und ſtill in des Gemüthes Innerſtem
Beſchwöret er ein heiliges Gelübd.

Von den ſieben Zechbrüdern.

Ich kenne ſieben luſt'ge Brüder,
Sie ſind die durſtigſten im Ort,
Sie ſchwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewiſſes Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Es iſt das gute Wörtlein: Waſſer,
Darin doch ſonſt kein Arges ſteckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Praſſer
Dies ſchlichte Wort ſo mächtig ſchreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeſchichte.

Einſt hörten jene durſt'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es ſey am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen ſo reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner ſich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläſer gut zu füllen,
Dann ſind die Burſche gleich erregt.
„Auf laſſet uns wandern!“
Ruft Einer dem Andern.

Sie wandern rüſtig mit dem Frühen,
Bald ſteigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen,
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Wie trinken ſie in vollen Zügen!
Doch als ſie kaum den Durſt geſtillt,
Bezeigen ſie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Waſſer, quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!“

In ſeine vielverwohnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da ſtehn ſie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, ſie ſuchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat ſich in finſtre Wetter
Die ſchwüle Sonne tief verhüllt;
Schon rauſcht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kommt es geſloſſen,
Unendlich ergoſſen.

Bald wird der Forſt zu tauſend Inſeln,
Zahlloſe Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winſeln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köſtliche Traufe!

Vor Alters wurden Menſchenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unſre ſieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterſchluß.
Sie trieſen, ſie ſchwellen,
Als würden ſie Quellen.

So, mehr geſchwommen, als gegangen,
Gelangen ſie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke ſehn ſie prangen,
Sie ſind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Da iſt's, als ob ſie rauſchend ſpreche:
„Willkommen, ſaubre Brüderſchaar!
Ihr habt geſchmähet, thöricht Freche!
Mein Waſſer, das euch labend war.
Nun ſeyd ihr getränket,
Daß ihr daran denket.“

So kam es, daß die ſieben Brüder
Das Waſſer fürchteten hinfort,
Und daß ſie ſchwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünſchte Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Die Geiſterkelter.

Zu Weinsberg, der geprieſnen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, ſchön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu:
Bei Wein und Weib und bei Geſang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg' und Gelaß
Für Teufel und für Dintenfaß,
Denn alle Geiſter wandeln da;
Hört! was zu Weinsberg jüngſt geſchah.

Der Wächter, der die Stadt bewacht,
Ging ſeinen Gang in jener Nacht,
In der ein Jahr zu Grabe geht
Und gleich ein andres auferſteht.
Schon warnt die Uhr zur Geiſterzeit,
Der Wächter ſteht zum Ruf bereit:
Da, zwiſchen Warnen, zwiſchen Schlag,
Am Scheideweg von Jahr und Tag,
Hört er ein Knarren, ein Gebraus,
Genüber öffnet ſich das Haus,
Es ſinkt die Wand, im hohlen Raum
Erhebt ſich ſtolz ein Kelterbaum,
Und um ihn dreht in vollem Schwung
Sich jauchzend, glühend Alt und Jung,
Und aus den Röhren, purpurhell,

Vollblütig, ſpringt des Moſtes Quell;
Ein ſauſend Mühlrad, tobt der Reihn,
Die Schaufeln treibt der wilde Wein.
Der Wächter weiß nicht, wie er thu,
Er kehrt ſich ab, den Bergen zu,
Doch ob der dunkeln Stadt herein
Erglänzen die in Mittagsſchein,
Des Herbſtes goldner Sonnenſtaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst über's Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben ſieht man kaum,
So ſprützt um ſie der edle Schaum.
Gelächter und Geſang erſchallt,
Die Pritſche klatſcht, der Puffer knallt.
Wohl ſenkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauſchen Feuergarben auf
Und werfen Sterne, groß und licht,
Dem Abendhimmel in's Geſicht.
Da dröhnt der Hammer, dumpf und ſchwer,
Zwölfmal vom grauen Kirchthurm her.
Der Jubel ſchweigt, der Glanz erliſcht,
Die Kelter iſt hinweggewiſcht,
Und aus der ſtillen Kammer nur
Glimmt eines Lämpchens letzte Spur.
Der Wächter aber ſinget ſchon
Das neue Jahr im alten Ton,
Doch flieſſet ihm, wie Honigſeim,

Zum alten Spruch manch neuer Reim.
Er kündet froh und preiſet laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut,
Denn wann die Geiſterkelter ſchafft,
Iſt guter Herbſt unzweifelhaft.

Da klopft's ihm auf die Schulter ſacht,
Es iſt kein Geiſt der Mitternacht;
Ein Zechgeſell, der keinen glaubt,
Begrüßt ihn, ſchüttelnd mit dem Haupt:
„Der Moſt in deiner Kelter war
Vom alten, nicht vom neuen Jahr.“

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da thät er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen.“

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtarren mir noch die Haare.

Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.“

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.“

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffiret,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Neige.

Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch' es in Gottes Dienſte!“

Rechberger in ein Kloſter ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie.“

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh' es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten.“

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Der Graf von Greiers.

Der junge Graf von Greiers, er ſteht vor ſeinem Haus,
Er ſieht am ſchönen Morgen weit in's Gebirg hinaus,
Er ſieht die Felſenhörner verklärt im goldnen Stral
Und dämmernd mitten inne das grünſte Alpenthal.

„O Alpe, grüne Alpe! wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft ſah ich ſonſt hinüber, empfand nicht Leid noch Luſt,
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefſte Bruſt.“

Und nah und näher klingen Schallmeien an ſein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, ſie ziehn zur Burg empor,
Und auf des Schloſſes Raſen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Aermel ſchimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngſte, ſchlank, wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es ſchlinget ihn der Reigen in ſeine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greiers, gefangen mußt du ſeyn!“

Sie raſſen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied ſich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, ſie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon ſteigt der zweite Morgen, der dritte ſchon wird klar:
Wo bleibt der Graf von Greiers? iſt er verſchollen gar?
Und wieder ſinkt zum Abend der ſchwülen Sonne Lauf;
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborſten iſt die Wolke, der Bach zum Strom geſchwellt,
Und als mit jähem Strale der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt ſich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Aſt ergriffen und ſich an's Ufer ſchwingt.

„Da bin ich! weggeriſſen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle ſeyd geborgen in Hütt' und Felſenſpalt,
Nur mich hat fortgeſchwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei ſel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu ſolchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du friſche Alpenroſe, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, ſie löſcht nicht dieſen Brand.
Du zauberiſcher Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſeyn.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeye die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein andermal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſeyn.“

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſeyn.“

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da ſprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,

Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche."

Die Rache.

Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.

Er hat ihn erſtochen im dunkeln Hain
Und den Leib verſenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüſtung blank,
Auf des Herren Roß ſich geſchwungen frank.

Und als er ſprengen will über die Brück',
Da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.

Und als er die goldnen Sporen ihm gab,
Das ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert beſtellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu ſchwer erfand.

Der alte Schmied den Bart ſich ſtreicht:
„Das Schwert iſt nicht zu ſchwer noch leicht,
Zu ſchwach iſt Euer Arm, ich mein',
Doch morgen ſoll geholfen ſeyn."

„Nein, heut! bei aller Ritterſchaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling ſpricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften ſchwingt.

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug,
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!

Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!“

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eiſen in Stücken ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwert, ſo breit und lang.

„Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun ſchlag' ich wie ein andrer Held
Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld."

Klein Roland.

Frau Berta ſaß in der Felſenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland ſpielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnſt du ſchrecklich mir.

O Milon! mein Gemahl ſo ſüß!
Die Flut verſchlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünſche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener lieſen ohn' Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ'
Mehr, als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vierfarb zuſammengeſtückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt'
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geſchehn,
So laſſen's die Andern auch.

Es ſtund nun an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Brunnen friſch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Brunnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam',
Wie du berühmſt, mein Kind!
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß?
Sag an! wer iſt ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk."

„Sag an! wer ſind die Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allſtund."
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?"
„Der iſt mein rother Mund."

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſeyn.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Der König ſchaut in die Fern',
Da kehren ſchon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einemmal:
„Hilf Himmel! ſeh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſeyn.“

Frau Berta hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tiſch
Mit ſeiner freien Hand,
Soll bringen zu Heil und Ehre friſch
Sein ſeufzend Mutterland.

Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbrät auf und Fisch
Und ließ auch Keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und ſchwach,
Daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die ſechs Genoſſen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als ſie kamen in den Wald,
Da thäten ſie ſich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenſchein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden ſie den Rieſen nicht
In Felſen und Gehegen.
Zur Mittagsſtund' am vierten Tag
Der Herzog Milon ſchlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland ſah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirſch' und Reh' aufſcheuchten;
Er ſah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Rieſe, groß und wild,
Vom Berge niederſteigend.

Roland gedacht' im Herzen ſein:
„Was iſt das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im beſten Schlaf erwecken?
Es wachet ja ſein gutes Pferd,
Es wacht ſein Speer, ſein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß beſtieg er dann
Und ritt ganz ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
„Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwert iſt zwier ſo lang als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,
Auslangend, in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwert in beide Hände,
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt,
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entriſſen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter,
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle,
Da wuſch er ſich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgeſprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,
Daß wir den Rieſen ſuchen!“

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,
Zu ſchweifen in der Wilde,
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit deſſen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngſt geſtritten hät,
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu ſchauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwert und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhaunen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe, frag' ich mehr?
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzu lange.
Doch ſeh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, ſtark und lange.
Wohl ſchwitz' ich von dem ſchweren Druck,
Hei! bairiſch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köſtlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben ſeinem Pferde,
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſammt dem Schwerte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen."

Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.
„Der hat den Schild, deß iſt die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das iſt ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon ſehn,
Der nach dem Schloſſe lenkte,
Er ließ das Rößlein langſam gehn,
Das Haupt er traurig ſenkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm ſeinen ſtarken Speer
Zuſammt dem feſten Schilde.

Doch wie ſie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Rieſenkleinod ſetzt' er ein,
Das gab ſo wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun dieſe helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Rieſen übermannt,
Ihm abgeſchlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entriſſen.“

Herr Milon hatte ſich gewandt,
Sah ſtaunend all die Helle:
„Roland! ſag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geſelle?“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben ſchlieſet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoſſen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Altekläre.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen;
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſenfzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Aeß' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Statt daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maaß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſingt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog ſprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth.“

Da ſprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm in's Feld,
Sie ſprach: „Dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „Der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Tailleſer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!“

Der Tailleſer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Tailleſer ſang und ſchürte das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwert und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böſes dräut der Sterne Schein,
Drum ſchaff du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!“

„Mein Vater! willſt du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins ſchwacher Hand?
Noch ſchlug ich nie den harten Stahl,
Ich ſpinn' und web' im Frauenſaal.“

„Ja! ſpinne, Kind, in heil'ger Nacht,
Den Faden weih' der hölliſchen Macht,
Draus web' ein Hemde, lang und weit,
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heil'ger Nacht, im Vollmondſchein,
Da ſpinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!“ ſpricht ſie leis,
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt ſie an den Webeſtuhl
Und wirft mit zagender Hand die Spul';
Es rauſcht und ſauſt in wilder Haſt,
Als wöben Geiſterhände zu Gaſt.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog ſondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, ſchaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geiſt,
Wer bot' es ihm, wer ſtellt' ihn dreiſt,
An dem das härteſte Schwert zerſchellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling ſprengt ihm vor's Geſicht:
„Halt, Würger, halt! mich ſchreckſt du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunſt,
Dein Werk iſt todt, dein Zauber Dunſt.“

Sie treffen ſich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft von Blut;
Sie haun und haun ſich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter ſteigt hinab in's Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?“
Sie findt die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei.

Biſt du's, mein Kind? Unſel'ge Maid!
Wie ſpanneſt du das falſche Kleid?
Haſt du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand;
Der dich erſchlug, iſt mir nicht fremd,
So ſpann ich, wehl dein Todtenhemd.“

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall,
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in trunkner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauſes älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kryſtall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk rothen ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es ſtralt aus dem Glücke von Edenhall.

Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kryſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein ſchrieb ſie: kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geſchlecht
Sich den zerbrechlichen Kryſtall;
Er dauert länger ſchon, als recht,
Stoßt an! mit dieſem kräft'gen Prall
Verſuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend ſpringt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäſte ſind zerſtoben all
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein ſtürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kryſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall',
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand — ſpricht er — ſpringt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall.“

Graf Eberhard der Rauſchebart.

Iſt denn im Schwabenlande verſchollen aller Sang,
Wo einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verſchollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man liſpelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüſtig Heldenleben längſt auf Beſchwörung lauſcht,
Da trippelt man vorüber und ſchauert, wenn es rauſcht.

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart, hervor! *
Du ſchlugſt dich unverwüſtlich noch greiſe Jahr' entlang,
Brich auch durch unſre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſtehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart.

* Graf Eberhard von Würtemberg, genannt der Greiner, auch der Rauſchebart († 1592), und deſſen Sohn Ulrich († 1388) ſind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigeſetzt.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal geſprengt,
Wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
Den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wann er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Flut;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
Am heißeſten und vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth voreinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch,
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Hauſe das obre Thal herab.

Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in athemloſem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, ſein Rüſtzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt.“

„Das iſt der Wunnenſteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — der Glanz iſt mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man ſchrecken, das ſich im Bade ſchmiegt,
Das iſt ein luſtig Necken, das Niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht ſein Leben, doch ſchweres Löſegeld.“

Da ſpricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat,
Kein Roß mag ſie erſteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den ſteilſten Berg hinan,
Mit ſeinem guten Schwerte haut oft der Graf ſich Bahn,
Wie herb das Fliehen ſchmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn geſtärkt.

In heißer Mittagsſtunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf ſich lehnen auf ſeines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So ſänftlich ſeyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erſt das Volk ſich ächt,
Drum ſoll mn nie zertreten ſein altes, gutes Recht.“

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart ſitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann ſchickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alſofort,
Die ſollen Mauern führen rings um den offnen Ort,

Damit in künft'gen Sommern ſich jeder greiſe Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Die drei Könige zu Heimſen.

Drei Könige zu Heimſen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Roſſen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es ſind die hohen Häupter der Schlegelbrüderſchaft,
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

Da thronen ſie beiſammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und beſprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den ſtolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, beſſer als im Bade, ihm jeden Schlich verſtellt.

Wie man ihn dann verwahret und ſeine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig ſpricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienſt, gute Nacht!
Dann iſt's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon ſank die Nacht hernieder, die Kön'ge ſind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da ſchallt mit ſcharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten ſich um das Städtlein her;

Verhaltne Männerſtimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufſchlag und Roſſesſchnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel ſinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgenſternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern ſtehn um den Ort geſchaart,
Und mitten hält zu Roſſe der alte Rauſchebart.

Die Schlegler möchten ſchirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geſchoß.
„Nur ſachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen ſoll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!“

Rings um die alten Mauern iſt Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geſchichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein ſchießt man glühnde Pfeile, wie raſſelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüſt'gen Bauern wird emſig nachgeſchürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und ſchweift,
Und ſchon mit luſt'gem Praſſeln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor iſt freigelaſſen, ſo hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel ſich leiſe loſe ſchiebt.

Dort ſtürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, als wie in's Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unterſich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachſam, Mann für Mann,
Daß man ſie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — ſo ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beiſammen, geehrte Brüderſchaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Beſuch im Bad;
Nur Einen miſſ' ich, Freunde! den Wunnenſtein, 's iſt Schad'!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an ſeinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimſen, — ſo ſchmollt es — das iſt viel!
Erwiſcht man noch den vierten, ſo iſt's ein Kartenſpiel."

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felſen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit ſeiner Ritterſchaar;
Wild rauſchen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt,
Bald ſcheint ſie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einſt erheben die Städter ſich zu Nacht,
In's Urachthal hinüber ſind ſie mit großer Macht,
Bald ſteigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt ſoll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da ſputen ſich die Ritter, ſie wappnen ſich in Stahl,
Sie heiſchen ihre Roſſe, ſie reiten ſtracks zuthal.

Ein Kirchlein ſtehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der ſcheint bequem zum Streit,
Sie ſpringen von den Pferden, ſie ziehen ſtolze Reihn,
Die langen Spieße ſtarren, wohlauf! wer wagt ſich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geſchrei,
Man ſieht ſie fürder ſchreiten, ein wohlgerüſtet Heer;
Wie flattern ſtolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun ſchließ dich feſt zuſammen, du ritterliche Schaar!
Wohl haſt du nicht geahnet ſo dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, ſie ſtürmen an mit Schwall,
Die Ritter ſtehn und ſtarren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da iſt ein altes Thor,
Längſt wob mit dichten Ranken der Epheu ſich davor,
Man hat es ſchier vergeſſen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger ſtürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauſer Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber ſo purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut ſpritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt ſich roth.
Stets drängender umſchloſſen und wüthender beſtürmt,
Iſt rings von Bruderleichen die Ritterſchaar umthürmt.

Das Fähnlein iſt verloren, Herr Ulrich blutet ſtark,
Die noch am Leben blieben, ſind müde bis in's Mark.
Da haſchen ſie nach Roſſen und ſchwingen ſich darauf,
Sie hauen durch, ſie kommen zur feſten Burg hinauf.

„Ach Allm" — ſtöhnt' einſt ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich ſinkt vom Sattel; halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der ſeinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit ſicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn ſechzig, ſo blutig und ſo bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn ſogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaſchen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weiſſenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaſſen, bis er erſchlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entſtammt.
O Zollern! deine Leiche umſchwebt ein lichter Kranz:
Sahſt du vielleicht noch ſterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachſenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen ſtill beiſammen in Lilien und in Mohn,

Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geiſt,
Der längſt mit Klaggebärden auf ſchweres Unheil weiſt.

Einſt war ein Herr von Luſtnau vom Scheintod aufer-
wacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu ſeiner Frau bei Nacht,
Davon man ſein Geſchlechte die Todten hieß zum
Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's
Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers iſt genug,
Will Jemand Alle wiſſen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenſtern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenſchild ſich dar.

Als nun von ſeinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht ſehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein froſtiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber ſitzt Ulrich an den Tiſch,
Er ſchlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein
und Fiſch;
Da faßt der Greis ein Meſſer, und ſpricht kein Wort
dabei,
Und ſchneidet zwiſchen Beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Pöfinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſeyn,
Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein;
Zu Döffingen war's anders, dort ſcholl den ganzen Tag
Der feſte Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter ſind gekommen, der Bauer hat ſein Gut
Zum feſten Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karſt und Senſe treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden ſinket, hat hier nicht weit in's Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit ſtarkem Aufgebot,
Schon iſt um ihn verſammelt der beſten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reiſ'ger Bote vom Wolf von Wunnenſtein:
„Mein Herr mit ſeinem Banner will Euch zu Dienſte ſeyn.“
Der ſtolze Graf entgegnet: „Ich hab' ſein nicht begehrt,
Er hat umſonſt die Münze, die ich ihm einſt verehrt.“

Bald ſieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren ſtehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn ſeine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch ſchwoll.“

Er ſprengt zu ſeinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir ſpeiſen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir ſchlagen auf einem blut'gen Feld.“

Sie ſteigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie ſtürzen auf die Feinde, thun ſich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich ſo grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat ſein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenſtumpf?
„Gott ſey mir Sünder gnädig!“ — er ſtöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerſpällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erſchüttern kann:
„Erſchreckt nicht! der gefallen, iſt wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!“ — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauſcht ſein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das ſeltſam liſt'ge Wort.
„Wer flieht?“ ſo fragen Alle, ſchon wankt es hier und dort.
Das Wort hat ſie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und ſeine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterſchein?
Das iſt mit ſeinen Reitern der Wolf von Wunnenſtein.
Er wirft ſich auf die Städter, er ſprengt ſich weite Bucht,
Da iſt der Sieg entſchieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geſchah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch ſo mancher Schnitter die Arme ſinken läßt!
Wohl halten dieſe Ritter ein blutig Sichelfeſt.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf roſt'ge Degenklinge, Speereiſen, Panzerring,
Und als man eine Linde zerſägt und niederſtreckt,
Zeigt ſich darin ein Harniſch und ein Gerippe verſteckt.

Als nun die Schlacht geſchlagen und Sieg geblaſen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach dieſem harten Strauß.“

„Hei! — ſpricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieſer Schwank?
Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reiſe! es ſteht im alten Recht.“
Er ſpricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei ſeines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet ſein Geſicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſ'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt';
„Dem Mann iſt's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"

„Ich bring' Euch böſe Kunde, nächt iſt in unſern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm ſoviel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art."

Sie reiten rüſtig fürder, ſie ſehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtral,
Da kommt des Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſey Dank und Preis!"

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das ſteht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war ſein ganz Geleite
Ein Jagdſpieß, ſtark und lang,
An dem er über breite
Waldſtröme kühn ſich ſchwang.

Nun hielt auf Hohenſtaufen
Der deutſche Kaiſer Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und haſtig vor,
Daß ihn ſein Jagdgeſinde
Im wilden Forſt verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen manigfalt.
Hier dacht' er ſich zu legen
Zu einem Mittagſchlaf,
Da rauſcht' es in den Hägen
Und ſtand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu ſchelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hauſe weilt er ſelten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgend ſtill.“

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß iſt mir verfangen,
Deß ich ſo lang begehrt,
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dies mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann.“

„Herr Kaiſer, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir ſchwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

„Mit dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzu ſtolz.
Doch führſt du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürſten,
Drum thu mir das, Geſell,
Und gieb mir Eins zu dürſten
Aus dieſem Waſſerquell!"

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.
Der ſchlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenkteſt mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk!
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk!“

Das Singenthal.

Der Herzog tief im Walde
Am Fuß der Eiche ſaß,
Als ſingend an der Halde
Ein Mägdlein Beeren las.
Erdbeeren, kühl und duftig,
Bot ſie dem greiſen Mann,
Doch ihn umſchwebte luftig
Noch ſtets der Töne Bann.

„Mit deinem hellen Liede —
So ſprach er — ſeine Magd!
Kam über mich der Friede
Nach mancher ſtürm'ſchen Jagd.
Die Beeren, die du bringeſt,
Erfriſchen wohl den Gaum,
Doch ſinge mehr! du ſingeſt
Die Seel' in heitern Traum.

Ertönt an dieſer Eiche
Mein Horn von Elfenbein,
In ſeines Schalls Bereiche
Iſt all das Waldthal mein;
So weit von jener Birke
Dein Lied erklingt rundum,
Geb' ich im Thalbezirke
Dir Erb' und Eigenthum."

Noch einmal blies der Alte
Sein Horn in's Thal hinaus,
In ferner Felſenſpalte
Verklang's wie Sturmgebraus:
Dann ſang vom Birkenhügel
Des Mägdleins ſüßer Mund,
Als rauſchten Engelflügel
Ob all dem ſtillen Grund.

Er legt in ihre Hände
Den Siegelring zum Pfand:
„Mein Waidwerk hat ein Ende,
Vergabt iſt dir das Land."
Da nickt ihm Dank die Holde
Und eilet froh waldaus,
Sie trägt im Ring von Golde
Den friſchen Erdbeerſtrauß. —

Als noch des Hornes Brauſen
Gebot mit finſtrer Macht,
Da ſah man Eber hauſen
In tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute,
Vor der die Hindin floh,
Und fiel die blut'ge Beute,
Erſcholl ein wild Halloh.

Doch ſeit des Mägdleins Singen
Iſt ringsum Wieſengrün,
Die muntern Lämmer ſpringen,
Die Kirſchenhaine blühn;
Feſtreigen wird geſchlungen
Im goldnen Frühlingsſtral;
Und weil das Thal erſungen,
So heißt es Singenthal.

Ver Sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten Stand,
Da hoben ſie zu ihrem Heiligthum,
Dem Speer des Mavors, flehend, Blick und Hand.

Da ſprach der Prieſter, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, ſtatt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er ſenden günſt'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weiheſrühling zollt."

„Ihm ſey der Frühling heilig!" rief das Heer —
„Und was der Frühling bringt, ſey ihm gebracht!"
Da rauſchten Fittige, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etruſker Macht.

Und Jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo ſie jauchzten, ward die Gegend grün,
Feldblumen ſproßten unter jedem Huf,
Wo Speere ſtreiften, ſah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimath Thoren, am Altar,
Da harrten ſchon zum feſtlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfraun helle Schaar,
Bekränzt mit Blüthe, welche heut' entſprang.

Als nun verrauſcht der freudige Willkomm,
Da trat der Prieſter auf den Hügel, ſtieß
In's Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und ſprach vor allem Volke dies:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe dieſen vollen Frühling dir!

Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein, flamme deinem Heerd!
Das junge Rind erwachſe nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das muth'ge Pferd!

Und was in jenen Blüthegärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menſchenhand geſtreift:
Dir ſey es Alles, Alles dir geweiht!“

Schon lag die Menge, ſchweigend, auf den Knien,
Der gottgeweihte Frühling ſchwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erſchien,
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungsſchwer.

Und weiter ſprach der Prieſter: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüthen Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugebornér Zucht belebt,
Sind ſie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menſchliche, durch ſie den Reigen webt?

Mehr, als die Lämmer, ſind dem Gotte werth
Die Jungfraun in der Jugend erſtem Kranz,
Mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
Der Jünglinge im erſten Waffenglanz.

O nicht umſonſt, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe ſo von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umſonſt, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch ſo wundervoll erblüht!

Ein Volk haſt du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtſchaft hielteſt du es rein,
Und willſt dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm ſie! ſie iſt dir heilig, ſie iſt dein.“

Und wieder warf das Volk ſich auf den Grund,
Nur die Geweihten ſtanden noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf Allen ſchwer.

Noch lag die Menge, ſchweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den ſie erſt beſchwor,
Da fuhr aus blauer Luft ein Stral herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Prieſter hob dahin ſein Angeſicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge ſtralend von dem Himmelslicht,
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von ſeinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein! einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern ſoll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus dieſem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erſtehn.

Drum wähle jeder Jüngling ſich die Braut,
Mit Blumen ſind die Locken ſchon bekränzt,
Die Jungfrau folge Dem, dem ſie vertraut;
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Ausſaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das raſche Füllen ſpring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein geſunder Stamm!

Denn Schlacht und Sturm iſt euch vorausgezeigt,
Das iſt ja dieſes ſtarken Gottes Recht,
Der ſelbſt in eure Mitte niederſteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geſchlecht.

In eurem Tempel haften wird ſein Speer,
Da ſchlagen ihn die Feldherrn ſchütternd an,
Wann ſie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet ſtill!
Ihr ſeyd das Saatkorn einer neuen Welt;
Das iſt der Weihefrühling, den er will.“

Der Königssohn.

1.

Der alte, graue König ſitzt
Auf ſeiner Väter Throne.
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie ſinkende Soun' die Krone.

„Mein erſter und mein zweiter Sohn!
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebſtes Kind!
Was laſſ' ich dir zum Pfande?“

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte, roſtige Krone!
Gieb mir drei Schiffe! ſo fahr' ich hin
Und ſuche nach einem Throne.“

2.

Der Jüngling ſteht auf dem Verdeck,
Sieht ſeine Schiffe fahren,
Die Sonne ſtralt, es ſpielt die Luft
Mit ſeinen goldnen Haaren.

Das Ruder ſchallt, das Segel ſchwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Geſang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er ſpricht: „Das iſt mein Königreich,
Das frei und luſtig ſtreifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten ſchweifet.“

Da ziehen finſtre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maſte ſpringen in Splitter.

Und Wogen ſtürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verſchlungen iſt der Königsſohn
Sammt ſeinem luſt'gen Reiche.

3.

Fiſcher.

Verſunken, wehe, Maſt und Kiel!
Der Schiffer Ruf verſchollen!
Doch ſieh! wer ſchwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er ſchlägt mit ſtarkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron',
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königsſohn, mir aber iſt
Die Heimath längſt verloren.
Erſt hat die ſchwache Mutter mich,
Die irdiſche, geboren.

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das ſtarke Meer, mich wieder.
In Rieſenarmen wiegte ſie
Mich ſelbſt und meine Brüder.

Die Andern all ertrugen's nicht,
Mich brachte ſie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor ſie mir
All dieſe weiten Lande.

4.

Fiſcher.

Was ſpähest du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht,
Und haſt mit aller Mühe doch
Kein Fiſchlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fiſchen,
Ich ſah in Meeresſchacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie ſchreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte.
Er ruft ſein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn ſtürzen
Mit dem Speer in ſtarker Hand,
Um die Schultern mir ſchürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, ſchwebet auf,
Er rauſchet in Wonne,
Will langen ſich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und ſpießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir ſinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfarb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königssohn, er fängt es ein,
Hat ſich darauf geſchwungen,
Es bläht die Bruſt und ſchwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergeſprungen.

Und Alle horchen ſtaunend auf,
Die in den Thälern hauſen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brauſen.

Da ſprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen,
Des wilden Roſſes Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer ſtreuen.

Da drängt ſich alles Volk herzu
Mit Jubel und Geſange:
„Heil uns! er iſt's, der König iſt's,
Den wir erharrt ſo lange!“

7.

Es ſteht ein hoher, ſchroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,
Doch wagt ſich keiner drauf herab,
Den Drachen ſehn ſie liegen.

In alten Mauern liegt er dort,
Mit ſeinem goldnen Kamme,
Er raſſelt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling, ohne Schwert und Schild,
Iſt keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält ſie feſt umrungen.

Er küßt ſie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen,
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das ſchönſt' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern iſt
Ein Königsſchloß geſtiegen.

8.

Der König und die Königin
Sie ſtehen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie ſteigende Sonn' die Krone.

Viel ſtolze Ritter ſtehn umher,
Die Schwerter in den Händen,
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter blinder Sänger ſteht
An ſeine Harf' gelehnet,
Er fühlet, daß die Zeit erſchien,
Die er ſo lang erſehnet.

Und plötzlich ſpringt vom hohen Glanz
Der Augen finſtre Hülle.
Er ſchaut hinauf und wird nicht ſatt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in ſein Saitenſpiel,
Das iſt gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied geſungen.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſey bereit, mein Sohn!
Denk' unſrer tiefſten Lieder, ſtimm' an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;

Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlicht-
ſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wunder-
voll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll.
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Simme
vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durch-
bebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer
Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein
Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings
Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtral hochauf
ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſey all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſey vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sey, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen melde kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Die verſunkene Krone.

Da droben auf dem Hügel,
Da ſteht ein kleines Haus,
Man ſieht von ſeiner Schwelle
In's ſchöne Land hinaus;
Dort ſitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt ſeine Senſe
Und ſingt dem Himmel Dank.

Da drunten in dem Grunde,
Da dämmert längſt der Teich,
Es liegt in ihm verſunken
Eine Krone, ſtolz und reich;
Sie läßt zunacht wohl ſpielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt ſeit grauen Jahren
Und Niemand ſucht nach ihr.

Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Herden,
Fuhr erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus ſeiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor ſeiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggeſpült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerſchnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort;
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort.

Doch als nun ausgeſtoſſen
Die Flut den todten Leib,
Da ſtehn um ihn, ergoſſen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus einem Munde:
Der Tell iſt todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verſchied,
Des Todten Haupt im Arme,
Sprách' ich mein Klagelied:

„Da liegſt du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieſt noch um das bleiche
Geſicht dein greiſes Haar.
Hier ſteht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

Die Kraft derſelben Liebe,
Die du dem Knaben trugſt,
Ward einſt in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn ſchlugſt.
Nie ſchlummernd, nie erſchrocken,
War Retten ſtets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärſt du noch jung geweſen,
Als du den Knaben fingſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergingſt,
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch ſchön iſt nach dem groſſen
Das ſchlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch iſt zu ihm gedrungen
Ein ſchwacher Ruf der Noth.
Der iſt ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Geſund biſt du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erſt dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieſes Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem ſichern Stral,
Dort ſteht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du geſtorben,
Dem Kind ein Heil zu ſeyn,
Haſt du dir nur erworben
Ein ſchmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgeſungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit;
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wider
Das Lied von deinem Tod.“

Die Glockenhöhle.

Ich weiß mir eine Grotte,
Gewölbt mit Bergkryſtalle,
Die iſt von einem Gotte
Begabt mit ſeltnem Halle;
Was Jemand ſprach, was Jemand ſang,
Das wird in ihr zu Glockenklang.

Dort tauſchen zwei Beglückte,
Bewegt von gleichem Triebe,
Was längſt die Herzen drückte,
Das erſte Ja der Liebe;
Ein leiſes Glöcklein ſtimmt ſo rein
Zu einem lautern, vollern ein.

Dort laſſen luſt'ge Zecher
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie ſchwingen volle Becher
Und ſingen trunkne Lieder;
Nie klang die Grotte ſo wie heut,
Von Feuerlärm und Sturmgeläut.

Zween Männer, ernſt und ſinnig,
Vereint durch heil'ge Bande,
Sie reden dort ſo innig
Vom deutſchen Vaterlande;
Da tönt die tiefſte Kluft entlang
Ein dumpfer Grabesglockenklang.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonnenklar
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang.
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtralet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Das verſunkene Kloſter.

Ein Kloſter iſt verſunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen ſind ertrunken
Zuſammt dem Pater, weh!
Der Niren muntre Schaaren,
Sie ſchwimmen ſtracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern ſey.

Das plätſchert und das rauſchet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauſchet
Der ſchäkernde Konvent;
Man hört Geſang im Chore
Und luſtig Orgelſpiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore
Wann's ihnen juſt gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt ſie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
In geiſtlichem Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die ſchwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie ſie im Sprung ſich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohlen Felſenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen ſchreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei.

Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre ſchlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie;
Ich hab' ihn jüngſt erfahren:
Die deutſche Poeſie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem ſchönen Fürſtenkind,
An ſeine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erſte ſprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich.“

Die Andre ſprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesſtich;
Der wird dich ſo bewahren,
Daß ſüßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königsſohn dich weckt.“

Da ward in's Reich erlaſſen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straſſen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die ſollte man liefern ein,
Und ſie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieſes Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch ſonſt, wo Spindeln ſind;
Nein, in den Roſengärten,
In Wäldern, friſch und kühl,
Mit luſtigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die ſchönſte Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und ſchlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel ſtolze Ritter gingen
Der Holden Dienſte nach,
Heinrich von Oſterdingen,
Wolfram von Eſchenbach.
Sie gingen in Stahl und Eiſen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürſtin war zu preiſen,
Die ſolche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren ſie ſtets bereit,
Den Frauen gaben ſie Ehre,
Und ſangen widerſtreit.
Sie ſangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön,
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer,
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?“

„Man nennt mich, ſchönes Liebchen!
Die Stubenpoeſie;
Denn aus dem trüben Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich ſitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die ſpinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte,
Die ſpinn' ich recht mit Fleiß,
Flächſene Heldengedichte,
Die haſpl' ich ſchnellerweiſ'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyriſchen Schwung,
Meine Spindel ſpielt Komödie
Mit Tanzbeluſtigung."

Die Fürſtin thät erbleichen,
Als man von Spindeln ſprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel ſprang ihr nach;
Und an der morſchen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferſe ſtach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man ſie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie ſchlief den Zauberſchlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Ritterſaal,
Goldſtoffe drauf gebreitet
Und Roſen ohne Zahl.

So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte ſpann noch immer
Im ſtillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürſtenbau,
Und um den Himmel oben,
Da ſpann ſich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?“

Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß.“

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da ſangen in den Bäumen
Die Vögel manigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüſch erſchien.

Zween Rieſen ſchlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geſchlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüſtig ſchritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Niſchen
Geſchmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwiſchen
Mit goldnem Saitenſpiel.
Hochmächtige Geſtalten,
Geſchloßnen Auges, ſtumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeſchmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit friſchen Roſen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Roſenlicht.

Der Königsſohn, zu wiſſen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät ſeine Lippen ſchlieſſen
An ihren Mund ſo mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, ſüß und warm,
Und als ſie ihn umwunden,
Noch ſchlummernd, mit dem Arm.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angeſicht,
Sie hob, ſo ſüß erſchrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Niſchen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit ſeiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem, ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler, ſchlummertrunken,
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!“

Die Alte ſitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat ſie der Schlag;
Gott ſchenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter.

Des Königs von Spanien Tochter
Ein Gewerb zu lernen begann.
Sie wollte wohl lernen nähen,
Waſchen und nähn fortan.

Und bei dem erſten Hemde,
Das ſie ſollte gewaſchen han,
Den Ring von ihrer weißen Hand
Hat in's Meer ſie fallen lan.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann.
Da zog des Wegs vorüber
Ein Ritter lobeſan.

„Wenn ich ihn wiederbringe,
Was giebt die Schöne dann?“ —
„Einen Kuß von meinem Munde
Ich nicht verſagen kann.“

Der Ritter ſich entkleidet,
Er taucht in's Meer wohlan,
Und bei dem erſten Tauchen
Er nichts entdecken kann.

Und bei dem zweiten Tauchen,
Da blinkt der Ring heran,
Und bei dem dritten Tauchen
Iſt ertrunken der Rittersmann.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann.
Sie ging zu ihrem Vater:
„Will kein Gewerb fortan!“

Graf Richard ohne Furcht.

1.

Graf Richard von der Normandie
Erſchrack in ſeinem Leben nie.
Er ſchweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Geſpenſt begegnet' er,
Doch hat ihm nie was Gram gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er ſo viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten:
Er ſeh' in tiefer Nacht ſo licht,
Als Mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er ſchweift' im Land,
So oft er wo ein Münſter fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch auſſerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münſter an im öden Thal;
Da ging er fern von ſeinen Leuten,
Nachdenklich, ließ ſie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handſchuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.

Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam ſich auf dem Geſtelle.
Der Graf ſah um und rief: „Geſelle!
Du ſeyſt ein Guter oder Schlimmer,
Leg dich auf's Ohr und rühr dich nimmer!“
Dann erſt er ſein Gebet beſchloß,
Weiß nicht, ob's klein war, oder groß.
Sprach dann, ſich ſegnend: „Herr! mein' Seel'
Zu deinen Handen ich empfehl'.“
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen,
Da ſah er das Geſpenſt aufſtehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite ſtrecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn faſſen
Und nicht mehr aus der Kirche laſſen.
Richard beſann ſich kurze Weile,
Er ſchlug das Haupt ihm in zwei Theile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeſchrien,
Doch mußt's den Grafen laſſen ziehn.
Er fand ſein Pferd am rechten Orte;
Schon iſt er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handſchuh' erſt gedenkt.
Er läßt ſie nicht, zurück er lenkt,
Hat ſie vom Stuhle weggenommen;
Wohl Mancher wär' nicht wieder kommen.

2.

In der Abtei von Sankt Ouan
War dazumal ein Sakriſtan;
Er war als frommer Mönch genannt,
Ihm gutes Zeugniß zuerkannt.
Allein je mehr die Seele werth,
Je mehr der Teufel ihr begehrt.
Einſt ging der Mönch, von dem ich ſprach,
Im Münſter ſeinem Amte nach,
Da mußt' er eine Dame ſehen,
Er liebt ſie, kann nicht widerſtehen,
Er ſtirbt, wird ſie ihm Gunſt verſagen,
Er will an ſie ſein Alles wagen.
Wie er nun bat, wie er verhieß,
Die Dame ſich bereden ließ,
Sie zeigte Zeit und Ort ihm an,
Wo er zunacht ſie treffen kann.
Als nun die Nacht gedunkelt tief
Und Alles in dem Kloſter ſchlief,
Begann der Bruder ſeinen Gang,
Er ſuchte nicht Geſellſchaft lang.
Zum Haus der Dame war kein Weg,
Als über einen ſchmalen Steg,
Darüber wollt' er eilig gehen;
Nun weiß ich nicht, wie ihm geſchehen,
Ob er ſich ſtieß, ſich übertrat,
Ob einen falſchen Tritt er that:
Er fiel in's Waſſer und verſank,
Ohn' alle Rettung er ertrank.

Ein Teufel gleich die Seele nahm,
So warm ſie aus dem Leibe kam,
Er wollte ſie zur Hölle ziehn,
Da trat ein Engel vor ihn hin.
Sie thäten um die Seele ſtreiten,
Mit Gründen wechſelnd ſich bedeuten.
Der Teufel ſprach: „Es ziemt dir ſchlecht,
Zu greifen in mein beſtes Recht.
Du weißt, die Seel' iſt mir gebunden,
Die ich ob böſen Werken funden.
Ich traf den Mönch ob böſen Werken,
Wie an dem Wege leicht zu merken,
Der Weg hat ihm den Stab gebrochen.
Du weißt, es hat der Herr geſprochen:
Wo ich dich find', will ich dich richten.“
Der Engel ſprach darauf: „Mit nichten!
Der Bruder lebte wandelfrei,
So lang er war in der Abtei,
Nun hat die Schrift uns klar bedeutet:
Dem Guten iſt ſein Lohn bereitet.
Dem Unſern muß der Lohn nun werden
Des Guten, das er that auf Erden.
Die Sünde war noch nicht erfüllt,
Darum du ihn ſchon richten willt.
Er iſt aus der Abtei getreten,
Er hat die Planke zwar betreten,
Allein er konnte noch zurücke,
Wär' er geſtürzt nicht von der Brücke.
Des Böſen, das er nicht gethan,
Darf er die Strafe nicht empfahn,

Und um ein wenig Wollen, nein!
Kann er nicht ein Verdammter ſeyn.
Doch klage Keiner über'n Andern,
Laß uns zum Grafen Richard wandern!
Von ihm ſey unſer Span geſchlichtet!
Er hat noch immer gut gerichtet."
Der Teufel ſprach: „Ich bin's zufrieden!
Von ihm ſey zwiſchen uns entſchieden!"
Sie eilten in's Gemach des Grafen,
Er lag im Bett und hatt' geſchlafen,
Doch war er jetzo eben wach
Und dachte manchen Dingen nach.
Sie meldeten ihm Alles klar,
Wie's mit der Seel' ergangen war.
Sie bäten ihn nun, zu entſcheiden,
Wem ſie gehören ſollt' von Beiden.
Herr Richard hielt nicht lange Rath,
Er kürzlich dieſen Ausſpruch that:
„Die Seele gebt dem Leib zurücke,
Und ſtellt das Pfäfflein auf die Brücke,
Dahin gerade, wo es fiel!
Dann miſche Keiner ſich in's Spiel!
Und rennt es in geſtrecktem Lauf
Voran, und ſchaut nicht um, noch auf,
So fall' es in des Böſen Schlinge
Ohn' Widerſpruch und lang Gedinge!
Doch wenn es anders ſich entſchieden
Und ſich zurückzieht, hab' es Frieden!"
Der Rechtsſpruch, den der Graf gethan,
Stand Einem, wie dem Andern an,

Die Seele ſie dem Leib einblieſen,
Dem Mönch die alte Stelle wieſen.
Als ſich der Bruder wieder fand
Und friſch auf beiden Beinen ſtand,
Zog ſchneller er zurück den Schritt,
Als wer auf eine Schlange tritt.
Kaum hatten ſie ihn losgelaſſen,
Thät er mit Abſchied kurz ſich faſſen,
Er floh in größter Haſt nach Haus,
Verkroch ſich, wand die Kleider aus.
Noch immer er zu ſterben bebte,
Er war im Zweifel, ob er lebte.
Als nun der Morgen brach heran,
Da ging der Graf nach Sankt Ouan,
Berief die Brüderſchaft zuhand,
Den Mönch in naſſen Kleidern fand.
Richard ihn zu ſich kommen ließ
Und vor den Abt ihn treten hieß:
„Herr Bruder! wie iſt's Euch ergangen,
Was habt Ihr Schlimmes angefangen?
Ein andermal habt beſſer Acht
Beim Plankengehen in der Nacht!
Erzählt dem Abte frei und offen,
Was Euch in dieſer Nacht betroffen!“
Der Bruder ſchämte ſich zutod,
Er ward bis über die Ohren roth,
Vor Abt und Grafen ſo zu ſtehen,
Doch thät er Alles frei geſtehen.
Der Graf beſtärkte den Bericht,
So kam die Wahrheit an das Licht,

Und in der Normandie noch lange
War dieſes Stichelwort im Schwange:
„Mein frommer Bruder, wandelt ſacht,
Und nehmt auf Stegen Euch in Acht!“

Legende.

Es iſt 'ne Kirche wohl bekannt,
Sankt Michael vom Berg genannt;
Am Ende vom Normannenlande,
Auf eines hohen Felſen Rande,
Umſchloſſen überall vom Meer,
Nur daß von einer Seite her,
So wie die Flut zurücke trat,
Sich öffnet ein gebahnter Pfad.
Es kommt die Flut zweimal im Tage
Mit ſchnell und ſtarkem Wellenſchlage,
Daß Mancher zu derſelben Friſt
Mit großer Noth entronnen iſt.
Viel Waller zu der Kirche kommen,
Zu ihres ew'gen Erbes Frommen.
Einmal, an einem hohen Feſte,
Beeilten ſich die frommen Gäſte,
Zur heil'gen Meſſe hinzuwallen:
Doch hat die Flut ſie überfallen.
Sie flohen auf des Pfades Enge
Mit Haſt und mächtigem Gedränge.
Nur einer armen Schwangern war
Die Kraft geſchwunden ganz und gar,
Gehemmt ihr Lauf von herben Schmerzen,
Die ſich ihr regten unter'm Herzen.

Sie ward geſtoßen von der Menge
Und fiel zu Boden im Gedränge;
So blieb ſie liegen, unbeachtet,
Weil Jeder ſich zu retten trachtet.
Die Andern waren all' entronnen
Und hatten ſchon den Berg gewonnen,
Doch wie ſie nach der Frau hinſahen,
So thät ſich ſchon die Flut ihr nahen;
Wohl jede Hülfe war zu ſpät,
Drum wandten ſie ſich zum Gebet.
Auch Jene, die, dem Tode nah,
Nicht Menſchenhülfe möglich ſah,
Sie hat zu Jeſus und Marien
Und zum Erzengel laut geſchrieen.
Die Pilger haben's nicht vernommen,
Zum Himmel iſt der Ruf gekommen.
Die ſüße Gottesmutter oben
Hat ſich von ihrem Thron erhoben.
Die heil'ge Herrin voll Erbarmen
Wirft einen Schleier hin der Armen,
Die unter ſolcher Decke Schutz
Bewahrt iſt vor der Wellen Trutz.
Denn mitten in der Waſſer Braus
Iſt ihr gebaut ein trocknes Haus.
Die Ebbezeit nicht ferne war,
Noch ſtund am Strand die ganze Schaar.
Die Frau man längſt verloren gab;
Da wich die Flut vom Land hinab,
Und trat aus all der Wellen Grund
Die Frau, ganz freudig und geſund,

Und in den Armen hielt ſie lind
Ein lieblich neugeboren Kind.
Da thäten Geiſtliche und Laien
Des ſchönen Wunders hoch ſich freuen,
Mit Staunen auf die Frau ſie wieſen,
Den Herrn und ſeine Mutter prieſen.

Roland und Alda.

Aus einem Heldengedichte.

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Kaiſer Karl es ſieht, ſein Blut aufwallt,
Lautauf er ſchreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterſchaft!
Wer jetzt mir fehlt, was er zu Lehen hat,
Hab' er in Frankreich Bergſchloß oder Stadt,
Thurm oder Veſte, Flecken oder Mark,
Es wird ihm all dem Boden gleich gemacht."
Auf ſolche Worte kommen All' heran,
Die Schildner bringen auf die Mauern dar,
Mit Hammer ſchlagend und geſtähltem Schaft.
Die von Viane ſteigen maueran,
Da werfen Stein und Scheiter ſie herab,
Und mehr als ſechzig werden da zermalmt
Der Jünglinge vom ſchönen Frankenland.
„Herr Kaiſer! — ſpricht der Herzog Naims im Bart —
Wollt Ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen ſtark,
Die feſten Thürme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einſt erbaut mit großer Kraft:
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.
Drum ſendet eh' zurück nach Frankenland,
Daß Zimmerleute werden hergeſchafft!

Und ſind ſie angekommen vor der Stadt,
So laßt ſie bauen Rüſtzeug jeder Art,
Davon die Mauern ſtürzen!“

Der Kaiſer hört es, mächtig er ergrimmet.
„Monjoie!“ ruft er aus mit lauter Stimme,
„Was zögert ihr, ihr meine kühnen Ritter!“
Von Neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, ſchleudern in gewalt'gem Grimme.
Und ſieh! ſchön' Alda dort, die Minnigliche!
Mit reichem Mantel war ſie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meiſterlich geſticket;
Die Augen blau und blühend das Geſichte.
Sie trat auf der gewalt'gen Feſte Zinnen.
Als ſie den Sturm, das wilde Toben ſiehet,
Da bückt ſie ſich, 'nen Stein hat ſie ergriffen,
Auf eines Gascons Helm wirft ſie ihn nieder,
Daß ſie den ganzen Cirkel ihm zerſplittert,
Es fehlte wenig, wär' er todt geblieben.
Roland erſah es, mit dem kühnen Blicke,
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieſer Seite, bei dem Sohn Mariens!
Wird man die Veſte nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen ſtürm' ich nun und nimmer.“
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe:
„Wer ſeyd Ihr doch, o Jungfrau, Minnigliche?
Wenn ich Euch frage, nehmt's im guten Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen.“
„Herr! — ſagte ſie — es bleib' Euch unverſchwiegen!
Die mich erzogen, Alda ſie mich hießen,

Die Tochter Rainers, welchem Genua pflichtet,
Die Schweſter Olivers mit kühnem Blicke,
Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm, er iſt erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben
Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens!
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Olivers, den Rittertugend zieret."
Da ſprach Roland für ſich mit leiſer Stimme:
„Es thut mir leid, beim ew'gen Sohn Mariens!
Daß Ihr Euch nicht in meiner Haft befindet.
Doch ſoll es noch geſchehn, nach Gottes Willen,
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beſchieden
Oliver, der Genueſer."

So ſprach ſchön' Alda, die Verſtändige:
„Herr Ritter! nun ich hab' Euch nicht verhehlt,
Was Ihr von mir erforſchet und begehrt:
Nun ſagt hinwider mir, ſo Euch gefällt,
Von wann Ihr ſeyd, und welches Eur Geſchlecht!
Es ſteht Euch wohl der Schild mit Banden feſt,
Und jenes Schwert, das Euch zur Seite hängt,
Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd,
Das ſchnell, wie ein beſchwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unſer Heer,
Vor allen Andern ſcheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mir's in Sinnen ſteht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt."

Roland vernahm es und er lachte hell.
„Ja, Dame! — ſprach er — wahr iſt, was Ihr ſprecht,
In Chriſtenlanden keine Gleiche lebt,
Noch ſonſten, daß ich wüßte.“

Als Roland höret, daß ſie alſo ſpricht,
Entdeckt er ihr ſein ganzes Herze nicht,
Doch allerwegen gut er ſie beſchied:
„Jungfrau! nach Wahrheit geh' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich.“
Schön' Alda hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seyd Ihr der Roland, welcher, wie man ſpricht,
Mit meinem Bruder ſich zum Kampf beſchied:
Noch wißt Ihr wenig, wie ſo kühn er iſt.
Und habt Ihr Kampf beſchloſſen gegen ihn,
Auf Treue ſag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,
Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.
Bei jener Treu, womit Ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht geſtern Eurer Haft entwiſcht,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt.“
Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, ſpottet meiner nicht!“ —
Der Kaiſer rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert! gebt mir redlichen Bericht:
Wer iſt die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland ſpricht und er mit ihr?“
„Bei meiner Treue! — Lambert ihn beſchied —
Schön' Alda iſt's, das edle Frauenbild,

Rainers von Genua, des Tapfern, Kind,
Der Lombard ſoll ſie führen nach Roin.“
„Das wird er nicht — verſetzt der Kaiſer ihm —
Roland hat ſelbſt auf ſie geſtellt den Sinn.
Eh ſtürben hundert Mann, in Stahl geſtrickt,
Bevor der Lombard Alden führte hin.“
So ſprach der Kaiſer, Roland aber ſchied
Von Alden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König ſieht ihn, neckt ein wenig ihn.
„Traut Neffe! — ſpricht er — was iſt Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr ſprachet hie?
Wenn irgend Zorn Ihr heget gegen ſie:
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!“
Roland vernahm's, ſein Blut empörte ſich
Aus Scham vor ſeinem Oehme.

„Traut Neffe mein! — ſprach Karl, der ſtarke Held —
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell'.
Denn aus der Stadt brach Oliver indeß,
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt,
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unſern Zwanzigen das Haupt geſpellt
Und ihrer viel gefangen weggeſchleppt.
Die Jungfrau Alda wußt' es wohl vorher,
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt.“
Roland vernahm's, ſchier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angeſicht ihm brennt.
Als nun der Kaiſer Rolands Zorn erſehn,
Da thät er gütlich ihn beſchwichtigen:

„Traut Neffe! — ſprach er — zürnet nicht ſo ſehr!
Ob jener Maid, mit welcher ihr geredt,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt,
Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End'."
Roland verſetzte: „So wie Ihr befehlt!"
Ein Horn erſcholl, es wandte ſich das Heer
Zurück zu den Gezelten.

Fortunat und ſeine Söhne.

Fragment.

Erstes Buch.

Ihr Wolken, die ihr bunt den Himmel ſäumet,
Aufſteigt, Geſtalten wechſelt und vergehet!
Ihr Wellen, die ihr Sterne jetzt beſchäumet,
Jetzt tief zum Abgrund ſtürzt, jetzt neu erſtehet!
Ihr Winde, die ihr jene Wellen bäumet
Und jene Wolken durch die Lüfte wehet!
Euch ruf' ich an als Muſen, führt zum Ziele
Mein Lied von der Fortuna laun'ſchem Spiele!

Glück zu! ſchon ſind die Segel aufgezogen,
Von Cyperns Küſte ſtößt das fremde Schiff.
Da zeigt ſich noch mit Federſpiel und Bogen
Ein ſchlanker Jüngling auf dem nahen Riff.
Er ruft, er ſpringt hinab, er theilt die Wogen,
Bis er das zugeworfne Tau ergriff.
Mit einem Zug iſt er an Bord geriſſen,
Gleichwie ein Stör, der in die Angel biſſen.

Das Schiff, woſelbſt der Jüngling angeſchwommen,
Es war ein guter Venetianer Maſt,
Der von Jeruſalem zurückgekommen
Und Waſſer hier, nebſt Cyperwein gefaßt.
Gar freundlich iſt der Schwimmer aufgenommen,
Man drängt ſich um den wunderlichen Gaſt.
Da ſetzt er ruhig ſich auf eine Tonne
Und ſpricht alſo, ſich trocknend an der Sonne:

„Ihr guten Herren, die ihr jetzt mein Ohr
Mit Fragen täubet und mein Kleid zerzauſet,
Wißt denn, mein Vater iſt Herr Theodor,
Der dort in Famaguſta's Mauern hauſet!
Er war der reichſte Bürgersmann hievor,
Die Freunde haben ihm ſein Gut verſchmauſet;
Frau Graziana, die geehrte Dame,
Iſt meine Mutter, Fortunat mein Name.“

„Nun denkt ihr leicht, und ich bekenn' es ehrlich,
Daß mir's daheim nicht ſehr behagen mochte.
Für Durſt zu trinken, und zu ſpeiſen nährlich,
Wo man vordem zahlloſen Gäſten kochte;
Ermunternde Geſellſchaft fand ich ſpärlich,
Wenn nicht ein Gläubiger zuweilen pochte,
Noch minder taugten, mich zu unterhalten,
Der Mutter Sorgenblick, des Vaters Falten.“

„Mein einzig Labſal blieb die Jägerei;
Und ward, bei rings verhegtem Königsforſte,
Mir nie ein Wild mit ſtattlichem Geweih,
Viel weniger ein Thier mit ſtolzer Borſte,
Ein Vogel kaum, mit hungrigem Geſchrei
Hintaumelnd um die dürren Klippenhorſte:
Doch that mir's gut, auf Felſen und in Klüften
Umherzuklettern und die Bruſt zu lüften.“

„Und heute ſah ich juſt aus meiner Wüſte
Das Schiff die Segel ungeduldig ſchwellen;
Da faßte mich ein plötzliches Gelüſte,
Der reiſemuth'gen Schaar mich zu geſellen.
Gedacht, gethan! ich rannte flugs zur Küſte,
Ein ſichrer Schwimmer, ſprang ich in die Wellen.
Fleug, Falke, nun nach Süden oder Norden!
Dein Jäger iſt ein freier Seemann worden.“

„Ach! Eines fällt mit einmal mir auf's Herz:
Hin fuhr ich, ohne nur Valet zu ſagen.
Oft mahnt' ich zwar die Eltern, halb im Scherz:
Viel Glück iſt in der Welt noch, laßt mich's wagen!
Dennoch trifft unerwartet ſie der Schmerz,
Mir iſt, als hört' ich die Verlaßnen klagen;
Die Mutter ſonderlich, die gute Mutter,
Sie weint ſo leicht, ſie hat ein Herz wie Butter.“

„Weil's aber nun geſchehn und ſchon die Zinnen
Von Famaguſta fern hinabgetaucht,
So muß ich jetzt auf andre Dinge ſinnen,
Denn plutt und bloß bin ich hieher gehaucht.
Durch Herrendienſt möcht' ich mein Brot gewinnen,
Iſt Keiner hier, der einen Diener braucht?
Manch edeln Ritter ſeh' ich ja im Kreiſe,
Ich dient' ihm wohl, daheim und auf der Reiſe."

Er ſprach's und ließ die Blicke forſchend wandern,
Bis ſie auf Einem feſtgeheftet blieben:
Das war der edle Graf Hubert von Flandern,
Der ſich auf frommen Fahrten umgetrieben;
Anſehnlich ſtand er da vor allen Andern,
Wohlwollen war dem Antlitz eingeſchrieben,
Und leicht verſtehend unſres Jünglings Auge,
Sprach lächelnd er: „Schlag ein, wenn ich dir tauge!"

„Denn ſind wir nicht ein ſeltſames Geſpann,
Nach Sinn und Neigung ganz und gar verſchieden?
Du reißt dich eben aus der Heimath Bann
Und willſt in weiter Welt ein Glück dir ſchmieden,
Dagegen ich ein reiſemüder Mann,
Der nach den Stürmen Ruhe ſucht und Frieden,
Der ſehnlich wünſcht, nach manigfachen Fährden,
Zum Port des Ehſtands eingelotst zu werden."

„Ein Port die Ehe! — rief der Narr des Grafen,
Er war zum heil'gen Grabe mitgefahren, —
So möge doch vor ſolchem Ruhehafen
Der Himmel jeden Biedermann bewahren!
Ein Meer iſt ſie, deß Wellen nimmer ſchlafen,
Drauf ewig ſich die tollen Stürme haaren,
Ein falſches Meer, ein wildes Meer, Eur Liebden,
Ein hölliſch Meer voll Scyllen und Charybden!“

„Zwei Dinge brachten mich zu dem Entſchluß,
Den friſchen Leib der Seefahrt preis zu geben:
Das eine war der Andacht Ueberfluß,
Die Sehnſucht, an dem heil'gen Grab zu kleben,
Das andre war der tägliche Verdruß,
Der mir geblüht im lieben Eheleben.
Nie hat dies Schiff im Sturme ſo geſchwanket,
Wie unſer Häuschen, wenn mein Weib gezanket.“

Doch laßt uns, was der Schalksnarr weiter ſpricht,
Mit einer Göttin Selbſtgeſpräch vertauſchen!
Seht ihr die neckiſche Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauſchen?
Sie ſchaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderſchläge rauſchen.
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin iſt gleich Fortunens Blick gerichtet.

„Ha! — ſpricht ſie — fahre wohl, auf ſchwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe!
O Heil mir, daß hieher mein Auge fiel,
Wo längſt Geſuchtes ich gefunden habe!
Du Vogelfreier, ſey mein luſtig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Luſt- und Trauerſpiele friſch bewegen.“

„Durch Trauerſpiele, ja! wenn gleich die Dichter
Als Zufall in das Luſtſpiel mich gebannt.
Sie ziehen, traun! ſo wichtige Geſichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.
Und vor dem Stuhle dieſer ird'ſchen Richter
Werd' ich für blind, für ungerecht erkannt.
Bedachte Keiner denn, daß mit der Binde
Die ſtrenge Dike ſelbſt ihr Aug' umwinde?“

„Ein Weſen haben ſie nun ausgeſonnen,
Verhängniß heißt es, finſter, räthſelhaft.
Bereiteſte Rechtspflog' iſt hier gewonnen,
Wie bei der Fehme dunkler Brüderſchaft.
Ein Mord iſt, eh' drei Stunden hingeronnen,
Beredt, verübt, gerichtet, abgeſtraft.
Was iſt's, wo iſt es denn? Man ſagt dem Volke:
Gafft nur hinauf und ſeht die ſchwarze Wolke!“

„Kein Wunder denn, daß längſt ich meine Gunſt
Der überweiſen Dichterzunft entzogen!
Nach Brote ging von jeher alle Kunſt,
Den Dichtern wird's am kargſten zugewogen.
Doch nähren ſie ja gerne ſich vom Dunſt
Und weiden ſich am bunten Regenbogen;
Iſt einem alles Lebensglück verdorben,
Geduld! man ehrt ihn ſchön, wenn er geſtorben.“

„Zwar hat ſo eben Einer von der Gilde
Ein Lied, das mir geweiht iſt, angehoben,
Doch wenig Gutes führet er im Schilde,
Drauf deuten ſchon die wunderlichen Proben,
Auch war ich ſeither ihm nicht allzu milde
Und wenig Urſach fand er, mich zu loben,
Drum bind' ich ihm noch fürder ſo die Hände,
Daß er nur mühſam oder nie vollende.“

„Mein Fortunat! von welchem ungeſehen
Und ungehört ich hier in Wolken hange,
Du wirſt, ich hoff's, dich nie zum Dichter blähen,
Sonſt wär' es mir um unſre Freundſchaft bange,
Ein Liedchen höchſtens kann ich zugeſtehen,
Das man vor Frauen ſingt zum Lautenklange.
Nimm Alles leicht! das Träumen laß und Grübeln!
So bleibſt du wohlbewahrt vor tauſend Uebeln.“

Mit dieſen inhaltſchweren Götterworten
Sag' ich von anderem Bericht mich ledig!
Nichts von der Anfahrt in ſo manchen Porten,
Nichts von beglückter Landung in Venedig,
Nichts von dem Eintritt in die Gent'ſchen Pforten,
Nicht, wie der Graf, dem Jüngling mehr als gnädig,
So ſtattlich ihn beritten macht und kleidet,
Daß ihn die ganze Dienerſchaft beneidet!

Auch von des Grafen feſtlicher Vermählung
Mit einer herzoglichen Braut von Cleve
Erſpar' ich mir, wie billig, die Erzählung,
Kein Lorbeer grünet hier für meine Schläfe.
Erſt als die Luſt gehetzt bis zur Entſeelung,
Der Freudenkelch geleert bis auf die Hefe,
Erſt nach der Ritterfeſte vierzehn Sonnen
Hat, was zu melden ſich verlohnt, begonnen.

Wann ſchon der Schnitter Fleiß in vollen Schwaden
Des Sommers goldnen Segen hingebreitet,
Wann ſchon die Erntewagen, hoch geladen,
Hinfahren, von Geſang und Klang begleitet:
Iſt auf der Stoppelfelder öden Pfaden
Der Aehrenleſe magres Feſt bereitet.
O gieriges Gewühl zerlumpter Knaben,
Baarfüß'ger Mädchen, heiſchrer Krähn und Raben

So auf den Plan, der vom Turnei der Ritter
Zerwühlt iſt und umwölkt mit Staub und Dampf,
Wo abgeknickte Büſche, Lanzenſplitter,
Schildtrümmer zeugen von dem heißen Kampf,
Wo rings zerquetſcht die Schranken und die Gitter
Von wilder Roſſe mächtigem Geſtampf:
Dorthin berufet nun zum Nachgefechte
Trommetenſchall die Knappen und die Knechte.

Wohl nennt uns der homeriſche Geſang
Die Völker und die Häuptlinge des Breiten,
Die hier vom Strand aufziehn im Donnergang,
Die dort aus Troja's Mauern niederſchreiten,
Mich aber ſpornet kein vermeßner Drang,
Mit ſolchem Meiſter um den Kranz zu ſtreiten,
Drum meld' ich kurz die Männer und die Rotten,
Die zum Turniere traben oder trotten.

Des Vorſaals und des Stalles edle Stämme,
Man ſieht ſie alleſammt zu Gaule ſteigen,
Wer je ein Roß geritten in die Schwemme,
Der will ſich heut als wackern Renner zeigen,
Der Meiſter Kellner auch iſt keine Memme,
Gevatter Koch iſt keiner von den Feigen,
Selbſt der noch jüngſt den Bratſpieß mußte wenden,
Er ſprengt heran, den Lanzenſchaft in Händen.

Und keinen dieſer Tapfern ſoll man ſchelten,
Erſcheint er nicht ſogleich bei'm erſten Ruf,
Denn widerſpenſt'ge Roſſe ſind nicht ſelten
Und manche giebt's, die Gott ſehr träge ſchuf.
Auch muß ja Alles heut für Streitroß gelten,
Was irgend Mähne zeigen kann und Huf,
Zieht ſchon ein Ohr ſich merklich in die Länge,
Die Wappenſchau iſt heut nicht allzu ſtrenge.

Ein hölzern Männlein, wunderlich geſchmückt,
Iſt aufgeſtellt vor all den kühnen Recken,
Ein Männlein, in die Stellung hingebückt,
Die hinter Zäunen heimiſch iſt und Hecken;
Durch innere Gewerke vorgedrückt,
Entfallen Münzen in ein klingend Becken;
Je länger ſie den Preis ſich ſtreitig machen,
Je reicher ſtets wird er dem Sieger lachen.

Nach dieſem ſegenſchwangern Bilde blickt
Mit heißer Sehnſucht manch ein armer Knappe.
Wen aber mehr die edle Ruhmgier zwickt,
Dem winkt ein goldnes Diadem von Pappe,
Rings von Kapaunenfedern bunt umnickt,
Ein Mittelding von Kron' und Narrenkappe.
Nichts Seltſames noch Aermlichs hegt die Erde,
Drum nicht geworben und gehadert werde.

Als nun zum Angriff die Trommete ſchallt,
Da kömmt's von allen Seiten hergeſchoſſen;
Mit Schwertern, Kolben, Lanzen, neu und alt,
Wird dreingehaun, geſchlagen und geſtoſſen,
Das pfeift und ziſcht, das ſchmettert und das prallt,
Die Kreuz' und Quer', wie Hagelſturm und Schloſſen,
Und als am tollſten ſich gewirrt der Knäuel,
Verhüllet dichter Staub den ganzen Greuel.

Doch wie aus düſtrem, nebelſchwerem Himmel
Mit flücht'gem Schimmer blickt ein Sonnenſtral,
So bricht aus jenem ſtäubenden Gewimmel
Der ſchmucke Fortunatus manchesmal,
Er tummelt meiſterhaft den raſchen Schimmel,
Er glänzt in bunter Tracht und blankem Stahl,
Recht ritterlich erſcheint er, feſt und munter,
Bald taucht er auf, bald wieder taucht er unter.

Zuletzt, als ſich der wilde Lärm gelegt
Und nun das dichte Staubgewölke ſinkt,
Da ſieht man erſt, was ſich am Boden regt,
Wie Mancher kraftlos dort um Hülfe winkt,
Auch Manchen, der nach ſeinem Roſſe frägt,
Und Manchen, der beſchämt vom Platze hinkt:
Nur Fortunat ſitzt aufrecht in den Bügeln,
Und: Sieger! Sieger! hallt's von allen Hügeln.

Seit dieſes Tages wohlerworbnen Kränzen
Hält ihn der Graf noch werther als zuvor,
Vor allen Andern ſoll der Jüngling glänzen,
Er ſteigt zum ehrenvollſten Dienſt empor,
Beim Mahle darf er den Pokal kredenzen,
Die Schlüſſel wahrt er zu des Burghofs Thor,
Man ſendet ihn, zu laden hohe Gäſte,
Er folgt dem Herrn zum Jagen und zum Feſte.

Und will die Gräfin oft an Regentagen
Sich ſelbſt und ihren Fraun Kurzweil bereiten,
So heißt ſie ihn die griech'ſche Zither ſchlagen
Und Heimathliedchen ſingen in die Saiten,
Auch giebt's von Cypern mancherlei zu fragen,
Von Frauentracht und andern Seltſamkeiten,
Er ſagt's in böſem Deutſch, doch zierlich immer,
Von hellem Lachen hallen dann die Zimmer.

Je reicher ihm die Gnade zugemeſſen,
Je gift'ger ſchwillt der andern Diener Neid,
Zumal dem Narren will's das Herz zerfreſſen,
Verſchmäht zu ſeyn, wie ein verbrauchtes Kleid,
Denn Niemand horchet jetzt den froſt'gen Späſſen
Von böſen Weibern und von Eheleid;
Wie könnten ſie dem neuen Paare munden
In ſeiner Ehe goldnen Flitterſtunden?

Es war an einem Abend in der Schenke,
Schon zog die ernſte Mitternacht in's Land,
Schon leerten mählig ſich die meiſten Bänke,
Nur eine Kameradſchaft hielt noch Stand;
Doch lehnt ſich, müd von Zechen und Gezänke,
Der auf den Tiſch und jener an die Wand;
Die Lampe hängt erſterbend von der Decke,
Da hebt der Narr ſich an des Tiſches Ecke:

„Nicht mehr verbeiß' ich dieſen herben Kummer,
Maulhenker ihr, Schlafmützen, Memmen, Tröpfe!
Erwacht einmal aus eurem dumpfen Schlummer,
Ehrloſe, ſinnverlaſſene Geſchöpfe!
Geſchehn nicht Dinge, ſchreien möcht' ein Stummer?
Ihr aber ſchweigt dazu und kratzt die Köpfe.
Hat ſich die Welt ſo wunderbar verwandelt,
Daß nur der Narr noch denkt und ſpricht und handelt?“

„Der Fremdling, den wir aus dem Meer gezogen,
Viel beſſer hätten wir ihn drin verſenkt,
Der unſern Herrn beſchmeichelt und belogen,
Der unſre Frau am Narrenſeile lenkt,
Der um den Kampfpreis ſchmählich uns betrogen,
War doch die beſte Rüſtung ihm geſchenkt:
Den ſeht ihr uns verdrängen, uns vernichten,
Und Keiner wagt, ſich männlich aufzurichten?“

„Merkt auf! mir ſchieße Jeder dritthalb Thaler,
So ſchaff' ich den Verhaßten euch vom Ort.
Das Doppelte gelob' ich jedem Zahler,
Iſt Jener nicht in dreißig Tagen fort.
Ihr gafft mich an, ihr wähnt, ich ſey ein Prahler,
Nein, Freunde! Narrenwort iſt auch ein Wort.
So eilig ſoll er aus dem Lande jagen,
Als wollt' er mit dem Sturm die Wette wagen."

Noch war der ſcharfe Redner nicht am Ende,
Als Jeder ſchon entflammt vom Sitze fuhr.
Die Gläſer wirft man jubelnd an die Wände
Und Mancher trägt des Eifers blut'ge Spur;
Dann reichen ſie zum Bunde ſich die Hände,
Gleich der Verſammlung, die im Rütli ſchwur;
Die Glocke kündet Zwölf mit dumpfem Schalle,
Die Lamp' erliſcht, nach Hauſe taumeln Alle.

Von dieſer Zeit an wirbt der luſt'ge Rath
Um unſres Jünglings Neigung und Vertrauen.
O Fortunat, mein theurer Fortunat!
Du machſt mir bang, du haſt's mit einem Schlauen.
Nicht wahr, er dienet dir mit Rath und That,
Führt dich zu gutem Wein und ſchönen Frauen?
Er lobt dich, nennt dich einen ſchmucken Ritter?
Wohl weiß er, ſolche Rede ſchmeckt nicht bitter.

Und ſeltſam! was das traute Paar verzehrt,
Der Narr bezahlt die Zeche ſtets von Beiden;
So ſehr der ehrenhafte Jüngling wehrt,
Er kann es doch am Ende nie vermeiden.
Den Andern dünkt das alles höchſt verkehrt:
„Will er ihm ſo den Aufenthalt verleiden?
Wär' Fortunatus noch auf Cyperns Küſte,
Er käme flugs, wenn er ſolch Leben wüßte.“

Einsmals, zur Ruhe war die Herrſchaft ſchon,
Der Jüngling war noch auf der Kammer wach,
Da hört' er draußen leiſen Seufzerton
Und bebend trat der Narr in das Gemach:
„O Fortunat, mein armer, liebſter Sohn!
Ach, Fortunat, mein ſüßer Liebling, ach!
Beſchloſſen iſt's, es ſchaudert mir die Haut,
Mein Freund, der Kanzler, hat mir's ſelbſt vertraut.“

„Ach! du begreifſt mich nicht, ich muß mich faſſen,
Eh' die Gefahr noch enger dich umſtrickt.
O Freund! es hätte längſt ſich merken laſſen,
Daß Eiferſucht an ſeinem Herzen pickt.
Auch mochte wohl die Gräfin dich nicht haſſen,
Sie hat dem Sänger freundlich oft genickt.
Ja! — ſchwur der Graf — ich ſchaff' es nächſter Tage,
Daß er viel zärter noch die Triller ſchlage.“

„Der Siegesſchmuck mit Federn von Kapaunen
Ward dir zu ſchlimmem Zeichen aufgeſetzt.
Und morgen ſchon! ich hört' es deutlich raunen,
Die Stunde naht, das Meſſer iſt gewetzt.
Statt deiner trug ich oft der Herrſchaft Launen,
Wie gerne doch verträt' ich dich auch jetzt!
Und thät' ich's nicht zur Freundſchaft dem Genoſſen,
Doch thät' ich's meinem Ehgeſpann zum Poſſen.“

„Zwar wenn es dir nicht allzu ſchrecklich wäre,
Geduldig dich zu fügen der Gewalt:
Du lebſt an unſrem Hof in hoher Ehre
Und nirgends triffſt du beſſeren Gehalt,
Auch trocknet Freundeshand ja manche Zähre,
Wenn jemals ich für einen Freund dir galt —
Allein ich ſeh', du bebſt an allen Gliedern,
Auf ſolche Antwort läßt ſich nichts erwidern.“

„So höre denn ein Mittel, das dich rette!
Ein guter Engel flüſtert's mir in's Ohr.
Frühmorgens, wenn man läutet in die Mette,
Erſchließet ſich zuerſt das Norderthor,
Dann, Theurer, hebe ſchleunig dich vom Bette
Und wie zur Jagd gerüſtet reit' hervor:
Biſt du hinaus, dann laß dein Roß ſich ſtrecken!
Des Himmels Heere mögen dich bedecken!“

Er ſpricht's und des Erſchrocknen bleiche Wange
Küßt er mit Judaskuß und ſchleicht nach Haus.
Dem neuen Attis iſt's ſo herzensbange,
Bald überläuft ihn Glut, bald kalter Graus.
Die längſte Nacht, ſie währt' ihm nie ſo lange,
Verzweifelnd blickt er nach dem Morgen aus;
Noch immer lächelt, wie mit kaltem Hohne,
Die keuſche Luna nach dem Schmerzensſohne.

Mich ſelbſt, den Dichter, überſchauert's leiſe,
Iſt gleich der ganze Lug mir aufgedeckt,
Denn ſollte Fortunat ſo ſchnöder Weiſe
Geſtümmelt werden, wie der Narr ihn ſchreckt,
So ſtürbe mir an meinem Lorbeerreiſe
Manch edles Blatt, das noch im Keime ſteckt,
So könnte mein Geſang ja nur ertönen
Vom Fortunat, und nicht von ſeinen Söhnen.

Horch! was vernehm' ich? hallet nicht Geläute?
Er iſt's, der Mettenglock' erſehnter Klang.
O heller Laut, wie oft beriefſt du Bräute,
In Luſt erſchreckende, zum Tempelgang!
Doch wie dem angſtgequälten Jüngling heute,
So ſüß erklangſt du nie, ſo freudig bang.
Kaum heben ſich des Thores Gatterbalken,
Er ſprengt geduckt hinaus mit Hund und Falken.

Und als nun hinter ihm die Mauern ragen,
Da fliegt er über Hecken hin und Gräben,
Die Dogge meint den ſchnellſten Hirſch zu jagen,
Der Falke meint in Sturmgewölk zu ſchweben,
Der Reiter nur will über Trägheit klagen
Und hört nicht auf, den heißen Sporn zu geben,
Entfiel' ein Aug' ihm in der großen Eile,
Es aufzuheben nähm' er ſich nicht Weile.

Die Meeresflut, unendlich hingegoſſen,
Sie ſetzet erſt der wilden Flucht ein Ziel,
Doch eben will ein Schiff vom Strande ſtoſſen,
Er dingt ſich ein um wenig oder viel.
Zurück noch ſchickt er ſeine Reisgenoſſen
Den Schimmel ſammt dem Hund und Federſpiel.
Hin fährt das Schiff; wohin? ich kann's nicht ſagen,
Vergaß ja doch der Flüchtling ſelbſt zu fragen.

So ging's dem Jüngling in den Niederlanden,
Ich malte treu und redlich die Geſchichten,
Auch etwas niederländiſch, ſey's geſtanden!
Man muß ſich nach des Landes Weiſe richten,
Wie in Getränken, Speiſen und Gewanden,
So manchmal auch im Malen und im Dichten.
Wird unſer Schiff nach China hingeweht!
Mal' ich chineſiſch euch, ſo gut es geht.

Und will mich dennoch Der und Jener ſchmälen,
Daß ich ſein feineres Gefühl beleidigt,
So hört denn, ekle Ohren, zarte Seelen,
Ein Wörtchen noch, das mich gewiß vertheidigt!
Die Wahrheit darf ich nimmermehr verhehlen,
Dem alt ehrwürd'gen Bach bin ich vereidigt,
Sollt' ich an ihm das Schmähliche vollziehen,
Dem unſer Held meerüber muß entfliehen?

Zweites Buch.

Wirf ab, mein Lied, den niederländ'ſchen Schuh
Und ſchnalle den Kothurn dir an die Sohlen!
Der herriſchen Fortuna pflichteſt du
Und dieſe hat ein Trauerſpiel befohlen,
Aus Wolken ſprach ſie den Prolog dazu,
Und nicht beliebt's ihr, ihn zu wiederholen.
Tritt auch der Held nicht alsbald auf die Bretter,
Noch blieb er unverſenkt von Sturm und Wetter.

Der Schauplatz unſres Stückes iſt zu London,
Die Zeit — ich dächte wohl, im Februar?
Denn welcher rühmet ſich von allen Monden,
Daß er dem Trauerſpiele günſt'ger war?
Doch meine Göttin ſchüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet ſie in's Jahr:
Den wechſelnden April hat ſie erkoren,
Ihr Dichter ſelbſt iſt im April geboren.

Zu London alſo war ein Kaufmann ſäſſig,
Roberto, von toskaniſchem Geſchlechte.
Von Jugend auf bedacht, arbeitſam, mäſſig,
Hatt' er beſiegt die kargen Schickſalsmächte,
Noch jetzo warb und ſchafft' er unabläſſig,
Streng hielt er ſeine Schreiber, ſeine Knechte,
In Strömen kam ihm der Gewinnſt geflossen,
Doch nahm er auch den kleinen gern zum groſſen.

Als dieſer einſt am Pulte ſaß und ſann,
Hört' er im Gange draussen raſche Tritte.
Es klopft, und eh' er Antwort geben kann,
Steht ihm der Gaſt ſchon in des Zimmers Mitte,
Ein langer, hagrer, frühverzehrter Mann,
Nach Farb' und Wuchs und Kleidertracht kein Britte;
Die dunkeln Augen läßt er kecklich ſchweifen
Und was er anſieht, ſcheint er zu ergreifen.

„Andreas Rodio bin ich genannt, —
So ſpricht er — von Florenz, wie Ihr, entſproſſen.
Mein Vater Lucas iſt Euch wohl bekannt,
Er rühmt ſich Eurer Jugendzeit Genoſſen,
Hat gute Seidenwaar' Euch ſtets geſandt
Und Euch getreulich in's Gebet geſchloſſen.
Bei der Bewandtniß darf ich mich erfrechen,
Um einen Freundſchaftsdienſt Euch anzuſprechen.“

„Ein edler Lord iſt zu Turin gefangen,
Deß kläglich Schickſal mir das Herz bewegt.
Dem armen Manne war es beigegangen,
Daß er ſich eine Sammlung angelegt,
Nicht von Zwieſaltern, Steinen, Muſcheln, Schlangen,
Noch Andrem, was man ſonſt zu ſammeln pflegt,
Nein, wie die Britten ſtets Beſondres freute,
Von Rechnungen der Wirth' und Handelsleute."

„Seit Monden ſchmachtet er in Block und Eiſen
Ob dieſer Neigung für das Ungemeine;
Nun kam ich jüngſt dorthin auf meinen Reiſen,
(Ich kaufte dort zerſchiedne Edelſteine,)
Da ließ ich mir das Sehenswürd'ge weiſen,
Die Kirchen, Klöſter, heiligen Gebeine:
Und durft' ich wohl den Schuldthurm übergehen,
Wo jene ſeltne Sammlung iſt zu ſehen?"

„Als Kenner hatt' ich bald mich überzeugt,
Sie halt' im Werthe vierzehntauſend Kronen,
Den Sammler aber fand ich tiefgebeugt,
Er konnte nicht der dumpfen Luft gewohnen,
Und wie mich leicht das Mitleid überfleugt,
So ſchwur ich, keinen Fleiß für ihn zu ſchonen,
Und nennt mich einen Schurken, wenn ich raſte,
Bis ich der leid'gen Feſſeln ihn entlaſte!"

„Geloben mußt' ich noch am Abſchiedstag,
Nicht ganz umſonſt die Sache zu betreiben,
Auch will er gerne dreifach den Betrag
Von dem, was ihm geliehen wird, verſchreiben.
Roberto — ſprach er — weiß, was ich vermag,
Der wird gewiß nicht ungerühret bleiben. —
So bin ich vor Roberto denn getreten,
Er ſey um dieſen Liebesdienſt gebeten!"

Glaubt nicht, daß mit demüthiger Gebärde
Andreas dieſe Worte vorgebracht;
Hält er nicht, wie der Bettler mit dem Schwerte,
Mit ſcharfem Blick den Handelsfreund bewacht?
Doch dieſer iſt der kältſte Mann der Erde
Und nie empfand er noch der Blicke Macht.
Geruhig ſpricht er, einen Brief entfaltend
Und ihn dem Fremdling vor die Augen haltend:

„Mit dieſem Schreiben ward ich heute Morgen
Von Eurem Vater aus Florenz beehrt.
Herr Lucas iſt um Euch in großen Sorgen,
Weil Ihr auf Reiſen Geld und Gut verzehrt,
Er warnt mich, Euch das Mindeſte zu borgen,
Wenn Ihr vielleicht hieher den Flug gekehrt,
Auch ſchrieb er ſo nach vielen Handelsplätzen,
Um ſich und Andre aus Gefahr zu ſetzen."

„Gleichwohl geſteh' ich, daß mir wohl gefällt
Was Ihr betreibt, es iſt ein gut Geſchäfte,
Der edle Lord, von dem Ihr vor gemeldt,
Erlangt noch einſt durch reiches Erbgut Kräfte.
Ich werde zahlen, wenn ihr Bürgen ſtellt,
Es fehlt Euch nicht, faßt Ihr's am rechten Hefte:
Er hat Verwandte, die ihm helfen können,
Der König ſelber wird ihm Gutes gönnen.“ —

Andreas eilt zu Vettern und Gevattern,
Sie ſind die Reichſten auf der reichen Inſel,
Er ſpricht von faulem Stroh und gift'gen Blattern,
Er ſchildert des Verlaſſenen Gewinſel,
Er malt ihn halb verzehrt von grimmen Nattern,
Er taucht in jeden Höllengraus den Pinſel;
Vergeblich! alle Kunſt iſt hier verſchwendet:
„Der König helfe, der hat ihn verſendet!“

Der König helfe! Nach der Hofburg ſchreitet
Andreas, vor den Kämmrer tritt er hin:
„Britannia! — ruft er — Schmach iſt dir bereitet,
Dein Bote liegt im Kerker von Turin.
Siehſt du, wie er nach dir die Arme ſpreitet,
Und haſt du keinen Schilling mehr für ihn?
Der Pöbel ſammelt ſich vor ſeinem Gitter
Und jubelt: Seht doch Sankt Georg, den Ritter!“

Der Kämmrer drauf: „Mein Lord muß ſich gedulden,
Es hilft ihm nichts, wenn er die Haare rauft,
Er macht zu großer Unzeit ſeine Schulden,
Kein überflüſſig Gold iſt hier gehauft,
Der ſchöne Brautſchmuck koſtet manchen Gulden,
Den unſer König ſeiner Schweſter kauft.
Herr Edmund, der den theuren Schatz verſchließet,
Der zeig' es Euch, wohin das Geld uns fließet!“

Geziemt' es, Höll' und Himmel zu vergleichen,
So ſprách' ich: wie ein heller Sternekranz
Hervortritt, wenn die Wolken plötzlich weichen,
So dem Andreas jener neue Glanz!
O armer Lord, wie muß dein Bild erbleichen!
Der Brautſchmuck füllet ihm die Seele ganz;
Und gierig nach dem koſtbarn Augenſchmauſe,
Eilt er die Straße hin zu Edmunds Hauſe.

Der Ritter Edmund war ein frommer Chriſt,
Doch hatt' er nicht das Leibliche vergeſſen.
So war er eben auch zu jener Friſt
Mit Frau und Kindern an den Tiſch geſeſſen,
Und wie er immer gut und freundlich iſt,
So bittet er den Fremden gleich zum Eſſen.
Wie auch der ungeduld'ge Gaſt ſich wehret,
Er muß erſt ſpeiſen, was der Herr beſcheeret.

Einſtweilen doch beginnt er zu erzählen
Und giebt dem Wirthe ſein Begehren kund,
Er nennt ſich einen Händler in Juwelen,
Und führt die ſchönſten auf dem Erdenrund.
Er hat gehört, der König will vermählen
Die Schweſter an den Herzog von Burgund,
Auch von dem Brautgeſchenk hat er vernommen,
Zu ſehn, zu handeln, iſt er hergekommen.

„Das ſoll geſchehn, das ſoll geſchehn nach Tiſche!
Warum verſchmäht Ihr ſo mein häuslich Mahl?
Entdeckt Ihr nichts, was Euch den Gaumen friſche?
Ihr nehmt vom Rebhuhn nicht und nicht vom Aal!“
Doch Jener denkt an Vögel nicht, noch Fiſche,
Und jede Schüſſel bringt ihm neue Qual.
Bis endlich, nach geſprochnem Tiſchgebete,
Der Wirth zu holen geht das Brautgeräthe.

So wie ein Faun vom buſchigen Geſtade
Mit brünſt'gen Blicken nach der Nymphe ſpäht,
Die ſich entkleiden will zum kühlen Bade
Und bald in offner Fülle vor ihm ſteht:
So blickt der Florentiner nach der Lade,
Daran Herr Edmund jetzt den Schlüſſel dreht;
Und als es nun an dem, ſie aufzudecken,
Da zittert ihm das Herz vor Luſt und Schrecken.

Wie blitzen der Demanten helle Sonnen!
Wie ſpielen farbig all die edeln Sterne!
Und Perlen, Nereus Töchtern abgewonnen,
Und ſchönes, blankes Gold vom reinſten Kerne!
Gleichwie, in der Gedanken Meer zerronnen,
Ein Seher aufblickt zur geſtirnten Ferne,
So dem Andreas am Juwelenſchranke
Verirrt in's Grenzenloſe der Gedanke:

„Ich ſchaue hin, und ſchaue hin auf's Neue,
Es iſt der Erde Gott, was vor mir liegt.
Vor dieſem Zauber weicht die fromme Scheue,
Und des Gewiſſens Zweifel iſt beſiegt,
Von ihm bezwungen wird des Weibes Treue,
Von ihm des Mädchens Unſchuld eingewiegt.
Solch einen Talisman an jedem Finger,
Du biſt ein Fürſt, du biſt ein Weltbezwinger!“

„Und mußt' ich ſo die ſchönſte Zeit verſchwenden,
Die Kraft der Jugend, mit unwürd'ger That!
Was hieß es, falſche Wechſel auszuſenden,
Die man beim erſten Blick mit Füßen trat?
Verliebte Wittwen um ihr Gut zu pfänden?
O leichtes Spiel, o kindiſcher Verrath!
Kommt mir der wahre Sinn ſo ſpät zur Reife,
Daß ich erſt jetzo nach dem Höchſten greife?“

„Nur weil ihr pranget mit den Diademen,
Ihr Fürſten, ſeyd ihr Herrſcher dieſer Zeit,
Wird man euch dieſe Zier vom Haupte nehmen,
So weicht die Blendung eurer Herrlichkeit.
Ein Schatten iſt der Menſch, ein trüber Schemen,
Wenn ihm das Gold nicht ſeinen Schimmer leiht.
Ich aber will mich ſchwingen aus dem Dunkeln,
Der Schmuck iſt mein, ein König werd' ich funkeln!“

So führ' er fort zu träumen und zu raſen,
Da frägt Herr Edmund: „Nun geſteht mir frei!
Was denkt Ihr von den feurigen Topaſen?
Was von dem großen Diamanten-Ei?
Was hier von den milchweißen Perlenblaſen?
Und habt Ihr ſelber was, das ſchöner ſey?“
Der Fremdling ſpricht: „Ich werd' Euch Meines weiſen,
Beliebt es morgen Euch, mit mir zu ſpeiſen.“

Drauf kehrt Andreas zu dem Gaſtfreund wieder
Und iſt der angenehmſten Botſchaft voll:
Ein Mann hat ſich gefunden, feſt und bieder,
Der für den Sammler ſich verſchreiben ſoll;
Auch ſinget er dem Kaufherrn ſeine Lieder
Von ſichrer Bürgſchaft auf des Königs Zoll:
„Schafft morgen nur ein ſtattlich Mahl, denn wiſſet,
Daß unſer guter Bürge mit uns iſſet!“

Roberto rüſtet ſtattlich ſeine Küche,
Der Gaſt erſcheinet mit dem Stundenſchlag,
Er wittert ferne ſchon die Wohlgerüche,
Sie künden ihm ein treffliches Gelag.
Man ißt, man trinkt, man bringt ſich gute Sprüche,
Und Jeder denkt im Herzen, was er mag;
Doch iſt's verpönet, daß kein Wort entwiſche
Von dem Geſchäft, nach Tiſche das, nach Tiſche!

Als nun der Gaſt die Mahlzeit eingenommen
Und manches Glas genippt vom edeln Wein,
Da ſieht man recht, wie es ihm wohl bekommen,
Denn freundlich, wie ein Engel, blickt er drein.
Das innige Behagen dieſes Frommen,
Es rührte wohl ein Herz von Kieſelſtein.
Andreas aber naht ſich ihm geſellig:
„Zur Sache nun, Herr Ritter, wenn's gefällig!“

Nicht ahnt der Arme, wie man ihn beliſte,
Er dankt für Alles, was er Guts genoß,
Und kindlich froh, als ging's zum heil'gen Chriſte,
Folgt er dem Schalk in's obere Geſchoß.
Dort ſteht in öder Kammer eine Kiſte;
Schon öffnet ſich das wohlverwahrte Schloß,
Herr Edmund beugt ſich hin, ſo ſieht er's beſſer,
Da fährt ihm in's Genick des Wälſchen Meſſer.

Drauf nimmt der Mörder dem entſeelten Gaſt
Den Daumenring, womit er ſonſt geſiegelt,
Reißt ihm vom Gurt die Schlüſſel, und mit Haſt
Entweichet er, nachdem er feſt verriegelt,
Du aber, Edmund, hätteſt dich im Glaſt
Der eiteln Erdenſchätze gern geſpiegelt:
Wie iſt dir, als mit einmal ſich verbreiten
Vor deinem Blick des Himmels Herrlichkeiten?

Der Mörder rennt hinab in's Haus des Todten,
Wo er die Frau, nun Wittwe, ſo verſtändigt:
„Herr Edmund ſendet mich als ſeinen Boten,
Er läuft nicht gern, wenn er ein Mahl beendigt,
Und daß er löſe jeden Zweifelsknoten,
Hat er mir Ring und Schlüſſel eingehändigt.
Er ſchickt mich, weil zum Tauſch wir nöthig haben
Das Käſtlein mit den feinen Hochzeitgaben.“

Hat auch die Frau noch irgend ein Bedenken,
Der Wälſche weiß, wie man mit Weibern ſpricht;
Sie ſucht in allen Kammern, allen Schränken,
Sie ſucht und ſucht, das Käſtlein findt ſie nicht.
Das hat er nun von allen ſeinen Ränken,
Von ſeiner blut'gen That, der Böſewicht!
Doch er, der Welt und ſeines Ichs Verächter,
Bricht aus in ein ſataniſches Gelächter.

Die Stunde drängt und Eile will die Flucht,
Bevor um Rache ſchreit der grauſe Mord.
Drum flügelt er die Schritte nach der Bucht
Und wirft ſich an des nächſten Schiffes Bord.
Wer vor dem Henkerbeile Rettung ſucht,
Dem gilt es gleich nach Süd hin oder Nord.
Das Hurrah ſchallt, die Barke fleugt mit vollen
Geſiedern — aber ferne Donner rollen.

Der Kaufherr ſaß indeß daheim und ſchrieb,
Da quoll das Blut hernieder durch die Dielen,
Doch weil er ſein Geſchäft mit Eifer trieb
Und nicht gewohnt war, über's Blatt zu ſchielen,
Kein Wunder! daß er unbekümmert blieb,
Bis ihm die Tropfen in die Rechnung fielen.
Ob er ſich wohl am Federmeſſer ritzte?
Ob er mit rother Dinte ſich beſchmitzte?

Roberto! hebt es an, ſich dir zu lichten?
Erbebſt du vor der gräßlichen Entfaltung?
Nicht wahr, von derlei blutigen Geſchichten
Stand nichts in deiner doppelten Buchhaltung?
In ebnem Gleiſe ging dein Thun und Tichten,
Da faßt dich furchtbar des Geſchickes Waltung,
Das Angewohnte fällt, das alte, theure,
Du mußt hinüber in das Ungeheure!

Roberto ſteckt die Feder hinter's Ohr,
Berufet zitternd ſeine Hausgenoſſen
Und ſteigt mit ihnen zum Gemach empor,
Von wo der böſe Thau herabgefloſſen,
Wohl ſchöbe Jeder gern den Andern vor,
Die Thüre wird gewaltſam eingeſtoſſen:
Dort liegt Herr Edmund blutig bei der Truhe,
Dort hält Herr Edmund tiefe Mittagsruhe.

Hat ſich in einem Hauſe was geändert
Auf ſolche Weiſe, drob das Herz erſchaudert,
Und kömmt ein Freund des Hauſes hergeſchlendert,
Der ſonſt wohl manches Stündlein dort verplaudert:
Wie der erſtaunt und, ſelbſt noch unverändert,
Die Wohlbekannten zu erkennen zaudert!
Denn Alle ſind, wie man Lemuren ſchildert,
Verfärbt, entſtellt, die Stimmen ſelbſt verwildert.

So hätt' es Einer bei Roberto troffen,
Bis man ſich mählig ſammelt und bedenkt:
Kann man die Leiche wegzubringen hoffen?
Wird der Verdacht noch irgend abgelenkt?
Ein tiefer Brunnen ſteht im Keller offen,
Wohlan! dort wird der todte Leib verſenkt.
Doch bleibt dem Hauſe Luſt und Muth verdorben,
Als wäre der Gebieter ſelbſt geſtorben.

Geſtorben nicht, doch auch nicht mehr lebendig!
Er hat ja keine Luſt mehr an den Zahlen,
Er weiß noch kaum das Einmaleins auswendig,
Vergißt den Monatstag zu öftern Malen
Und ſtößt ſich in den Rechnungen beſtändig,
Denn immer, wenn er ſitzt ob den Journalen,
Iſt's ihm, als ob das Blut herniedertropfe
Und an der Thüre ſchon der Häſcher klopfe.

Geduld! die Sage rennt auf allen Pfaden,
Der König hört, daß man den Ritter miſſe,
Herr Edmund ſtand bei ihm in groſſen Gnaden,
Und mehr noch macht der Schmuck ihm Kümmerniſſe.
Zum Florentiner war der Mann geladen,
Dort iſt es glaublich, daß man von ihm wiſſe.
Jetzt klopft es erſt! der Richter mit den Bütteln,
Um Alles auszuſtöbern, aufzurütteln!

Auch die Gewölbe werden nicht verſchont
Und ſo durchſtört vom Boden bis zur Decke,
Daß keine Ratz' im Loche ſicher wohnt
Und keine Fledermaus in ihrer Ecke.
Da denkt noch Einer: „Ob ſich's wohl verlohnt,
Daß ich ein Windlicht in den Brunnen ſtrecke?“
Und ſieh! entſetzlich aus der feuchten Tiefe
Starrt eine Hand, als ob ſie Rache riefe.

Nicht ſoll Medea ihre Kinder ſchlachten
Vor allem Volke, hat Horaz gelehrt,
Und ſeinen Ausſpruch ziemt es uns zu achten,
Da er, Fortuna, deinen Ruhm gemehrt.
Drum, wenn wir Keckes auf die Bühne brachten,
So bleib' uns doch das Aeußerſte verwehrt:
Wie man den Herrn aufhenkt zuſammt den Knechten,
Weil ſie den Mord verhehlt, nach Landesrechten.

Und euch, Zuſchauer, die ihr müde ſeyd
Der traurigen und fürchterlichen Dinge,
Zeig' ich zum Troſte, wie man herbes Leid
Und finſteres Entſetzen bald bezwinge,
Wenn ich ein junges Weib in ſchwarzem Kleid,
Camillen, Edmunds Wittwe, vor euch bringe.
Die Schöne, deren Trauerzeit noch dauert,
Hat doch im Herzen mählig ausgetrauert.

Erſt fühlt ſie ihre Zähren ſanfter rinnen,
Gemäßigter ertönt ihr Weh und Ach,
Schon hört ſie auf, ſich feindlich einzuſpinnen,
Sie läßt die Sonne ſchon in ihr Gemach,
Schon ſieht ſie wieder ihre Nachbarinnen
Und merkt es ſich, was eine tröſtend ſprach,
Sie ſprach: „O laßt Euch eine Wittwe ſagen,
Wie Ihr des todten Manns Euch könnt entſchlagen!“

„Jetzt, da die Blüthenknöpfe wieder quellen
Und da der Kukuck rufet, früh und ſpät,
Jetzt laſſet Eure Bettſtatt anders ſtellen,
Als ſie noch ſeit des Sel'gen Tagen ſteht,
Und denkt an einen feinen Junggeſellen,
Jedoch in Ehren, wenn Ihr ſchlafen geht!
Die Todten zu den Todten, mein' ich eben,
Die Lebenden zu denen, die da leben!“

Camilla drauf: „Gevatterin, bei Leibe!
Sollt' ich vergeſſen meines liebſten Herrn?“
Doch als ſie nun allein iſt, kömmt's dem Weibe
Nicht aus dem Sinne, ſie verſucht' es gern.
Und wär' es auch zum bloßen Zeitvertreibe,
Die Bettſtatt ſoll vom alten Platze fern.
Doch als man rückt, was hat ſich da gefunden?
Das Käſtlein, das ſeit Edmunds Tod verſchwunden.

Die Wittwe wendet ſich an zween geehrte
Verwandte, die ihr oft zu Rathe waren,
Die Männer aber ſchütteln ihre Bärte:
„Was hilft es Euch, den theuren Schmuck bewahren?
Unmöglich iſt es, daß man ihn verwerthe,
In aller Welt hat man davon erfahren.
Viel beſſer iſt's, Ihr tragt ihn ſelbſt zum Throne
Und harret, wie der König Euch belohne.“

Da ſchmücket ſich Camilla, wie es denen,
Die um den Gatten trauern, ſich gebührt.
An ihre Wimpern hängt ſie Wittwenthränen,
In Seufzer wird die ſchöne Bruſt geſchnürt,
Und nichts verſäumt ſie, was an Magdalenen
Die Augen locket und die Herzen rührt.
Das Käſtlein hüllet ſie in ihre Flöre
Und meldet ſich dem König zum Gehöre.

Als drauf der König an dem theuren Funde
Den Blick geſättigt, denket er im Stillen:
„Die Pflicht erheiſcht, daß noch in dieſer Stunde
Mein voller Dank ſich zeige Frau Camillen.
Um was nun trägt ihr Herz die tiefe Wunde,
Als um des jetztgefundnen Schmuckes willen?
Drum iſt es billig, daß aus dieſem Schatze
Ein neues Glück ihr aufblüht zum Erſatze.“

Und mitten aus der unſchätzbaren Habe
Entnimmt er einen Ring von hohem Preis:
„Empfangt, Camilla, die geringe Gabe!
Doch nicht als meiner Dankbarkeit Beweis,
Nein, daß ich Euch von des Gemahles Grabe
Zurücke zieh' in meines Hofes Kreis.
Ihr aber werbet, meines Throns Vaſallen,
Wer dieſen Ring gewinne von euch allen!“

Nun ſteht ein Junker, blondgelockt und ſchlank,
Des Dienſtes wartend, bei des Königs Stuhle.
Bevor noch Edmund in die Grube ſank,
Hieß es, daß Jener um Camillen buhle
Und daß er Tag für Tag, nicht ohne Dank,
Sein Roß an ihrem Haus vorüberſchule.
Der bittet jetzo, nicht umſonſt, die Dame
Um ihren Ring, ein Tröſter ihrem Grame.

Doch ihr, Demanten, königliche Spende,
Wohl mögt ihr eine reine Stirne ſchmücken,
Und ihr, der Perlen köſtliche Gebände,
Ihr mögt um eine fromme Bruſt euch drücken,
Ihr aber, goldne Spangen, zieret Hände,
Die nichts denn wohlthun, ſegnen und beglücken,
Daß ihr entſündigt werdet, Brautkleinode,
Die ihr befleckt ſeyd mit vielfachem Tode!

Britanniens großer König ſey geprieſen,
Wie er der frommen Wittwen ſich erbarme!
Noch eine ſoll den Tröſter ſich erkieſen,
Roberto's Wittwe, Cordula, die Arme.
Obſchon ſich ihre Unſchuld klar erwieſen,
Doch lebt ſie, ſammt den Waiſen, tief im Harme:
Denn als ihr Eheliebſter hing am Galgen,
Da ließ man um ſein Gut das Volk ſich balgen.

Der König ruft ſie, reichlich auszuſtatten
Gedenkt er ſie, erſcheinet nur ein Freier.
Zwar längern ſchon ſich ihres Lebens Schatten,
Doch löst ſie gerne noch den Wittwenſchleier.
Sie ſpricht von einem Diener ihres Gatten:
Zur Zeit des Mords verſchickt geweſen ſey er,
Er ſey, unangeſehen ſeiner Jugend,
Ein Muſterbild der Frömmigkeit und Tugend.

Der König läßt den jungen Mann beſchicken,
Nur denkt er, als er Jenen ſich beſchaut:
„An dem iſt wenig Tugend zu erblicken,
Er ſcheint mir eine leichte, lockre Haut.
Doch meint die Frau an ihm ſich zu erquicken,
So werde ſie noch heut' ihm angetraut!“ —
Wir aber wünſchen: möge wohl gerathen
Die Ehe Cordula's mit — Fortunaten!

Der Vorhang fällt. Was wir euch aufgetiſchet,
Sagt, iſt es nicht ein ächtes Trauerſpiel?
Zwar iſt der ärgſte Böſewicht entwiſchet,
Der Hehler des Verbrechens aber fiel,
Die Wittwenthränen hat man abgewiſchet,
Und Alles kam an ein verſöhnend Ziel.
Doch mag die Welt nun tadeln oder loben,
Schon hat Fortuna neues Spiel erhoben.

Verlags-Werke
der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in
Stuttgart und Tübingen.

Gedichte Sr. Maj. des Königs Ludwig von Bayern. Zweite Auflage. 2 Theile. 4 fl. 48 kr.
Arndt, Ed., israelitische Gedichte. 8. 1 fl. 24 kr.
Blomberg, W. Freiherr von, Gedichte. gr. 8. 1 fl. 36 kr.
Eckermann, Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe. 8. 1 fl. 36 kr.
Flemming's Gedichte, ein Auszug von G. Schwab. gr. 8. 1 fl. 36 kr.
Fouqué, Freiherr de la Motte, Gedichte. gr. 8. 4 Bände. Velinpapier 12 fl. Schreibpapier 10 fl. Druckpapier 6 fl.
Gedichte, altdeutsche, auserlesene. Herausgegeben von Johann Graf von Mailäth. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
— — Magyarische, übersetzt von Joh. Graf v. Mailäth. gr. 8. 2 fl. 15 kr.
Goethe, W. v., Faust, eine Tragödie. kl. 8. 2 Theile in Einem Bande mit dem Portrait des Dichters. 4 fl. 48 kr.
— — Gedichte. 2 Theile. Neue Auflage. 8. Velinpapier 6 fl. 24 kr. Druckpapier 5 fl. 12 kr.
— — Hermann und Dorothea. 45 kr.
Grüneisen, C., Lieder. 8. 45 kr.
Hebel, Dr., J. P. von, allemanische Gedichte. A. d. allem. Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 fl. 36 kr.
Herder, J. G. v., Gedichte. gr. 8. 2 Theile. 6 fl. 36 kr.
— — der Cid. Neueste Auflage. 12. 2 fl. 15 kr.
Hölderlein, F., Gedichte. 8. 1 fl. 48 kr.
Immermann, K., Gedichte. Neue Folge. 8. 2 fl. 24 kr.
Kerner, Dr. J., Dichtungen in Einem Bande. 8. 3 fl.
Lamartine, poetische Gedanken, übersetzt von G. Schwab, mit dem Originaltext. gr. 8. 2 fl.
Langbein, C. F. G., neuere Gedichte. 2 Bände. gr. 8. 7 fl. 12 kr.
Loreye, J., Theorie der Dichtkunst. Neue umgeänderte Auflage. 2 Theile. 2 fl. 45 kr.
Matthisson, sämmtliche Gedichte. 2 Theile. gr. 8. Schreibpapier 5 fl. 24 kr. Druckpapier 3 fl. 36 kr.
Mayer, K., Lieder. 8. Velinpapier. 2 fl. 42 kr. Druckpapier 2 fl. 15 kr.
Oehlenschläger, Gedichte. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
Pfeffel, C. G., poetische Versuche. 10 Bändchen. 8. Velinpapier 18 fl. Schreibpapier 12 fl. 36 kr. Druckpapier 9 fl.
Platen, Graf A. v., Gedichte. 2te sehr vermehrte Aufl. 3 fl. 48 kr.
Pyrker, J. L. v., sämmtliche Werke.
1r Bd. Tunisias. 3 fl.
2r Bd. Rudolph von Habsburg. 3 fl.
3r Bd. Perlen der heil. Vorzeit. 3 fl.
Robert, L., Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. gr. 8. 1 fl. 48 kr.
Rückert, Dr. Fr., Kranz der Zeit. 2r Bd. gr. 8. 2 fl. 45 kr.
Schenk, Ed. v., Schauspiele. 1r, 2r Bd. 8. Velinpapier. 4 fl. 42 kr. Druckpapier 4 fl. Der 3te Band ist unter der Presse und wird in Bälde erscheinen.
Schenkendorf, M. v., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 20 kr.
Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. 2 fl.
Schmidt, C. K. Klammer-, Leben und auserlesene Werke. Herausg. von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Schwiegersohne F. Lautsch. 3 Bde. gr. 8. 9 fl.
Schwab, G., Gedichte. 2 Bde. gr. 8. Velinp. 6 fl. Druckp. 5 fl.
— — Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Christoph von Württemberg. gr. 8. 1 fl. 24 kr.
Stöber, C., Gedichte. 3te Auflage. 8. 1 fl. 36 kr.
Uhland, Ludwig, Gedichte. 9te Aufl. Mit dem Portrait des Dichters in Stahlstich. 3 fl. 36 kr.
Wolff, O. L. F., Sammlung historischer Volkslieder. 8. 4 fl. 48 kr.
Zedlitz, Frhr. v., Gedichte und Canzonen. 8. 3 fl.
— — Dramatische Schriften, 1r bis 3r Bd. 8. Velinpap. 4 fl. 18 kr.

Res.
Austr.
5508
1

Neun Reden

für

den Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland,

gehalten in der Paulskirche

von den Abgeordneten

Eiſenmann von Würzburg, **Reitter** von Prag, **Giskra** von Wien, **Wagner** von Steyr, **Schneider** von Wien, **Uhland** von Tübingen, **Berger** von Wien, **Groß** von Prag und **Wurm** von Hamburg.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1848.

Einleitung.

Als in Folge der deutſchen März-Revolution die geſinnungstüchtigſten Männer des Volkes durch ihren Zuſammentritt das Vorparlament in Frankfurt gebildet und nach kurzen aber inhaltsſchweren Verhandlungen den Grundſtein zu einer Volksvertretung für ganz Deutſchland gelegt hatten, da wurde dieſes Morgenroth der Einigung des ganzen deutſchen Volkes von allen Patrioten in Oeſterreich mit Jubel begrüßt. Dieſe warme Sympathie für die deutſche Sache in Oeſterreich wurde die feſteſte Stütze der in Wien errungenen Freiheit. Nur zu bald erkannten die Gegner dieſer Freiheit die Unmöglichkeit ſie mit Erfolg zu bekämpfen, ſobald die in Oeſterreich lebenden Deutſchen die Kluft wieder ausfüllen, welche ſie von ihren übrigen Brüdern in Deutſchland trennte und die nur ein Werk der treuloſen Politik der Fürſten war. Das ganze lichtſcheue Heer der Privilegirten des alten Metternichiſchen Syſtems verſuchte nun durch heuchleriſche Phraſen in Schrift und Wort das biedere deutſche Volk in Oeſterreich zu bethören und ihm Liebe einzuflößen für ein Trugbild, das ſie ein großes Oeſterreich nannten. Dieſe Menſchen gingen in ihrer Gewiſſensloſigkeit ſo weit, die argloſen Slaven, die bisher in inniger Brüderlichkeit mit den Deutſchen lebten, durch verlockende Begünſtigungen, durch ein Hinweiſen auf ein ſlaviſches Oeſterreich zu beſtechen und gegen das Deutſchthum zu ſtacheln. Leider nur zu gut iſt es Ihnen gelungen die Slaven von ihren beſten und aufrichtigſten Freunden — den Deutſchen — zu trennen. Zu ſpät erblickte das deutſche Wien die Falle, welche ihm die ſchwarzgelbe Politik der Höflinge geſtellt hatte; es empörte ſich zwar bei dem Anblicke der Mittel, deren man ſich bediente um Ungarn zu knechten, aber es war zu ſpät; das deutſche Wien hatte in den ſlaviſchen Provinzen der Feinde bereits ſo Viele, daß es der Camarilla möglich wurde die ganze Militärmacht dieſen Provinzen zu entziehen, um damit Wien zu erdrücken. — Der kecke Brief eines Jellachich, der es auf ſich nehmen will, ganz Oeſterreich ſlaviſch zu machen; die freiheitsmörderiſche Proklamation eines Windiſch-Grätz, der mit ſeinen in Prag mit Blumen bekränzten Kanonen das edle Volk von Wien hinſchlachtete; Alles dieſes wird endlich den Deutſchen in Oeſterreich die Augen geöffnet und ihnen gezeigt haben, daß man ſie nur darum von Deutſchland trennen wollte, um ſie dann wieder deſto leichter knechten zu können. —

Während dieser raschen und blutigen Entwickelung der Dinge in Oesterreich wurde in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt über die ersten Paragraphen der deutschen Verfassung berathen, in welchen Paragraphen besonders das Verhältniß Oesterreich's zu Deutschland festzustellen war. In dem Entwurfe, der vom Verfassungsausschusse der Nationalversammluag vorgelegt wurde, lauten die drei ersten Paragraphen also:

§ 1. Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiet des bisherigen deutschen Bundes. Die Verhältnisse des Herzogthums Schleswig und die Grenzbestimmung im Großherzogthum Posen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten. —

§ 2. Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu **Einem** Staate vereinigt sein.

(Zu diesem Paragraphen haben nur 4 Mitglieder des Verfassungsausschusses folgendes Minoritätserachten beigefügt: Insofern die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreich's die Ausführung dieses § 2 und der daraus abgeleiteten Paragraphen hinsichtlich desselben nicht zulassen, soll die angestrebte Einheit und Macht Deutschland's im größtmöglichen Maaße durch den innigsten Anschluß Oestereich's an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österreichischen Regierung erzielt werden.)

§ 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Oberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen.

Hören wir nun die Worte, welche der Berichterstatter des Verfassungsausschusses diesem Entwurfe vorangehen ließ.

Motive.

Ihr Ausschuß, dem die Ehre geworden ist, den Entwurf einer Verfassung für Deutschland vorzulegen, und der Ihnen zunächst die Abschnitte, welche das Reich und die Reichsgewalt betreffen, vorlegt, fühlt in vollem Maaße die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Der Ausschuß erkennt die Pflicht, auf einer Seite sich ebenso vor einer gefährlichen Gleichgiltigkeit gegen die bestehenden Verhältnisse und vor übereilten Versuchen zu hüten, nur ein vorschwebendes Ideal verwirklichen zu wollen, das nur in das Leben geführt werden könnte, wenn auf völlig neue Grundlagen die Verfassung gebaut werden dürfte, auf der anderen Seite aber ein ängstliches Festhalten an den bestehenden Einrichtungen und eine Halbheit zu vermeiden, deren Früchte von Niemanden mit Vertrauen begrüßt werden würden. Neue Verfassungen haben die Bürgschaft ihres Bestehens nur, wenn sie aus den innersten Verhältnissen des Volkes, dem sie bestimmt sind, hervorgegangen, in den nationalen Ansichten und Bedürfnissen ihre Wurzel haben, und das Mögliche und Erreichbare unter gegebe-

neu Verhältniſſen zu verwirklichen ſuchen. — Es kann nicht darauf ankommen, das alte Gebäude neu zu übertünchen, oder einen neuen Balken einzuſchieben; es bedarf einer Umgeſtaltung unſerer bisherigen Verfaſſung mit neuen Elementen, neuen Grundformen, berechnet auf den erhabenen Zweck, Deutſchland's Größe und Macht dauernd zu begründen. — Wenn wir auch nicht verkennen, daß wie jede menſchliche Einrichtung, ſo auch eine neue Verfaſſung nur allmählig ſich fortbilden wird, daß unrichtige Auffaſſungen und manche über neue Opfer Einzelner hervorgebrachte Verſtimmungen im Laufe der Zeit verſchwinden und ein organiſches Zuſammenwachſen der Verhältniſſe nur das Werk der Zeit ſein kann, ſo durfte uns dieß nicht dazu bringen, zuviel der künftigen Entwickelung zu überlaſſen. Wir mußten die Mahnung der Zeit, die Stimme des erwachten Volksgeiſtes, die Forderungen des Volkes vollſtändig beachten, und ſchon jetzt alle jene Grundzüge des künftigen verfaſſungsmäßigen Lebens Deutſchland's durchführen, ohne welche jeder ſpäteren Ausbildung die Grundbedingung ihrer Wirkſamkeit fehlen würde. — Deutſchland bietet das Verhältniß einer Reihe von einander unabhängiger, durch mancherlei Stammesintereſſen und Verſchiedenheit der Gewohnheiten getrennter Staaten, durch politiſche Verhältniſſe und Vorurtheile früher entfremdeter Völkerſchaften dar; während ein großes geiſtiges, in der Grundabſtammung wurzelndes, auf Gemeinſinn von Sitten, Anſichten, Bedürfniſſen und Gleichförmigkeit vieler Verhältniſſe beruhendes Band jene Staaten dauernd umſchlang. — Bis zum Jahr 1806 war wenigſtens durch die freilich ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden und durch die Uebermacht einzelner Fürſten erſchütterte Reichsverfaſſung die Idee einer Einheit des Reichs in dem Volksbewußtſein. Nach den Befreiungskriegen lebte dieſe Idee wieder mit neuer Stärke auf; man hoffte in neuer, den Intereſſen des Volks entſprechender Form ein einig verbundenes Reich erſtehen zu ſehen; aber an dem Souveränitätsſchwindel einzelner Fürſten, die nichts opfern wollten, an der Eiferſucht der zwei Großmächte, an der Uebereilung, mit welcher die Bundesacte bearbeitet wurde, ſcheiterte das neue Werk. — Für die deutſchen Staaten, ſelbſt wieder als große, mittlere und kleinere auftretend, beſtand ſeit 1815 ein völkerrechtlicher Verein, ein Staatenbund, der ſich als Zweck nur die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutſchland's und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten ſetzte. In dieſem Staatenbunde machte ſich in jedem Augenblick die Beſorgniß jedes Staates geltend, zuviel Rechte dem Bunde zu opfern; die vielſeitige Eiferſucht, das Mißverhältniß einiger großen Staaten zu den kleinen, erzeugte Reibungen oder Gleichgiltigkeit und hinderte ein raſches, kräftiges Einſchreiten in Fällen, in welchen es nothwendig geweſen wäre. Jeder Staat hatte nur ſo viele Pflichten dem Bunde

gegenüber zu erfüllen, als er durch den Bundesvertrag übernommen hatte. Die volksthümliche Entwickelung fehlte ebenso, als es an einer Macht mangelte, der sich die einzelnen Staaten unterwerfen mußten. Das Bedürfniß der Umgestaltung einer Form, die dem Feinde Spott, dem Freunde Schmerz bereitete, wurde lange gefühlt. Die würdigen Anträge einzelner Vaterlandsfreunde auf Verbesserung wurden nicht gehört, und selbst oft als verbrecherisch betrachtet; bis endlich die große Bewegung im März d. J. der Volksstimme Kraft und Nachdruck gab. Eine neue Bundesform, die zwischen der Einheitsregierung und der bisherigen Form des Staatenbundes in der Mitte steht, die Form des **Bundesstaats** kann nach der allgemeinen Ansicht allein den Forderungen genügen, nur sie kann zunächst den bestehenden Verhältnissen und Interessen Deutschland's entsprechen. Nach dieser Form erscheinen die Einzelstaaten als Individuen, die zu einem mächtigen Staate sich verbanden, so daß jeder einer gemeinschaftlichen Staatsgewalt, die auf der Bundesverfassung beruht, sich unterwirft. Jene Bundesgewalt leitet zu Einem Ziele, sie schützt gegen Außen, sie verwirklicht jene Anstalten im Innern, die durch gemeinschaftliche Interessen in das Leben gerufene Bedingungen der Einheit Deutschland's sind. Die Gesetze jener Bundesgewalt werden nicht erst für den Bürger jedes einzelnen Staats verbindlich, wenn die Regierung dieses Staats sie verkündigt; jeder Bürger jedes Einzelstaates, sowie er ein Reichsbürgerrecht mit großen Vortheilen neben seinem Staatsbürgerrecht gewinnt, ist auch als Bürger des großen Vaterlandes den Gesetzen des Reichs von dem Augenblick an unterworfen, als das Gesetz von der Reichsgewalt verkündet ist. — Dieser Bundesstaat beruht auf einer herrlichen Vereinigung von zwei Elementen, dem nationalen Elemente der Gemeinsamkeit, und dem Elemente particularer Eigenthümlichkeit. In weiser Vertheilung erhält jedes Element Das, was ihm nothwendig zugehöret. Der Einzelstaat ist frei und ungehindert in seiner Entwickelung, soweit nicht die Gesammtheit Opfer verlangt; aber er ist als Glied dem Ganzen unterworfen. Die Bundesgewalt verwirklicht den Nationalwillen, aber sie ist beschränkt durch organische Gesetze, welche nach dem Zwecke der Bundesverfassung die Grenzen der Macht bestimmen; sie fordert Gehorsam von jedem Einzelstaate, soweit dieß nothwendig zur Erreichung des Bundeszwecks ist. — Wurzelnd im Gesammtwillen, der durch die vollste Vertretung des Volkes in einem Parlamente sich ausspricht, aber durch ein zweckmäßiges Ineinandergreifen der verschiedenen Organe vor der Gefahr der augenblicklich einwirkenden Einflüsse gesichert ist, gehörig controlirt durch die Wachsamkeit dieser immer thätigen Organe für die Aeußerungen der Volksinteressen und die Bewahrung der Forderungen der Einzelstaaten als Individuen, übt die Reichsgewalt eine Macht aus, die weise begrenzt

iſt, um nicht das Element der particularen Entwickelung zu lähmen oder zu vernichten, zugleich aber unbeſchränkt da iſt, wo ſie von der ihr übertragenen Befugniß Gebrauch macht und die Geſammtintereſſen verwirklicht. — Bei Ausrüſtung des Reichs mit der nothwendigen Gewalt, um ſeinen Anordnungen Kraft und Nachdruck zu geben, und mit den nöthigen Mitteln, die eine lebendige wirkſame Verwaltungsthätigkeit bedingen, muß zugleich die Geſammtbevölkerung Deutſchland's durch die den Miniſtern obliegende Verantwortlichkeit geſichert und das Element particularer Entwickelung vor Uebergriffen der Reichsgewalt durch das Beſtehen des Reichsgerichtes bewahrt ſein, welches über die Grenzen der Befugniſſe der Reichsgewalt und des Rechts der Einzelſtaaten zu entſcheiden und da, wo die erſte verfaſſungswidrig ihre Macht ausdehnt, die Uebermacht zurückzuweiſen hat. Jene Form des Bundesſtaats, die wir erſtreben, ſichert als reiche Entſchädigung für einzelne Opfer, die an den bisherigen Rechten das particulare Element bringen muß, jedem Einzelſtaate eine Macht, welche durch die innere Verbindung von Kräften wächſt, die ſonſt nur vereinzelt und daher ſchwächer wirkten. Sie ſichert unſerem an Elementen des Glücks reich geſegneten Deutſchland die Entfaltung dieſer Elemente, und die Verwirklichung von Geſammtintereſſen, welche ohne Vereinigung nicht ebenſo gut wirkſam werden können; ſie gibt das Gefühl der Begeiſterung, einem mächtigen, von dem Auslande geachteten und gefürchteten Vaterlande anzugehören, und weckt jene Vaterlandsliebe, die wohl verträglich mit der Liebe zur engeren Heimath, dem Boden, an welchen ſich unſere Erinnerungen und die Entfaltung unſerer Kräfte knüpft, bereit iſt, überall Opfer zu bringen, wo das Intereſſe des gemeinſamen Vaterlandes ſie erheiſcht. Nur jene Form löſt die große Aufgabe, die Einheit mit der Vielſeitigkeit und der Gliederung ohne Nachtheil für die erſte zu verbinden. — Jene Form des Bundesſtaats wird am meiſten den eigenthümlichen Verhältniſſen Deutſchland's entſprechen, und uns die Vortheile einer einheitlichen Regierung ſichern, ohne ihre Nachtheile herbeizuführen. — In unſerem aus ſo verſchiedenen Staaten beſtehenden Deutſchland wird ſich unter der Form des Bundesſtaates der durch Erfahrung von Nord-Amerika nachgewieſene Vortheil bewähren, daß, während bei größeren Staaten der Sitz der Regierung gleichſam die Hauptſache iſt, und die entfernteren Provinzen verlaſſen ſind, während der Geiſt der Centraliſation die unzerſtörbar wirkenden localen Elemente zu vernichten droht, und daher wie in Frankreich beſtändiges Ankämpfen gegen den übermächtigen Mittelpunkt erzeugt; in einem Bunde verſchiedener Staaten dagegen jeder Einzelſtaat ein kleiner Mittelpunkt der Cultur, der Wiſſenſchaft und Kunſt iſt; und während den localen Bedürfniſſen Rechnung getragen werden kann, geht zugleich die Verbeſſerung an die kleinſten Einzelheiten, bei dem

Bürger wächst die Luſt, Opfer für die nächſte Heimath zu bringen, und ſo entfaltet ſich bei raſcher Bewegung mehr Lebensfähigkeit in allen kleinen Kreiſen, mehr Genuß der Freiheit und leichterer Widerſtand gegen Mißbrauch; und ſo macht ſich ein Wettkampf der Einzelſtaaten ſtaaten geltend in Verbeſſerung, Bildung, Sorge für Localintereſſen innerhalb weiſer, durch die Macht der Bundesgewalt und Verwirklichung der Geſammtintereſſen gezogener Schranken. — Treu unſerer Aufgabe, in der Durchführung der Form des Bundesſtaates für die künftige Geſtaltung Deutſchland's, die Vortheile der Macht, die der Bund begründet, mit den Vortheilen zu vereinigen, welche die individuelle Entwickelung der Einzelſtaaten gewähren mußten, werden wir bei unſeren Vorſchlägen klar den Zweck des künftigen Bundesſtaats auffaſſen, und in Bezug auf die Mittel der Durchführung, die Stimme der Erfahrung in zweifacher Beziehung hören, theils inſofern die Mängel der bisherigen Zuſtände nach unſerer Bundeseinrichtung und die Urſachen derſelben geprüft werden mußten, theils inſofern die zwei Bundesformen, in denen der Bundesſtaat durchgeführt iſt, Amerika und die Schweiz, zugleich mit den Erfahrungen jener Länder zum Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu machen waren. In der erſten Beziehung gab der deutſche Bund ein unerfreuliches Bild. Da er als Mitglieder Staaten zählte, welche nicht mit allen ihren Provinzen zu Deutſchland gehörten, ſo lag in der Stellung dieſer Staaten etwas Zwitterartiges, das ſelbſt leicht Deutſchland zu Verwickelungen mit fremden Mächten führen konnte; da aber auch fremde Herrſcher wegen einzelner Landestheile, z. B. Holland wegen Luxemburg und Limburg, Dänemark wegen Holſtein und Lauenburg zu dem Bunde gehörten, ſo war in jedem Augenblicke die Beſorgniß nahe, daß jene Staaten bei ihren Abſtimmungen ihre den Deutſchen widerſtreitenden Intereſſen geltend machten. Die zwei Hauptmächte des Bundes, Oeſterreich und Preußen, erſchienen in einer zweifachen Stellung, ſie waren Bundesglieder, und zugleich europäiſche Großmächte, — worauf ſelbſt die Wiener Schluß-Acte Art. 46 deutet, — die in dem hohen Rathe der Fürſten Europa's Schickſale und damit auch Deutſchland's Stellung lenkten. Von allen Seiten war Gefahr für Deutſchland's Integrität; es beſtand keine Sicherung gegen Abtretung eines Gebietes nach dem überall noch vorhandenen patrimonialen Geſichtspunkte, — der Art. 6 der Wiener Schlußacte war ungenügend, — und leicht konnte es kommen, daß durch Vererbungen ein fremder übermächtiger Herrſcher, an welchen durch Erbfolge ein deutſches Bundesgebiet fiel, ſelbſt Bundesglied wurde, und das Schwerdt in die Wagſchaale legte. Die Einſeitigkeit des Zweckes des Bundes, „äußere und innere Sicherheit," hinderte die nothwendige Entwickelung; an den Schutz nationaler Wohlfahrt war nicht gedacht; während der Ausdruck: „innere Sicherheit" zur Unterdrückung der Volks-Freiheit

mißbraucht wurde, mangelte es an einem Schutze der Landesverfassungen, und gleichgiltig ließ der Bund den Umsturz der hannöverischen Verfassung geschehen. Da aber die beiden Hauptstaaten keine constitutionelle Verfassung hatten, so waren die übrigen Staaten, die einer solchen Verfassung sich erfreuten, ewigen Anfeindungen ausgesetzt, und jene Ausnahms-Gesetze unseligen Andenkens untergruben immer mehr das Wesen der constitutionellen Monarchie; es fehlte an einer kräftigen Centralregierung, die da ihre Macht bewähren konnte, wo es auf das Handeln ankam; die Gesetzgebung war gelähmt durch die Vielheit der Fälle, in denen nach der Bundesacte Stimmeneinhelligkeit gefordert war. Eine willkürliche Auslegung der Bundesversammlung konnte, wie im Großherzogthum Baden, durch Zurücknahme des Preßgesetzes, die beste Gesetzgebung eines Landes vernichten; der Geschäftsgang war schleppend, und führte zu keinem Ziele, weil die Gesandten nur nach Instructionen handelten. Nach Außen hin war Deutschland durch keine Gesandten vertreten. Wo die Bundesacte Versprechungen wegen Gewährung gewisser Rechte gemacht hatte, war es ein hohles Wort, weil man entweder, wie z. B. bei Artikel 16 und 18 d. die Versprechungen nicht erfüllte, oder ihnen, z. B. bei Artikel 18 c. eine willkürliche Deutung gab. Das Petitionsrecht des deutschen Volks an die Bundesversammlung war seit 1831 abgeschnitten, die Verhandlungen der Bundesbehörde waren in ein Dunkel gehüllt, die Kriegsverfassung ungenügend, so daß nach Artikel 13 ein Oberbefehlshaber erst ernannt wurde, wenn die Aufstellung eines Kriegs-Heeres beschlossen war. Kein Nationalgericht sicherte dem Staatsbürger die Möglichkeit, Schutz zu finden. Die eingeführte Austrägalinstanz war ungenügend. — Wenn auf diese Art die Achtung des Volkes vor den Grundeinrichtungen Deutschland's geschwächt, das Vertrauen zu Denjenigen, welche die Volksinteressen schützen sollten, untergraben, durch das Heer der Ausnahmsgesetze die Gewißheit immer mehr begründet war, daß der Bund nur zum Schutze dynastischer Interessen vorhanden sei, — wenn unter solchen Umständen die Liebe zum Vaterlande vernichtet wurde, so konnte dieß keinen unbefangenen Beobachter befremden. Welche Fehler zunächst zu vermeiden, lehrt die bisherige Schule der Erfahrung. — Gern weilt dagegen der Blick Desjenigen, dem die Form eines wahren Bundesstaats am Herzen liegt, bei der Verfassung der nordamerikanischen Staaten. In jenem Lande ist die Aufgabe gelöst, die Macht einer Centralregierung — dem Zwecke der amerikanischen Verfassung treu: einen vollkommenen Verein zu bilden, Gerechtigkeit zu begründen, innere Ruhe zu sichern, für gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, und den Segen der Freiheit zu bewahren, — mit der vollsten Möglichkeit einer wohlthätigen Entwickelung der Einzelstaaten in Harmonie zu bringen. Eine lange Reihe von Jahren hat dem

ehrwürdigen Gebäude Feſtigkeit gegeben, und gezeigt, daß die dort gewählte Form, wie Mohl in ſeinem Werke über Amerika mit Recht ſagt, als ein Wunder unſerer Zeit, vor Allem des Nachdenkens des Staatsmannes würdig iſt. Kein Land kann ſich rühmen, daß ſeine theoretiſch wie praktiſch gleich großen Staatsmänner in ihren Werken das Weſen der Bundesverfaſſung in ihren Einzelheiten ſo herrlich erörtert haben, als dieß von Männern wie Hamilton, Jefferſon, Story, Kent, Rawle, Serjeant geſchehen iſt. Eine Fülle von Erfahrungen über die Lücken, welche die Bundesverfaſſung veranlaßt, über Gefahren der unbeſtimmten Faſſung eines Artikels, über die Klippen, an welchen die Ausführung ſcheitert, liegt vor uns, und wirkt belehrend und warnend für Jeden, der mit der Durchführung der Idee eines Bundesſtaates ſich beſchäftigt. Amerika zeigt uns das Bild eines Landes, in welchem verſchiedene Staaten wetteifern mit einander in Geſetzgebung und Verwaltung, verſchiedenartige Intereſſen — in einem Staate vorzugsweiſe die des Handels, im andern die der Induſtrie, im dritten die der umfaſſendſten Bildung — verwirklichend, ein gemeinſames Ziel verfolgen. — Der ſorgfältige Staatsmann aber hütet ſich vor dem blinden Bewundern des Fremden, deſſen Nachahmung unter verſchiedenen Verhältniſſen leicht Gefahr bringt. Er weiß, daß die Lage Amerika's, welche es vor dem Kriege mit fremden Staaten ſchützt, ebenſo wie der Umſtand, daß hier ein Bund von Freiſtaaten vorliegt, Eigenthümlichkeiten herbeiführt, die zur vorſichtigen Prüfung bei Nachahmung amerikaniſcher Einrichtungen in Deutſchland, unter Verhältniſſen eines Bundes von Monarchieen, auffordern. — Belehrend wirkt endlich noch das Studium der Bundesverfaſſung der Schweiz, jenes Landes, das, die verſchiedenartigſten Bundesformen durchführend, die Nachtheile der Centraliſation in ihrer helvetiſchen Republik, das Ungenügende ſeiner Mediationsacte und die Lückenhaftigkeit ſeiner Bundesverfaſſung von 1815 kennen lernte, und durch die neue Bundesverfaſſung von 1848 endlich den Bundesſtaat zu verwirklichen ſtrebt. — Indem wir der hohen Verſammlung die Vorſchläge der künftigen Bundesverfaſſung Deutſchland's vorlegen, und zunächſt die Abſchnitte über das Reich und die Reichsgewalt zur Vorlage bringen, ſprechen wir die Hoffnung aus, daß unter dem Schutze der durch die Macht der Zeit herbeigeführten Verhältniſſe die Form eines Bundesſtaats eine Grundlage erhalten werde, die die Lebensfähigkeit der neuen Geſtaltung und ihre Dauer verbürgt. Wir bauen auf die Ueberzeugung, daß mannigfaltige Verſtimmungen, welche einſt die verſchiedenen Volks-Stämme Deutſchland's entfremdeten, allmählig um ſo mehr verſchwinden, je mehr die Idee eines deutſchen Reichsbürgerrechts ſich verwirklicht, je mehr die Volksſtämme durch die Beſchleunigung der Verkehrsmittel ſich kennen lernen, gemeinſamwirken, und Vorurtheile der

Vorzeit abſtreifen. Wir überlaſſen uns der Hoffnung, daß durch die Einführung einer die Freiheit des Volkes ſichernden Verfaſſung der conſtitutionellen Monarchie in allen Staaten die Grundbedingung einer gleichen Entfaltung dem deutſchen Volke gegeben iſt, und daß durch die in den Grundrechten ausgeſprochenen Einrichtungen, welche die ehemaligen Hinderniſſe der Gleichheit vor dem Geſetz entfernen, und durch die Gewährleiſtungen aller Aeußerungen der Freiheit den höheren Aufſchwung und lebendige Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten verbürgen, die geſellſchaftlichen Grundlagen der Entwickelung Deutſchland's geſichert ſind. — Die deutſchen Volksſtämme, die eine bittere Schule der Erfahrungen durchwanderten, mißtrauiſch gegen Verſprechungen, die, ſobald der Augenblick der Noth vorüber iſt, ſchnell vergeſſen werden, werden erſt unter dem Schutze einer auf wahre Einheit gebauten Verfaſſung zu einem deutſchen Volke ſich verbinden, bei welchem auch der Reſt kleinlicher Eiferſüchteleien und Mißſtimmungen verſchwinden wird. Erſt dann wird der deutſche Bundesſtaat eine mächtige Grundlage in einem einigen Volke haben, das durch Liebe zu einem größeren Vaterlande verbrüdert iſt, auf welches jeder Deutſche ſtolz und für deſſen Wohlfahrt er gern Opfer zu bringen bereit iſt. Wir bauen aber auch auf die Einſicht der Fürſten der Einzelſtaaten, daß ſie, eingedenk der Verſprechungen in dem Befreiungskriege, in der Ueberzeugung, daß der erwachte Volksgeiſt nicht mehr durch Halbheiten ſich beruhigen laſſen wird, die Forderungen der Völker, welche dringend Einheit verlangen, fühlen werden, daß ihr eigenes Intereſſe innig mit dem Erſtehen eines kräftigen Deutſchland's zuſammenhängt, und ohne Opfer die Einheit, ohne welche Deutſchland verloren iſt, nicht gewonnen werden kann: wir rechnen darauf, daß die deutſchen Herrſcher bei vorurtheilsfreier Erwägung der Vorſchläge des Ausſchuſſes uns nicht eines bedenklichen Generaliſirens und eines Strebens beſchuldigen, die wohlbegründeten Intereſſen der Einzelſtaaten, die Möglichkeit einer ihren Verhältniſſen entſprechenden ſelbſtſtändigen Entfaltung gefährdet zu haben. Nur da die Einheit Deutſchland's frei von Sonderintereſſen, ohne Unterwerfung unter eine Reichsgewalt, nicht realiſirt werden kann, müſſen die Einzelſtaaten ihre Selbſtſtändigkeit beſchränken, und die Ausübung gewiſſer Rechte der Reichsgewalt übertragen, um dafür anderen reichen Gewinn zu erhalten, die Größe und Macht Deutſchland's als Eines großen, herrlich aufblühenden Staates geſichert zu ſehen, und die Früchte zu erndten, die nur durch eine Vereinigung von Kräften und durch gemeinſame Verſtändigung gewonnen werden können. Naturgemäß werden die großen Staaten, als die mächtigſten Bundesgenoſſen, ihren Einfluß und ihre Wirkſamkeit zum Heile des Vaterlandes in größerem Maaße geltend zu machen Gelegenheit haben, aber auch wegen der

Ausdehnung ihrer Lande die Vortheile der Gemeinsamkeit den Bewohnern derselben verschaffen. — Wir verkennen dabei nicht die Hindernisse, welche der Durchführung der Einheit durch das Bestehen verhältnißmäßig kleiner Staaten in Deutschland mit den Nachtheilen im Wege stehen, daß in solchen Staaten es an den Mitteln und dem nöthigen Umfange zweckmäßiger Einrichtungen fehlt, daß in dem beschränkten Gesichtskreise der Gemeinsinn und eine wahre Nationalität sich nicht entfalten können, der Unternehmungsgeist keine Nahrung findet, und die Elemente eines kräftigen Aufschwungs und großartiger Verbesserungen mangeln. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung werden wir, soweit die bestehenden Verhältnisse nicht unübersteigliche Schranken entgegensetzen, geeignete Vorschläge machen, um wenigstens jene Nachtheile zu beseitigen, die den wesentlichsten Gesammtinteressen Deutschland's Eintrag thun würden. — Deutschland's künftige Verfassung soll den edelsten Wetteifer der Einzelstaaten begünstigen, sie soll jeder Einzelregierung möglich machen, die größte Fülle von Vortheilen ihren Bürgern, die leichtesten Segnungen der Verbesserungen innerer Verwaltung zu gewähren: aber sie soll darauf berechnet sein, die Einzelregierungen zu gemeinsamen Einrichtungen, zu gleichheitlicher Entfernung von Hindernissen des Gesammtwohls zu verpflichten; sie soll ein großes Vaterland und damit eine Gesammtgewalt schaffen, in welcher die Volksinteressen auf das Vollständigste verwirklicht und eine Einheit begründet wird, unter deren Schutz allein die Sicherheit und Würde Deutschland's erblühen kann. — Unabweislich mahnt die Zeit mit ihren krampfhaften Bewegungen, in denen die Versuchung aus einem krankhaften, ungenügenden Zustande um jeden Preis herauszukommen so leicht auch zu kühnen Entschlüssen, die bestehenden Formen umzugestalten, und in einer vorgespiegelt wohlfeileren Form das Heil zu suchen, führt, Deutschland's Fürsten, ihre eigenen Interessen innig an das Interesse ihrer Völker zu knüpfen, und nur dadurch ihre Krone zu befestigen, daß die Fürsten, kann gegen alle Einflüsterungen einer das Volk und die Freiheitsbestrebungen verdächtigenden Partei, in ihren Staaten wahr und ganz die constitutionelle Monarchie in einer Weise durchführen, wie sie in Belgien Ruhe, Fortschritt und Macht sichert, und rückhaltslos der deutschen Sache sich hingeben. In freiwilligen Vereinigungen zu gemeinsamen Anordnungen, in Aufopferung mancher Rechte, die in ihrer Durchführung in kleinen Staaten nur unerträgliche Kosten dem Lande verursachen, und dennoch kleinliche Einrichtungen gewähren, in Anordnungen, die auf die möglichste Ersparung berechnet sind, werden die kleinen Fürsten das beste Mittel finden, die täglich wachsende Abneigung gegen die Kleinstaaterei zu vermeiden.

Die Erfahrungen während des Bestehens des deutschen Bundes und die Erwägung des Zwecks eines Bundesstaats lassen keinen Zwei-

ſel, daß jede Theilnahme eines Staates, der zugleich Bundesſtaat iſt und zugleich nichtdeutſche Länder beherrſcht, mannigfaltige Störungen herbeiführen, und hindernd der Erreichung der Bundeszwecke entgegentreten kann. Unvermeidlich kann ein ſolcher Staat wegen ſeiner außerdeutſchen Beſitzungen in Kriege verwickelt werden, welche, wenn ſie auch zunächſt den Bund nicht berühren, dennoch auf ihn wirken, ihn in Feindſchaft mit anderen Staaten bringen, den Staat zu außerordentlichen Opfern nöthigen können, welche die Mittel zur Erfüllung ſeiner Bundespflichten beſchränken. Selbſt in materieller Beziehung können die Intereſſen des Staats wegen ſeiner außerdeutſchen Lande mit den Bundesintereſſen in ſolchen Widerſtreit kommen, daß derſelbe entweder in ſeiner Stellung als Bundesſtaat Alles anwenden wird, um gewiſſe Beſchlüſſe zu hindern, oder wegen ſeines Verhältniſſes zu den nichtdeutſchen Provinzen die Durchführung von Bundesanordnungen zu vereiteln z. B. in Beziehung auf Zollangelegenheiten. Dieſe Erwägungen führen zu der Aufſtellung des Grundſatzes: Kein Theil des deutſchen Reichs darf mit nichtdeutſchen zu Einem Staate vereinigt ſein. Die Zeit iſt gekommen, in welcher Diejenigen, welche an der künftigen Verfaſſung Deutſchland's zu bauen berufen ſind, ſich klar machen müſſen, daß Deutſchland's Einheit nur durchgeführt werden kann, wenn diejenigen Staaten, welche als Glieder das Reich bilden, ganz und mit ungetheiltem Intereſſe Bundesglieder werden. Indem wir den obigen Satz aufſtellen, erkennen wir wohl ſeine Bedeutung in Beziehung namentlich auf jenen Staat, den wir uns von Deutſchland nicht getrennt denken mögen, jene Monarchie, deren Geſchichte mit der des Geſammtvaterlandes immer in der innigſten Verbindung ſtand, deren Größe und Macht neben der des preußiſchen Staates gewichtig in die Wagſchaale fällt, deren deutſche Völkerſchaften von jeher mit ihren Brüdern durch gleiche Abſtammung, Sitten und Schickſale innig zuſammenhingen. Wenn die Gründung von Deutſchland's Einheit nicht ſelbſt den Keim ihrer Vernichtung in ſich tragen ſoll, ſo muß das Verhältniß Deutſchland's zu Oeſterreich ohne Halbheit klar ſo feſtgeſtellt werden, daß dieſer Staat mit ſeinen deutſchen Landestheilen vollſtändig und ausſchließlich Deutſchland angehöre. Die Macht der Verhältniſſe drängt, — Oeſterreich wird die Wichtigkeit ſeiner Stellung in dem Reiche erkennen, und mit feſtem Willen die Mittel und Wege finden, um die Pflichten zu erfüllen, welche die Neugeſtaltung des Bundes ihm auferlegt. Es war daher auch allgemein der Grundſatz auszuſprechen, daß da, wo ein deutſches Land mit einem nichtdeutſchen Lande daſſelbe Staatsoberhaupt hat, dieß Verhältniß zwiſchen beiden Ländern nach den Grundſätzen der reinen Perſonalunion zu ordnen iſt. Als Wirkungen dieſes Verhältniſſes erſcheinen alsdann, daß der mit dem deutſchen Staate verbundene außerordentliche Landestheil für Deutſchland rechtlich als

nicht in Deutschland verbunden gilt, daß die Bevölkerung jener Landestheile nicht bei dem Bunde vertreten wird, daß Gesetze, Anordnungen und Einrichtungen des Bundes sich nicht auf jene Länder erstrecken, daß ein Krieg, welcher im Interesse solcher Länder geführt wird, kein Bundeskrieg ist, und in Beziehung darauf der Staat selbständig ist. Wirkungen, welche auch umgekehrt für jene Länder Deutschland gegenüber ihre Geltung haben. Eine Theilnahme solcher Landestheile an Vortheilen des deutschen Reichs kann nur in Gemäßheit besonderer Verträge eintreten. Der Natur der reinen Personalunion gemäß muß die Verfassung und Verwaltung jener außerdeutschen Länder scharf von der Verfassung der Monarchie geschieden sein, welche einen Theil des deutschen Reichs bildet, und im Widerspruche mit der bloßen Personalunion stände es, wenn jene außerdeutschen Länder an der verfassungsmäßigen Vertretung des deutschen Staates Theil nehmen würden.

Diese Worte enthalten das ganze Gewicht der Nothwendigkeit des 2. und 3. Paragraphen.

Auch war beinahe die ganze National-Versammlung von dieser Nothwendigkeit durchdrungen und nur ein kleines Häuflein ängstlicher, sich selbst nicht klarer, Oesterreicher hatte mit einigen wenigen nichtösterreichischen Meinungsgenossen, deren Motive wir hier mit Stillschweigen übergehen wollen, die einzige Opposition gebildet.

Der erste Paragraph des Entwurfs wurde beinahe einstimmig angenommen.

Der zweite Paragraph wurde mit 340 gegen 76 Stimmen angenommen. Es haben hiebei 77 Abgeordnete aus Oesterreich ihre Stimmen, und zwar 44 für und 33 gegen den § 2 abgegeben.

Das schwarzgelbe Minoritätserachten zu diesem Paragraphen wurde mit 375 gegen 38 Stimmen verworfen. Es haben dabei 63 Oesterreicher dagegen und nur 13 dafür gestimmt.

Der dritte Paragraph wurde mit 316 gegen 90 Stimmen angenommen, wobei 34 Oesterreicher dafür und 40 dagegen gestimmt hatten.

Dieses Resultat der Abstimmung vom 28. October erregte die herzlichste Freude der deutschen Männer in der Paulskirche und nur der Gedanke, daß vielleicht in demselben Augenblicke das hochherzige Volk in Wien für seine Treue an der deutschen Sache niedergeschossen wird, konnte diese Freude verstummen machen. Doch die Debatte, die dieser Abstimmung voranging, war eine der glänzendsten in der Paulskirche. All die heuchlerischen Trugschlüsse der Ollmützer Kabinetspolitik, die leider auch hier ihre Vertheidiger fand, wurden von einer Reihe beredter Männer auf ihr Nichts zurückgeführt und

es bleibt nur zu wünſchen, daß dem Siege des Wortes auch der Sieg der That folge. 30 Abgeordnete haben über dieſen Gegenſtand in vier Sitzungen das Wort ergriffen, und zwar in dieſer Reihenfolge: Fritſch aus Oberöſterreich, **Eiſenmann** von Würzburg, Arneth von Wien, **Reitter** von Prag, Wiesner von Wien, Waitz von Göttingen, Würth von Wien **Giskra** aus Mähren, Beidtel von Brünn, **Wagner** von Steyr, Ign. Kaiſer von Wien, Mühlfeld von Wien, Vincke von Hagen, **Schneider** von Wien, Clemens von Bonn, Reichensperger von Cöln, **Uhland** von Tübingen, Weber von Meran, Stremayr von Kindberg, Deym von Hohenelbe, Wichmann von Stendal, **Berger** von Wien, Vogt von Gießen, Marek von Gratz, **Groß** von Prag, Gagern von Darmſtadt, Riehl von Zwettel, Mayfeld von Wien, **Wurm** von Hamburg, Rieſſer von Hamburg.

Wer mit Aufmerkſamkeit die bedeutenderen Reden über dieſen wichtigen Gegenſtand lieſt, dem werden folgende drei Wahrheiten klar werden:

Erſtens: **Keine Freiheit in Oeſterreich ohne deſſen innigſten Anſchluß an Deutſchland!**

Zweitens: Ein fortgeſetzter Verſuch, eine **Real-Union** zwiſchen den deutſchen und nichtdeutſchen Provinzen Oeſterreichs herzuſtellen, muß zur Auflöſung der öſterreichiſchen Monarchie führen.

Drittens: **Kein mächtiges Deutſchland ohne die öſterreichiſch-deutſchen Provinzen.**

Frankfurt am Main den 3. November 1848.

Rede des Abgeordneten Eisenmann von Würzburg

in der Sitzung vom 20. October 1848.

Meine Herren! Als im vorigen Frühjahr die ersten Oesterreicher uns mit ihrem Handschlag begrüßten, als sie erklärten: „Was wir kaum je mit feurigen Herzen ahnen konnten, bringen wir euch, wir bringen euch die Oesterreicher als einen Theil von Deutschland," und als ein allgemeiner Jubel, wie er vielleicht in Deutschland noch nicht gehört wurde, diese Brüder empfing, glaubten wir wahrlich nicht, daß es in der Paulskirche je in Frage kommen könne, ob Oesterreich deutsch sein solle. (Bravo von der Linken und in den Centren.) Meine Herren, als der alte Gebirgsschütz, der mit dem Schimmer und der Würde einer hohen Geburt ein edles deutsches Herz vereint, mit der Kraft seines Willens die Redlichkeit seines Charakters, als er zu uns trat und sagte: „Da habt ihr mich, Ich bin euer!" — wer hätte damals geglaubt, daß die Frage entstehen könne, ob die Oesterreicher wirklich unser seien? Es hat sich seit jener Zeit Vieles geändert. Als man in Oesterreich einen Reichstag zusammenrief, wo nicht bloß Deutsche, sondern Männer von den verschiedensten Nationalitäten tagen sollten, da wurde mir das Herz schwer, ich bangte für die deutsche Sache. Ich stand den Verhandlungen des österreichischen Reichstages nicht so nahe, um mir gleich ein Urtheil über denselben anmaßen zu können. Ich fragte deßhalb Männer, von denen ich glauben konnte, daß sie wissen mußten, was recht sei, und den Willen haben, solches zu fördern. Man hat mich damals getröstet, und gesagt: Habt Geduld, deutsche Brüder, die Sache wird schon gehen, man wird sich verständigen, der Reichstag ist ja dazu berufen, die Verständigung der verschiedenen Nationalitäten zu bewirken. Ich habe lange gewartet, endlich aber gesehen, wohin die Sache führt und führen muß. Das deutsche Element war auf dem Reichstag bereits durch die slavische Majorität unterjocht, da trat ich auf diese Tribüne und habe darauf aufmerksam gemacht, was man in Oesterreich eigentlich will, allerdings nicht was das Volk, sondern was eine treulose Camarilla will, die ich als eine Reactionspartei angeklagt habe. Man hat mich damals nicht gehört, ja man hat über meine Warnung gelacht, ja es gibt, wie ich sehe, heute noch Männer in dieser Versammlung, welche darüber lachen, und es thut mir das sehr leid. Hätte man damals meine Rede angehört, hätte man sich vergegenwärtigt, daß ich immer einer der wärmsten Vertheidiger der Ordnung war, hätte man sich erinnert, daß ich des constitutionnellen Princips willen alle Verfolgungen und Schmähungen ruhig hinnahm, so hätte man

ſich vielleicht überzeugt, daß ich triftige Gründe für meine Behauptung haben müſſe, und daß ich ſolche Fragen nicht leichtſinnig und ohne ihre Folgen allſeitig überlegt zu haben, in dieſe Verſammlung werfe. Hätte man mir, ſage ich, damals einige Aufmerkſamkeit gewidmet, und gethan, was man konnte, und wozu die Pflicht nach unſerm Mandat uns rief, ſo wäre in Wien kein Blut gefloſſen. Wir hätten es in der Macht, die Verhältniſſe in Oeſterreich zu ordnen: aber wir haben unſere Pflicht nicht erfüllt, wir haben gar nichts gethan. Ich will aber die Vergangenheit ruhen laſſen, und mit unſerm Uhland ſagend: „Ich will nicht klagen, nicht verdammen, untröſtlich iſt's noch allerwärts," wollen wir nachholen was nachzuholen iſt. Gehen wir daher in uns, und thun wir jetzt, was unſere Pflicht fordert, vielleicht können wir noch jetzt Schlimmem vorbeugen. Ich ſage: vielleicht. Täuſchen Sie ſich nicht über die Lage in Oeſterreich. Es ſtehen ſich dort zwei Parteien einander gegenüber, die beide uns nicht Freund ſind, und es mag ſiegen, welche da will, für uns und die Sache der Freiheit und der Ordnung iſt es kein Glück. Ich will der Demokratie nicht zu nahe treten, die ſich mit redlichem Willen, mit treuer Vaterlandsliebe und achtungswerthem Muth den Bajonnetten und Kartätſchen entgegen ſtellten; aber auch der beſte Menſch kann ſich irren. Ich ſage, wenn das demokratiſche Princip ſiegt, ſo thut es mir leid; wenn aber die Camarilla ſiegt, ſo ſchäme ich mich, je hier in der Paulskirche geſeſſen zu haben, weil es an uns war, einen ſolchen Sieg zu verhindern. (Vielſtimmiges Bravo.) Entſchuldigen Sie, wenn ich Sie mit einer Einleitung behelligt habe, die vielleicht von Manchem als nicht zur Sache gehörig betrachtet wird. Was ich aber auch ſpreche, werde ich ſprechen nicht bloß im Sinne der Freiheit, ſondern auch der Ordnung; denn ich kenne für Deutſchland keine Freiheit ohne Ordnung. Aber die Einheit iſt unſer höchſtes Princip. Deutſche Einheit über Alles! iſt der Wahlſpruch, für den ich kämpfe, und mein Standpunkt iſt ſohin nur ein deutſcher, und ich hoffe, daß kein Redner dieſe Tribüne betreten wird, der einen anderen Standpunkt vertheidigt, als den der deutſchen Einheit. Nur wer vom deutſchen Standpunkt ausgeht, ſoll dieſe Tribüne betreten. Wer im ſlaviſchen Intereſſe ſprechen will, der gehe nach Prag, nach Galizien, zu den Croaten! (Bravo.) Meine Herren, ich will zur Sache übergehen und mich an das Thatſächliche halten. Ich will jede Leidenſchaft in mir unterdrücken. Ich bin kein Diplomat; ich habe keine Anlage dazu, aber ich will mich beſtreben, wo möglich mit diplomatiſcher Kälte und Ruhe zu ſprechen. Meine Herren, es ſind zwei Chancen uns geboten. Die eine iſt der innige Anſchluß der öſterreichiſchen Provinzen an Deutſchland, die andere iſt die Bildung eines Föderativſtaates in Oeſterreich, der ſich nicht innig an Deutſchland anſchließen könnte, ſondern welcher

ein Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland zu bilden hätte. Wir wollen beide Chancen, mit dem, was darum, drin und daran hängt, kurz prüfen. Gegen den innigen Anschluß Oesterreichs wirft man uns ein, eine Trennung der verschiedenen Nationalitäten in Oesterreich sei nicht möglich, und bringt dafür Gründe vor, die von mehr oder minderem Belange sind. Einer der Hauptgründe, die vorgebracht worden, ist die pragmatische Sanction, die erst vor vier Wochen entdeckt worden ist. (Im Centrum: Oh, oh!) Meine Herren, das Datum dieser Sanction kenne ich so gut, wie Sie, aber ich weiß, daß nicht bloß Staub, sondern auch etwas Schutt vom letzten März auf derselben gelegen ist, so daß kein Mensch an dieselbe dachte, bis man die Verhältnisse von Ungarn lästig fand; da hat man die pragmatische Sanction wieder aufgefunden. Diese pragmatische Sanction kommt mir vor, wie der Hut des Taschenspielers, der sich in zwanzigfache Formen stellen läßt; so geht es mit dieser pragmatischen Sanction, in der man alles findet, was man will. Ich will Ihnen sagen, meine Herren, was die pragmatische Sanction ist: sie ist ein Instrument oder die Urkunde eines Familien-Fideicommisses des Hauses Habsburg-Lothringen. Vom Völkerrecht ist darin keine Rede; denn im Jahre 1733 hat man vom Rechte der Völker noch nichts gewußt. Der Kaiser von Oesterreich hat das Recht der Erbfolge in diesen Ländern, die sohin durch Personalunion verbunden sind. (Widerspruch im Centrum.) Meine Herren, ich lasse mich gerne belehren, wenn Sie mir nachweisen können, daß es eine Realunion gewesen ist. Ich bestreite das Recht des Kaisers von Oesterreich auf Personalunion durchaus nicht, im Gegentheil, ich wünsche sogar, daß diese Personalunion aufrecht erhalten werde; aber zugegeben, daß wirklich die pragmatische Sanction etwas Anderes sagte, zugegeben, daß die Völker eingestimmt hätten, daß selbst Ungarn sich dazu bekannt hätte, eine Provinz von Oesterreich sein zu wollen, was aber nicht der Fall ist, denn sie haben seit Jahren gekämpft gegen den Mißbrauch, den man von der pragmatischen Sanction gemacht hat; zugegeben, es wäre die pragmatische Sanction das, wofür man sie ausgibt, so bin ich nicht der Erste, der auf dieser Tribüne von vergilbten Pergamenten spricht. Sie haben schon manches Pergament unter den Tisch geworfen, warum wollen Sie dem österreichischen nicht das gleiche Schicksal widerfahren lassen? Ja gerade die österreichische Regierung hat viele Papiere annullirt und den Inhabern derselben schweren Schaden zugefügt, auch wir wollen einmal eines von ihren Papieren annulliren, und zudem, meine Herren, wer hat die pragmatische Sanction zuerst verletzt? Gerade die österreichische Camarilla! Diese will von der pragmatischen Sanction nichts mehr wissen, sie will eine Einrichtung nach ihrem Geschmack. Meine Herren, erinnern Sie sich, was im März vor sich gegangen ist: als der Ruf der Freiheit durch ganz Deutschland drang, konnte

man wohl erwarten, daß dieſer Ruf auch das ritterliche Volk der Ungarn begeiſterte? Die Ungarn haben die Wiederherſtellung ihrer Verfaſſung gefordert, ſie legten die Verfaſſungsurkunde, wie ſie dieſelbe wünſchten, dem Kaiſer vor und der Kaiſer hat ſie ſanctionirt und unterzeichnet, und es haben ſie ſogar die Agnaten unterzeichnet, und damit war Alles in Ordnung. Die Ungarn haben nur einen Fehler gemacht, der darin beſteht, daß ſie ihre Verfaſſung nicht bei uns verbreitet haben. Es gibt Viele unter uns, welche dieſe Verfaſſung gar nicht kennen, weil ſie dieſelbe nicht zu Geſicht bekommen, und es gibt andererſeits ſolche, die ſie nicht kennen wollen. Ich, meine Herren, ich habe ſie geſehen, geleſen und ſtudirt. Die Verfaſſung iſt deutlich und klar. Sie wird von der öſterreichiſchen Regierung auch gar nicht in Abrede geſtellt; ſollte dieß von dieſer Tribüne aus geſchehen, nun, meine Herren, wir ſind daran gewöhnt, zuweilen Unbegreifliches zu hören. Die öſterreichiſche Regierung ſagt bloß: der Kaiſer hat eine Verfaſſung genehmigt, welche zu genehmigen er nicht das Recht hatte. Das iſt etwas, was ſich wohl ſagen läßt, aber es iſt eine andere Frage, ob die Richtigkeit dieſer Behauptung von Jemanden anerkannt wird. Dieſe Verfaſſung ſtatuirt eine eigene Verwaltung, ein eigenes Miniſterium, eine eigene Armee, nur behält ſie dem Kaiſer, als König von Ungarn, gewiſſe Rechte vor, in welche hier einzugehen, uns zu weit führen würde. Dieſe Verfaſſung wollte man umſtürzen; natürlich! denn einem freien Ungarn gegenüber kann ein freies Oeſterreich leicht beſtehen, und wenn man die Freiheit Oeſterreich's vernichten will, ſo muß man mit Ungarn anfangen. Darum wurde Jellachich aufgeboten, um die Ungarn zu bekämpfen. Allein man hatte damals noch ſo viel Scheu vor der öffentlichen Meinung, daß man es nicht wagte, mit der Wahrheit herauszugehen. Man verheimlichte, man leugnete, daß man mit Jellachich in Berührung ſtehe; ja, in jener Zeit, wo man noch nicht wußte, wie Frankfurt ſich benehmen würde und wie die Verhältniſſe in Italien ſich geſtalten würden, wo man die Intervention Frankreich's fürchtete, in jener Zeit ging man ſo weit, daß man den Kaiſer ein und zwanzig Handbillets an Jellachich ſchreiben ließ, in welchen er aufgefordert wird, den ungariſchen Geſetzen und dem ungariſchen Miniſterium Folge zu leiſten, während zu gleicher Zeit die Camarilla den Jellachich inſtruirte, er brauche ſich durchaus nicht um dieſe Handbillets zu kümmern, das ſei Alles nur pro forma. Jellachich hat erklärt: „Der Kaiſer hat mir ein und zwanzig Billets geſchickt, und wenn er mir noch fünfzig ſchicken wird, werde ich ſie nicht befolgen, ſo lange ſie meinen Abſichten widerſprechen.“ Als aber Oeſterreich einen ruhmvollen Sieg in Italien errungen hatte, und als man ſich überzeugte, daß man von Frankfurt keine energiſche Einſprache zu fürchten habe, da warf man die Maske ab und erklärte ohne Scheu, daß Oeſterreich nicht Luſt habe,

die übernommene Verpflichtung zu erfüllen, da gestand man unverholen: ja, wir unterstützen Jellachich! Meine Herren, das leugne, wer kann; aber eine Regierung, die treulos gegen ein Nachbarvolk handelt, ist auch treulos gegen uns: Wahrheit muß gegen Freund und Feind gelten. Dieses glaubte ich Ihnen, meine Herren, vortragen zu müssen, weil ich befürchte, daß gar viele Herren mit den ungarischen Verhältnissen nicht bekannt sind (Heiterkeit und Widerspruch), und weil sie Vielen nicht bekannt sein können, und ich will Ihnen sagen warum: es bestehen in Oesterreich und in Ungarn eigene Bureau's, welche für alle Zeitungen von Breslau bis Frankfurt die Artikel im Geiste der Reaction liefern. (Hört, hört!) Sie sind oft aus einer und derselben Feder und die ganze Journalistik — resp. die bezeichneten Correspondenten — ist in dieser Beziehung verkauft. (Hört!) Sie arbeitet im Sinne der Camarilla. Wenn Sie die Wahrheit meiner Angabe prüfen wollen, so nehmen Sie ein Blatt, welches Sie wollen, zur Hand; vergleichen Sie z. B. die Ober-Postamts-Zeitung (Beifallklatschen), die sehr gut unterrichtet sein muß, denn sie hat officielle Berichte aus Ungarn, welche die Sachen besser und anders wußten, als die mir von Mitgliedern des ungarischen Reichstags zugekommenen Nachrichten. Nun vergleichen Sie die Artikel, die seit Juni in dieser Zeitung erschienen sind, und überzeugen Sie sich von der reactionären Haltung derselben, von ihren Uebertreibungen und zahllosen Widersprüchen, abgesehen von den mit unterlaufenden Albernheiten, wie z. B. die Angabe, daß die gegen die Ungarn kämpfenden Rothmäntel auf zwölfhundert Schritt ihren Mann nicht fehlen. Von solchen Correspondenten erfahren Sie keine Wahrheit über Ungarn. Die „Ober-Postamts-Zeitung" ist aber noch eine der redlichen Zeitungen, denn sie hat auch gegnerische Artikel aufgenommen, wie z. B. die Nachrichten des MII-Correspondenten; andere Zeitungen sind nicht so redlich, sie bringen nur Artikel für Jellachich und die österreichische Camarilla. Meine Herren! Es sind mir Einwendungen gemacht worden in Bezug auf den Inhalt der pragmatischen Sanction, und ich muß Sie vertrösten, daß Sie heute noch Redner hören werden, welche sie und den Inhalt derselben bekannt machen werden. Ich habe einige Herren vor der Sitzung eingeladen, Ihnen diese pragmatische Sanction vorzulesen, indem Jeder, der sich auf eine Urkunde beruft, verpflichtet ist, sie vorzulegen, sei es in einem beglaubigten Document, oder in einem diplomatischen Werke. Man hat aber gemeint, dieses wäre von meiner Seite eine unbillige Forderung, und hat vielleicht gar geglaubt, daß ich den Beweis zu führen hätte. Ich aber muß darauf bestehen, daß man den Inhalt dieser Sanction genauer angebe, ehe man sich auf dieselbe berufen darf. Ein verehrlicher Redner vor mir hat auch einen sehr wichtigen Grund vorgebracht, und der lautet: die österreichische Gesammt-

monarchie sei durch die Vorsehung geschaffen worden! Aber, meine Herren, was würden Sie sagen, wenn die österreichische Monarchie durch die Vorsehung wieder gestürzt wird? (Beifall.) Solches kann aber leicht geschehen, und ich fürchte es, wenn das System der Camarilla durchgeführt werden soll. — Ferner spricht man von ganz außerordentlichen Verhältnissen in Oesterreich, welche den Anschluß seiner deutschen Provinzen an das Reich unmöglich machen sollen. Worin aber diese außergewöhnlichen Verhältnisse bestehen sollen, das sagt man uns nicht. Das erinnert mich an die Antrittsrede eines protestantischen Pfarrers, die ich auf der Veste Würzburg hörte; der Herr Pfarrer sagte: „Ich bin der Verwalter der Geheimnisse Jesu, und habe die Geheimnisse Jesu zu verwalten, aber was die Geheimnisse Jesu sind, das wird meine Gemeinde freilich nicht begreifen.“ Wir wollen aber doch diese außerordentlichen Verhältnisse beleuchten. Man hat gesagt, wenn die deutschen Provinzen sich an das deutsche Reich anschließen, so gehe unser Einfluß auf Italien verloren. Meine Herren! Wenn der Einfluß, wie er bisher geübt wurde, verloren geht, dann werden wir nur Ehre und Vortheil dabei haben. (Beifall. Mehrere Stimmen: Sehr richtig.) Aber wenn der Einfluß geübt wird, wie ihn das Recht und die Humanität fordern, dann wird er sicherer bleiben, als wenn er durch Bajonnette gegründet ist. Meine Herren! Ich will nicht Italien von Oesterreich getrennt haben, ich will eine freie, volksthümliche Verfassung, eine eigene Verwaltung Italiens; ich will, daß Italien einen Theil der österreichischen Staatsschuld übernehme, ich will eine Personalunion Italiens mit Oesterreich, und, meine Herren, wenn dieser Vertrag durchgeht, so hat keine fremde Nation das Recht, Einsprache dagegen zu erheben, und wir können unserer Ehre gemäß einen solchen Einfluß Oesterreich's auf Italien sichern und vertheidigen, denn wir vertheidigen das Recht, und wir werden gewiß mit dem Recht auch den Sieg auf unserer Seite haben. Wenn man uns aber, wie es geschehen ist, in einem officiellen Blatte zumuthet, daß wir vorläufig Oesterreich den Besitz Italiens unbedingt garantiren, und zur Unterstützung dieser Garantie eine Armee an die Grenze Tyrol's schicken sollen, um den Slaven Radetzky nach Wien zu schicken, um dort die deutsche Freiheit zu unterdrücken, meine Herren, dann weiß ich nicht, was wir sagen sollen, wenn eine solche Unverschämtheit uns zugemuthet wird. (Lebhafter Beifall.) Der deutsche Einfluß in Italien soll bestehen, aber nicht auf Kosten unseres Blutes und Vermögens. Man hat gesagt: Gallizien geht verloren. Da begreife ich meinen geehrten Vorredner nicht. Er sagte, in Gallizien sei Alles so gut österreichisch, daß Nichts zu wünschen bleibe, und doch sagt er, es ginge verloren. Wie kann das möglich sein, wenn die Leute so gut österreichisch sind, daß sie doch davon laufen? Ich verstehe das nicht, meine

Herren. Welches Volk wird dagegen sein, wenn man ihm sagt, du sollst bei deinem alten angestammten Kaiserhause bleiben, aber überdieß das Recht einer freien volksthümlichen Verfassung und Verwaltung haben. Ich habe schon erwähnt, daß in Ungarn ein loyaler Sinn herrscht. Es ist dort nicht die Rede gewesen, von Oesterreich sich loszutrennen; das Wort „Republik" ist in Ungarn noch nicht gehört worden. Die provisorische Regierung versieht alle Geschäfte im Namen des abwesenden Königs, und die Ungarn, die ich theils unmittelbar, theils durch Correspondenz zu kennen die Ehre habe, sind Alle einig, daß sie die Freiheit und die Ordnung auf loyalem Boden haben wollen, sie wollen eine Personalunion mit Oesterreich, und sind selbst bereit, einen Theil der österreichischen Staatsschuld zu übernehmen. Meine Herren! Man hat die Ungarn angeklagt, daß sie undankbar dieses ablehnen. Meine Herren! Wenn von Undank die Rede sein kann, dann wäre der Undank auf Seite Oesterreich's, denn Ungarn hat Oesterreich wichtige Dienste geleistet, auf allen seinen Schlachtfeldern geblutet, und es ist Allen unvergeßlich das „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia." Aber gestehen wir es, auch Ungarn ist Oesterreich zu Dank verpflichtet, denn ohne Oesterreich's Unterstützung hätte es die Kämpfe gegen die Türken nicht bestehen können. Beide Völker sind sich gegenseitig verpflichtet, beide sollen mit einander leben, und ich bin überzeugt, die Ungarn werden nicht den ersten Schritt zum Bruche thun. Wenn man aber sagt, die Ungarn haben die Uebernahme der Staatsschuld verweigert, so sage ich: hat man denn einen Antrag gemacht? Wenn man ein Handbillet uns in die Paulskirche werfen würde und uns sagte: „Ihr Herren in der Paulskirche sollt nach unserm Dafürhalten soviel hundert Millionen übernehmen," ich glaube, Keiner von uns würde es annehmen; und so ging es auch in Ungarn. Man hat ein Handbillet in den Reichstag geschickt und denselben aufgefordert, soviel hundert Millionen Staatsschulden zu übernehmen. Aber ich kann Sie versichern, die Ungarn werden einen entsprechenden Theil der Schuld übernehmen, und ich glaube, daß, wenn Deutschland die Vermittelung übernimmt, solches um so leichter erreicht werden wird. Ich sage, die Ungarn sind bereit, unsern Reichstag anzuerkennen, als einen vermittelnden. Sie haben es erkannt dadurch, daß sie Gesandte an uns schickten, und sie werden noch mehr thun. Ich wüßte nicht, was wir gegen die Freiheit der Ungarn hätten. Man sagt uns zwar von einer Seite: Ungarn geht uns nichts an; auf der andern Seite kommen aber diese Herren, und sagen: die Ungarn haben fürchterlich gegen die Croaten gewirthschaftet. Was haben sie denn gethan? Würden wir in unserer Reichsversammlung zugeben, daß der Eine polnisch, der Andere italienisch spricht? Nun, das wollen die Ungarn auch nicht leiden. Ich gestehe zu, die Magyaren sind

in ihrem Sprachenzwang etwas zu weit gegangen, aber welches Volk, welche Verſammlung hat noch keine Fehler gemacht? Meine Herren, berückſichtigen Sie, was man von Ungarn fordert. Würden Sie nicht lachen, wenn man ſagte: wir verlangen von Frankreich, daß es das deutſche Element im Elſaß und Lothringen ſchütze? aber in Ungarn ſollen wir es thun. Was liegt hier für ein Unterſchied vor? Doch nur der, daß die Franzoſen fünf und dreißig Millionen, die Ungarn nur ſechs Millionen zählen. Liegt das Recht in den Zahlen? das wäre eine neue Rechtsidee! Ueberdieß ſind die Ungarn zur Beſonnenheit gekommen, ſie haben auf dem letzten Reichstag alle Zugeſtändniſſe gemacht; ferner hat der gebildete Theil der Croaten in einem Manifeſt laut erklärt, daß die gerechten Klagen der Croaten und Illyrier nicht gegen die Ungarn, ſondern theils gegen die Croaten ſelbſt, theils gegen Wien gerichtet ſeien. Ich habe von dieſem Manifeſte circa vierzig Exemplare vertheilt und Sie werden aus demſelben das Nähere erſehen. Daß aber bei den Croaten ſelbſt eine Oppoſition gegen Jellachich und ſeine Zwangsherrſchaft beſteht, das hat die Geſchichte der letzten Tage gezeigt und die kommenden Ereigniſſe werden es noch in klareres Licht ſtellen. Ich ſehe nicht ein, was uns Deutſche veranlaſſen kann, die Freiheit der Ungarn zu beſchränken und zu gefährden. Berückſichtigen Sie, daß die Ungarn nichts ſehnlicher wünſchen, als den innigen Anſchluß an Deutſchland. Wenn man uns ſagt, unſere Sympathien ziehen uns zu dieſem Volk, ſo gebe ich nicht viel darauf. Die Sympathien gelten wenig zwiſchen den Völkern, ſie werden durch das Intereſſe geleitet, und die Wenigen, welche durch das Gefühl zu andern Völkern gezogen werden, werden nicht gehört. Aber ich frage Sie: wohin ziehen die Intereſſen der Ungarn? Sie ziehen ſie ewig nur zu Deutſchland, und wenn man zweifeln wollte, ſo leſe man nur die Geſchichte, und dieſe wird zeigen, daß die Ungarn nur für Deutſchland Sympathien gehabt haben. Das iſt das, was man gegen den Anſchluß an Deutſchland vorbringt. Nun, meine Herren, will ich auch einige Gründe vorbringen, welche gegen die Bildung einer öſterreichiſchen Conföderativ-Monarchie gerichtet ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn ein öſterreichiſcher Conföderativſtaat gebildet wird, ein inniger Anſchluß an Deutſchland nicht möglich iſt, ſondern nur ein Schutz-, Trutz- und Handelsbündniß zu Stande kommen könnte. Nun, meine Herren, glauben Sie, daß wir einen einzigen Paragraphen unſerer Verfaſſung votiren könnten, ehe das Verhältniß mit Oeſterreich geordnet iſt? Ich glaube nicht. Ich will auf Folgendes aufmerkſam machen: wir ſind ſo ziemlich darüber einig, daß ein gemeinſchaftliches Mauthſyſtem ganz Deutſchland umfaſſen muß, wir ſind darüber einig, daß die Reichskaſſe aus den Mauthgefällen dotirt werden muß. Dieß iſt ſchon der erſte Prügel, der uns im Wege liegt, und über den Sie ſtraucheln müſſen.

Ihre Reichskasse gleicht einem Terminirsacke, so lange Sie sie nicht dotirt haben. Aber gerade die Mauth ist es, welche es für Oesterreich schwierig macht, sich an Deutschland anzuschließen. Lassen Sie sich nicht täuschen, meine Herren, es stellen Einige, welche einen Föderativstaat in Oesterreich wollen, eine gemeinschaftliche Mauth mit uns so leicht hin; glauben Sie es nicht. Rechnen Sie nur die Tabakregie, welche 18,000,000 einträgt. (Einige Stimmen: Nein, 16 Millionen.) Also 16,000,000; dieß ist schon ein Hemmniß, welches Oesterreichs Anschluß an die deutsche Mauth erschwert, und Sie dürfen nicht daran denken, eine gemeinsame Mauth zu erzielen, wenn nicht der Anschluß an Deutschland erreicht wird. Dann kommen wir an eine gemeinsame Armee. Was man unter einer gemeinsamen Armee versteht, habe ich Ihnen am 22. August auf dieser Tribüne erklärt, und ein, leider durch Meuchelmord umgekommener Minister hat gesagt, was eine gemeinsame deutsche Armee in Oesterreich ist: „Es dürfen nicht einmal deutsche Farben getragen werden, weil man die Slaven dadurch böse machen könnte." Nun kommen wir an einen andern wichtigen Moment. Wenn Oesterreich eine selbstständige Monarchie bildet, so wird es allerdings gerne mit uns ein Schutz- und Trutzbündniß eingehen; aber können wir es eingehen? Nein! ich setze bei jedem, auf gerechter Basis abgeschlossenen Vertrag voraus, daß die Rechten und Pflichten, Leistungen und Vortheile sich ausgleichen. Meine Herren, ich hoffe, daß die Verfassung Deutschlands so ausfallen werde, daß sie keinem Nachbarstaat gerechte Veranlassung geben werde, uns zu bekriegen. Ich hoffe, wir werden mit Europa in Frieden leben. Glauben Sie, daß es Oesterreich auch kann? Nimmermehr. Es wird diese verwickelten Verhältnisse in Italien behalten, die ewig ein Zankapfel zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien bleiben werden; es wird die Verwickelung in Osten mit Rußland behalten und wir dürften immer nur für Oesterreich die Waffen tragen, ohne ein Aequivalent dafür ansprechen zu dürfen. Es wird vielleicht nur noch so lange dauern, bis die Verfassung und die Präsidentenwahl in Frankreich definitiv geworden ist, um das zu bewahrheiten, was ich gesagt habe. Es kommt noch ein anderer Umstand in Betracht, und, meine Herren, ich bitte Sie, keine Besprechung nicht als eine Feindseligkeit gegen einen Völkerstamm oder gegen eine Person aufzunehmen: dieser Umstand ist das Staaten-Gleichgewicht in Deutschland. Glauben Sie, daß es in Deutschland gut sein würde, wenn wir auf der einen Seite ein mächtiges Preußen haben, und auf der andern Seite ein mächtiges Oesterreich aufgeben und inzwischen lauter kleine Staaten haben? Ich glaube nicht, daß Einer, der ein aufrichtiger Freund des deutschen Vaterlands ist, eine solche Societas leonina herbeiwünschen wird. Ich verwahre mich aber nochmals, als wäre ein feindlicher Gedanke gegen eine Person oder gegen ein Volk dieser Ansicht zu

Grunde gelegt, es iſt nur eine objective Auffaſſung der Dinge. Nun kommen wir auf einen der ſchwerſten Punkte. Glauben Sie denn, daß irgend einer von Ihnen durch ſein Mandat auch das Recht bekommen hat, 7 bis 8 Millionen Deutſche aufzugeben und aus dem deutſchen Reiche zu entlaſſen? (Bravo von mehreren Seiten.) Ein ſolches Recht habe ich nicht, und ein ſolches Votum wage ich nicht vor meinen Wählern zu verantworten. Ich erlaube mir, Sie an die große Aufregung zu erinnern, welche der däniſche Waffenſtillſtand hervorgebracht hat. Meine Herren! Ich habe gegen den däniſchen Waffenſtillſtand geſtimmt, aber ich habe in dem von mir redegirten deutſchen Volksblatt wiederholt geſagt, es liegen ebenſoviel Gründe für die Genehmigung deſſelben, als gegen dieſelbe vor. Ich habe geſagt: es kann Einer ein warmer Patriot ſein und doch für die Genehmigung des Waffenſtillſtandes geſtimmt haben; aber für die Ausſcheidung der Deutſchen in Oeſterreich aus Deutſchland, kenne ich keine Gründe, und mit dieſer Ausſcheidung wäre nicht nur eine furchtbare Aufregung gegeben, ſondern auch der Bürgerkrieg decretirt. (Bravo von mehreren Stimmen.) Meine Herren, an dieſer Ausſcheidung hängt mehr, als Sie vielleicht ahnen: Wollen Sie der rothen Republik, die Sie alle ſcheuen und vielleicht theilweiſe auch verachten, in die Hände arbeiten, dann geben Sie Oeſterreich los. Wollen Sie die demokratiſche Verſammlung in Berlin zu Ehren bringen und ihr einen feſten Boden geben, dann ſtimmen Sie für die Ausſtoßung der Oeſterreicher aus Deutſchland. Sie werden Tauſende finden, welche noch mit Enthuſiasmus an der Paulskirche hängen, die aber nach einem ſolchen Votum uns das Vertrauen aufkünden. Es fehlt nur noch, daß ein Mann, der in Süddeutſchland keine Sympathien hat, zum Oberhaupt von Deutſchland gewählt wird, dann haben Sie alle Schrecken des blutigſten Bürgerkriegs. Meine Herren! Man ſagt, es ſei hier auf der Tribüne gut ſprechen: So und ſo ſoll es ſein; aber man fragt uns: Was können wir thun, um den Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland zu erreichen? — aber, meine Herren, wenn wir nicht für die Einheit Deutſchlands ſorgen können, dann haben wir gar nichts hier zu thun, dann gehen wir fort! (Heiterkeit.) Doch ich frage Sie: Iſt es denn ſo ſchwer dieſen Anſchluß zu erzielen? Hätten die Herren noch vor wenigen Wochen die Sache in die Hand genommen, ich verſichere Sie hoch und theuer, wenn Sie auch auf Verſicherungen nicht viel halten, es wäre zu keinem Flintenſchuß gekommen. Es gibt in Oeſterreich geſcheidte Leute auch in den obern Regionen, welche recht gut wiſſen, wieweit man gehen darf und wieweit man nicht gehen darf, der Fürſt Metternich — war nie mein Mann — (Heiterkeit) aber die Meinung habe ich von ihm, daß, wenn er noch das Ruder in Händen hätte, Manches nicht geſchehen wäre, was in neueſter Zeit geſchehen iſt. (Große Heiterkeit.) Zum Schluſſe muß

ich nur noch die Frage beantworten, welche ein Vorredner aufgeworfen hat, indem er fragte: Ja, ſollen wir denn zur Gewalt greifen? Sollen wir einen Bürgerkrieg zwiſchen Deutſchen und Deutſchen entzünden? Nein, nimmermehr! Dazu wird es auch nicht kommen. Wenn es je zum Krieg kommen ſollte, dann käme es zu einem Kriege zwiſchen Deutſchen und Slaven, und wenn ein ſolcher Krieg doch einmal kommen ſoll, ſo komme er lieber früher als ſpäter; er komme lieber jetzt, wo die panſlaviſtiſchen Ideen ihre reelle Ausbildung noch nicht erreicht haben. Endlich laſſen Sie ſich nicht irre machen durch Vorſpiegelungen von kleinlichen Vortheilen bei dieſer oder jener Chance. Unſer großer Lehrer hat geſagt: „Suchet zuerſt das Himmelreich, alles Andere wird Euch beigegeben werden.“ — Ich aber ſage: „Erringen Sie zuerſt das einige deutſche Reich; Alles andere wird folgen!“ (Vielſeitiges Bravo.)

Rede des Abgeordneten Reitter von Prag

in der Sitzung vom 20. October 1848.

Meine Herren! Ich muß vor Allem erklären, daß ich nicht mit denſelben Worten beginnen kann, mit welchen der Vorredner *) ſeinen Vortrag hier eröffnet hat, denn ich erkläre, daß ich nicht mit Liebe für ein ſogenanntes ſpecielles Vaterland auftrete. Ich habe nur ein Vaterland, und freue mich, nur ein einziges zu haben. Ich muß ferner erklären, daß es mich vor der März-Revolution ſehr geſchmerzt hat, wenn ich in Frankreich hörte, es wären wohl mehrere Länder in Mitteleuropa da, aber ein Deutſchland gebe es nicht; man wies mich auf die Worte des Marſchalls Davouſt hin: „es gibt ein Preußen, Bayern, Würtemberg, aber kein Deutſchland.“ Meine Herren! Ich glaube, daß wir nach der März-Revolution endlich ein Deutſchland haben, daß weder von Preußen, noch Bayern die Rede ſein kann, wenn es ſich darum handelt, deſſen Einheit und Freiheit zu begründen. (Brave.) Uebrigens wundere ich mich ſehr, daß alle Herren, die gerade eine ſo große Liebe für ihr ſogenanntes ſpecielles Vaterland im Herzen tragen, ſo ſchlecht unterrichtet ſind in Bezug auf die eigentlichen Zuſtände deſſelben, daß ſie beſonders hierin — ich muß ſagen — unwiſſend ſind: denn geſtern iſt eine Broſchüre ausgetheilt worden, die ganz falſche Ziffern enthält, und der erſte Redner, der gegen den Ausſchuß-Antrag ſprach, hat ebenfalls falſche Ziffern angegeben, und ſpricht z. B. von fünfzehn Millionen Deutſchen in Oeſterreich. Ich glaube, es weiß jeder Schulknabe, daß es bloß ſieben bis acht Millionen ſind.

*) Arneth von Wien.

Und ſo ſind die Daten alle falſch von A bis Z, und ich ſehe mich daher veranlaßt zu einigen Notizen, welche der ferneren Discuſſion eine feſte Baſis zu geben vermögen. Ich ſage zuerſt, daß nicht, wie in der bemerkten Broſchüre geſagt wurde, es zwanzig Millionen Slaven in Oeſterreich gibt, ſondern daß deren nur ſechszehn bis ſiebzehn Millionen ſind, eine Zahl, die auf der Angabe des beſten Panſlaviſten, des gelehrten Schaffarik, beruht. Auf dieſe Ziffer hin wurde jene Politik in Oeſterreich beobachtet ſeit der März-Revolution, die wir Alle nicht allein in Oeſterreich, ſondern auch in Deutſchland ſehr zu beklagen haben. Man hielt ſich bloß an dieſe Ziffer: man ſagte: das iſt ja die Hälfte der Einwohner der öſterreichiſchen Monarchie, das iſt ja ein Element, welches eine Baſis geben kann zu einem unabhängig daſtehenden Oeſterreich. Ich ſage, daß dieß eine ganz falſche Berechnung iſt; die Slaven ſind nicht allein zerriſſen in geographiſcher Beziehung, ſondern auch in nationaler. Ich muß ſie darauf aufmerkſam machen, meine Herren, daß die Süd-Slaven von den Nord-Slaven durchaus getrennt ſind. Betrachten Sie, meine Herren, die gute ethnographiſche Karte Schaffarik's, ſo werden Sie keine Berührungspunkte zwiſchen ihnen finden; und ich glaube, es iſt dieß ein ſehr bedeutender Umſtand. — Ferner muß ich Ihnen ſagen, daß die Slaven, die ſich in Oeſterreich befinden, verſchiedenartig in ihrer Nationalität ſind, und wenn wir die eigentlichen Ziffern durchgehen hinſichtlich der verſchiedenen Nationalitäten, ſo finden wir nicht eine einzige Ziffer, die der Zahl der deutſchen Bewohner in Oeſterreich gleich käme. Wir ſehen vier Millionen Böhmen und Mähren, zwei Millionen Slowaken, zwei Millionen Polen, zwei Millionen Ruthenen, eine Million Wenden und 800,000 Croaten. Will man damit ſagen, die Slaven ſeien berechtigt, die Herrſchaft in Oeſterreich zu ergreifen oder Deutſchland Geſetze zu dictiren? Ich ſehe es gar nicht ein; ſie ſind, wie ich durch Ziffern und die Anſchauung einer ethnographiſchen Karte bewieſen, nicht berufen, ein ſogenanntes ſlaviſches Oeſterreich zu bilden, welches die jetzige Dynaſtie gern haben möchte, die ſich aber da ſehr verrechnet. — Meine Herren! Diejenigen, die die Anſicht des Ausſchuſſes angreifen, beginnen meiſt ihre Rede damit, daß dieß tief in die Intereſſen Oeſterreich's eingreifen werde, oder einſchneiden werde, wie man zu ſagen beliebte. Das, meine Herren, veranlaßt mich, zurückzugehen bis auf den Urſprung der Bewegung, die jetzt zu einer ſo bedeutenden Größe angewachſen iſt, daß ſie uns hier eine Schwierigkeit für die Einheit Deutſchlands werden ſoll. Zuerſt waren es die Magyaren, welche in nationaler Beziehung nach einer Art Selbſtſtändigkeit trachteten, indem ſie Oppoſition machten gegen die dynaſtiſche Politik des ſonſt ſo lobenswerthen Kaiſers Joſeph. Sie ſahen, daß es um ihre Nationalität geſchehen war, wenn ſie in die Politik des Regenten ein-

gingen. Sie zählten die Einwohner ihres Landes und bemerkten, daß sie im eigentlichen Ungarn nicht gerade in der Minderheit waren, wie ein Redner gesagt hat: daß aber die Zahl fremder Nationalitäten der ihrigen gleichkam. Die Folge war, daß, da die Magyaren als ein Inselvolk in Europa von außen keine Einwanderungen veranstalten konnten, sie durch den Trieb der Selbsterhaltung gezwungen wurden, ihr Land so viel als möglich zu magyarisiren, und daraus hat man, wie Eisenmann richtig bemerkt hat, in Wien ihnen ein Verbrechen gemacht, daß sie ihre Nationalität zu erhalten strebten, um nicht durch Deutsche und Slaven unterdrückt zu werden, während man es natürlich findet, wenn Frankreich den Elsaß so viel als möglich französisch zu machen trachtet. Dasselbe Recht, welches die Franzosen in Anspruch nehmen, um ihre Nationalität zu verbreiten, dasselbe Recht muß man, bei gebieterischeren Umständen, auch den Magyaren zugestehen. Die Herren von der Hofpartei, welche es so grausam fanden, daß die slavische Nationalität in der Beziehung unterdrückt werden soll, die haben sie germanisiren wollen. Woher der Unterschied in dem Principe der Humanität? während man es für sich selbst in Anspruch nimmt, nimmt man es den Ungarn übel, daß sie auf ihre Weise die slavischen Nationalitäten magyarisiren wollen. Die zweite nationale Bewegung in Oesterreich war die panslavische. Sie wurde veranlaßt durch Träume und Chimären einiger Professoren und Gelehrten in Prag. Auf der ethnographischen Karte sahen sie, daß ihre Nation ein weit vorgeschobener slavischer Posten in Deutschland ist. Sie sagten sich: wir müssen durch den deutschen Einfluß unsere Nationalität verlieren, wenn wir nicht trachten, einen innigen Bund unter den Westslaven zu bewirken. Sie erfanden das Wort Panslavismus. Ich habe hinter die Coulissen dieser Leute gesehen. Ich will Sie aber nicht hier mit der Aufzählung der Mittel aufhalten, von denen die Panslaven Gebrauch machen: ich will nur hinweisen auf ihr Ziel. Sie sagen: wir müssen das preußische Schlesien, Posen bis Königsberg, und Alles, was zum östlichen Preußen gehört, das müssen wir zurück haben. (Hört! hört!) Und ich glaube, daß nichts klarer sprechen kann, als die Aussage eines der fanatischsten Panslaven, den es gibt, und der bei dem österreichischen Hofe jetzt nicht unbeliebt ist. Wissen sie, wie dieser Mann in einer Zeitung in Prag sich ausgedrückt hat, als man von den Beschlüssen sprach, die hier gefaßt wurden, daß die verschiedenen Nationalitäten in Deutschland geschont werden sollen? Er sagt: wir wollen lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit. Das ist gedruckt, und dieser Mann befindet sich in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers. (Hört! hört!) Der Mann nennt sich Hawlitschek. Endlich komme ich zu der neuesten Bewegung; sie ist sehr jung, aber kräftig; sie datirt erst vom Monat März. Aber in wenig Tagen hat die deutsche Nation größere Fortschritte gemacht,

als irgend eine andere in Oeſterreich. Sie ſehen, daß der Conflict der verſchiedenen nationalen Tendenzen das iſt, was die öſterreichiſchen Angelegenheiten ſo ſehr verwirrt, daß ſelbſt der mit den ausländiſchen Angelegenheiten vertraute Staatsmann ſagen muß: wir ſehen nicht mehr klar in den öſterreichiſchen Angelegenheiten, die Sache iſt ſo verwirrt, daß wir den Ausweg nicht mehr finden können. Meine Herren, ich werde mich bemühen, Ihnen zu zeigen, welchen Weg Deutſchland einzuſchlagen hat. Ehe ich darauf eingehe, muß ich noch auf den bekannten Umſtand zurück kommen, daß die Hofpartei ſich für die ſlaviſche Nationalität entſchied, ſich ſtützend auf die Zahl von 17 — 18 Millionen Slaven in Oeſterreich. Ich habe ſchon geſagt, daß dieß ein Rechnungsfehler war. Was war nun der erſte Schritt der Dynaſtie, um das durchzuſetzen, was ſie ſich als Ziel vorgeſteckt hatte? Nach der Märzrevolution war der deutſchen Nationalität eine conſtituirende Verſammlung verſprochen. Man ſagte ihnen: „Ihr ſollt einen Reichstag haben, ihr ſollt euch ſelbſt die Geſetze geben.“ Um aber den deutſchen Einfluß unwirkſam zu machen, wurde Galizien auf willkürliche Weiſe hinzugezogen, ohne die geringſte Veranlaſſung, und obwohl die Galizier ſelbſt dagegen proteſtirten. Man ging noch weiter, man ließ die Wahl durch Stadion ſo leiten, daß von aufgeklärten Leuten Niemand, ſondern nur Bauern gewählt wurden, welche bloß den Zweck hatten, alle Feudallaſten von ſich zu wälzen, ohne ſich um die weiteren politiſchen Angelegenheiten zu kümmern. Sie wurden von Stadion in der Sitzung wie ein Bataillon commandirt, und er war es, der das Loſungswort bei der Abſtimmung ihnen angab. Nun komme ich endlich auf dasjenige, was ich die deutſche Politik im Oſten nenne; die deutſche Politik, die uns endlich die Sicherheit geben ſoll, daß Deutſchland nicht mehr bloß ein Conglomerat verſchiedener Länder, ſondern eine große Nation iſt, die als Großmacht in Europa daſteht. Ich glaube, es war Herr Arneth, der es geſagt hat, natürlich bloß auf behauptende und nicht beweiſende Art: daß die Donaumündungen für Deutſchland verloren gingen, wenn Sie in Oeſterreich eine Perſonalunion einführen würden. Da muß ich nun wieder die ethnographiſche Karte zur Hand nehmen, die uns durch ihren Anblick bei weitem mehr belehrt, als bändereiche Werke. Wir ſehen da die magyariſche Nation in unmittelbarer Berührung mit der wallachiſchen und deutſchen Nation. Die roumainiſche Nation in den Ländern Siebenbürgen, Moldau und Wallachei bildet eine compacte Maſſe, und nur im weſtlichen Theile dieſer Landſtrecken befinden ſich deutſche und magyariſche Elemente. Wenn man dieſes Land betrachtet, ſo ſieht man, daß es beſtimmt iſt, die Schweiz des Oſten zu werden, ein ſogenanntes neutrales Land, welches der ruſſiſchen Macht ſagt: „bis hierher und nicht

weiter," und der ſchwachen türkiſchen Politik auch einen Fingerzeig gibt, die Mündungen der Donau und die Schifffahrt auf ihr frei zu geben. — Ich gehe nun auf die Sache ſelbſt ein, und ſpreche von der Perſonalunion, die von einer gewiſſen Seite her ſo ſehr verhorrescirt wird. Es ſind unter andern Amendements geſtellt worden, worin man ſagt, die Punkte 2 und 3 mögen angenommen, aber hinzugeſetzt werden, daß das Verhältniß Deutſchland's zu Oeſterreich ſpäterer Beſchlußnahme vorbehalten bleiben ſolle. Ich halte dieß für einen ſo offenbaren Widerſpruch, daß ich keine Erwiderung darauf zu geben habe; denn wenn man die §§ 2 und 3 annimmt, ſo iſt das eine Entſcheidung ohne Appellation an die Zukunft. Diejenigen aber, welche dieſe Paragraphen ganz wegwünſchen, die da ſagen, daß wir es beim Proviſorium laſſen ſollen, vergeſſen, daß wir Alle das Proviſorium herzlich ſatt haben. Wollen wir doch Alle endlich zum Definitivum gelangen. Ja, ſelbſt die äußerſte Rechte in dieſem Hauſe dringt darauf. Können wir aber ein Definitivum haben, wenn unſer Verhältniß zu Oeſterreich nicht auf eine beſtimmte Weiſe feſtgeſtellt iſt? Können wir überhaupt noch Geſetze berathen, feſtſtellen und publiciren, die mit Hülfe öſterreichiſcher Deputirten hier abgefaßt wurden, wenn wir nicht wiſſen, ob denn Oeſterreich wirklich zu Deutſchland gehören wird? Ich ſage darum, daß Gefahr auf Verzug iſt, und daß, wenn es möglich iſt, man heute noch entſcheiden ſollte, ob Oeſterreich deutſch iſt oder nicht. Uebrigens, meine Herren, kann man uns hier in Frankfurt a. M. keinen Vorwurf machen, daß wir die Sache überſtürzen; ich glaube, wir haben eine lange Geduld gehabt, wir haben ſechs Monate gewartet, wir haben uns Alle geſagt, daß zuvor in der öſterreichiſchen Monarchie die Angelegenheiten geordnet werden müßten. Was iſt aber aus der Verwirrung im März geworden? ſie nahm zu, ſtatt ab und endet in dieſem Augenblick mit einem Bürgerkriege. (Bewegung.) Ich glaube, daß man es klar einſehen kann, daß mit dem Zuwarten weder uns noch Oeſterreich gedient werden kann. (Vielſeitig: Sehr wahr!) Ich muß mich auch aus dem Grunde für die Perſonalunion ausſprechen, weil ſonſt die Anſprüche Rußland's auf Holſtein und vielleicht noch andere Länder, wie dieß durch Erbſchaft geſchehen kann, in der Art erhoben werden könnten, daß es Deutſchland angreifen würde, um Etwas zu erlangen, was wir Oeſterreich gewähren. Darum müſſen wir hier ein Princip aufſtellen, wir müſſen im Voraus ſagen, daß nichts Anderes zu erwarten ſei, als höchſtens eine Perſonalunion. Ich hoffe aber, daß bis dahin ſich die Zeiten ſo geändert haben werden, daß wir derlei Anſprüche ganz kurz zurückweiſen können. Ueberhaupt iſt es nöthig, daß endlich das Ausland erfahre, was denn eigentlich Deutſchland iſt, daß es wiſſe, ob es noch ein oſſianiſches Nebelland, oder eine compacte Maſſe iſt, die anderen imponiren kann. Leſen wir

doch noch immer in den franzöſiſchen und engliſchen Journalen: l'Autriche" und daneben l'Allemagne;" man macht alſo noch einen Unterſchied. Das muß aufhören! Wenn in Italien, oder irgendwo, Deutſchland für Oeſterreich einſtehen ſoll, ſo müſſen wir gewiß ſein, daß Oeſterreich ein deutſches Land iſt. Und ich glaube, die Zuſtände in Frankreich und Oeſterreich ſind jetzt der Art, daß, wie ich ſchon bemerkte, Gefahr auf Verzug iſt und jede Stunde koſtbar wird. Unſer Beſchluß wird auf die italieniſche Frage einen ſehr großen Einfluß ausüben. — Was die Provinz Böhmen betrifft, aus welcher ich hierher gekommen bin, ſo muß ich geradezu und offen geſtehen, daß, wenn auch in Böhmen nicht ein einziger Deutſcher lebte, auch wenn Böhmen nie zu Deutſchland gehört hätte, wir doch Böhmen haben müßten. Denn ſprechen Sie mit erfahrenen Militärs, ſo wird man Ihnen ſagen, daß ſich Deutſchland in einem Kriege mit Rußland, der ſpät oder früh ausbrechen wird, nicht behaupten kann, wenn es nicht dieſe feſte Stellung im Oſten inne hat. — Böhmen müſſen wir haben! Wir brauchen aber dabei gar nicht gewaltthätig zu handeln. Nah an zwei Millionen Deutſche bewohnen Böhmen, deren Sympathien wir haben. Vom ſlaviſchen Volke haben wir keinen Widerſtand zu erwarten. Der tſchechiſche Bauer kümmert ſich nicht um die politiſchen Tendenzen der Gelehrten in Prag. Im Juni-Aufſtande kam trotz allen Aufforderungen kein einziger Mann von dem flachen Lande nach Prag. Sie ſehen darin den Beweis, daß keineswegs die ſlaviſche Bewegung in Böhmen ſo bedeutend war, als die Herren in Wien die andern Leute es glauben machen wollten. Auch in Bezug auf die öſterreichiſche Geſammtmonarchie iſt eine Perſonalunion wünſchenswerth, denn ſie muß aus dem proviſoriſchen Zuſtande herauskommen, und der Reichstag in Wien fühlt jetzt mehr als je die Nothwendigkeit, die Entſcheidungsſtunde zu beſchleunigen. Man ſagte unter anderm, daß das deutſche Element keineswegs in Oeſterreich gefährdet iſt, auch wenn Oeſterreich nicht zu Deutſchland gehören ſollte. Dem muß ich aber aus eigener Erfahrung auf das Feierlichſte widerſprechen und der Verſammlung anzeigen, daß durch die Slaven das deutſche Element in Oeſterreich ernſtlich gefährdet iſt. Die Tſchechen dringen darauf, mit dem kommenden Schuljahre in Prag von drei deutſchen Gymnaſien zwei Gymnaſien in czechiſche umzuwandeln. (Bewegung; Stimmen im Centrum und au der Linken: Hört, hört!) Das Miniſterium Bach hat nicht dagegen proteſtirt! und welches Gymnaſium wollte man einräumen? Ein ſolches, welches ſehr entfernt liegt, von welchem die deutſche Jugend weit entfernt wohnt. Alſo mit Gewalt will man die Deutſchen zu Slaven machen. Und welche Hülfe haben wir Deutſche in Wien gefunden? Wir fanden nur taube Ohren. Folgendes iſt ebenfalls eine vielſagende Thatſache: Als die Deutſchen, gedrückt durch die

Gewaltthätigkeit der Czechen in Prag, nach Wien eine Deputation sandten, die einen Tag früher eintraf, als die czechische Deputation, so erhielt doch die letztere früher eine Audienz, nämlich gleich drei Stunden nach ihrer Ankunft, und die Deutschen mußten 1¼ Tage warten, bis sie Audienz erhielten. (Stimmen der Entrüstung auf der Linken und im Centrum: Hört! hört!) Das sind die Garantien, die man uns Deutschböhmen anbietet. Noch eine Thatsache, meine Herren: Windischgrätz, dessen politischer Freund ich nicht bin, dessen Privatcharakter ich ehre und an dessen Wahrhaftigkeit ich glaube, erklärte öffentlich, daß den Prager Juni-Ereignissen eine tiefverzweigte Verschwörung zu Grunde liege. Nach langwieriger Untersuchung ward plötzlich der Prozeß unterdrückt, weil man fand, daß die Verschwörung eine slavische und nur nebenbei demokratische war. Die hierbei am bedeutendsten Compromittirten, wo befinden sie sich? Sie befinden sich im Hoflager. (Hört! hört!) Die Leiter dieser Bewegung nahmen ihren Sitz im Wiener Reichstag ein, und endlich haben wir sogar von Herrn Schilling gehört, daß ein Trojan sich unmittelbar in der Nähe des Kaisers befindet, um die Wiener Angelegenheiten zu besprechen, auch wohl zu regulieren. Was der Panslavismus bedeutet, sagt uns sein Princip: „Lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit." Lassen wir uns demnach nicht von der geheuchelten Demokratie des Panslavismus täuschen. (Zur Linken gewendet.) Wir haben von der slavischen Demokratie für uns nichts zu erwarten, und wenn der Panslavismus demokratische Tendenzen vorschiebt, so beweist das nur, wie sehr er unser Mißtrauen verdient. Kein besseres Mittel gibt es, ihn einzuschränken, ihn zu lähmen, als wenn wir die Magyaren und die wallachische Nation vereinigen und in die südliche Macht Rußlands einen ganz kräftigen Keil hineintreiben. (Bravo!) Nun bespreche ich dasjenige, was ich in Bezug auf die österreichische Gesammtmonarchie zu sagen habe. Ich habe es seiner Zeit bei der Besprechung der italienischen Frage bewiesen, daß ich Oesterreich nicht leichtsinnig zerstückeln will. Ich habe damals gesagt: daß die Franzosen nicht das Recht haben, mit hülfreicher Hand dort einzutreten. Wenn eine Nation frei sein, sich national constituiren will, so hat sie auch die Kraft, dieß durchzusetzen, — ist sie zu schwach dazu, so ist sie auch noch nicht reif dazu. Und wir sahen bald ein, daß die hülfreichen Franzosen keineswegs so uninteressirt dabei sein dürften, als man es uns früher glauben machen wollte. (Hört! hört!) Aber wenn ich für die vorläufige Erhaltung der italienischen Provinz sprach, so habe ich damit nicht ein gewaltsames Zusammenhalten Oesterreich's als Princip aufstellen wollen. — Von österreichischen Dynastikern wurde mir in Bezug auf die von mir verlangte Emancipation der slavischen Völker Folgendes entgegengehalten: Sind wir nicht, sagten mir diese Dynastiker, Herren der Slaven geworden,

und ſollen wir muthwillig dieſe Völker wieder frei geben? Sollen wir nicht handeln wie jene Römer, welche dadurch groß wurden, daß ſie trachteten, der ganzen Welt das Geſetz zu dictiren? Das iſt nun eine ſtarke Uebertreibung, wenn man ſich jetzt in Wien mit den Römern vergleicht, wenn man ſagt, die Deutſchen hätten ſich der Slaven bemeiſtert. Ich werde dabei unwillkürlich an jene Anecdote erinnert, wo ein engliſcher Officier in Indien ausruft: Ich habe drei Maratten gefangen! — Nun, ſo bringe ſie doch! — Ja, ſie laſſen mich nicht los! (Gelächter.) Ich finde umgekehrt, daß die Slaven ſich der Deutſchen bemeiſtert haben. Was nun die ſogenannte Vorſehung betrifft, durch welche Oeſterreich entſtanden iſt, ſo finde ich ſeine Entſtehung nicht in der Vorſehung, als vielmehr in Heirathen. (Heiterkeit.) Auch ich ſage, daß Oeſterreich in der Geſchichte der Völker den Beruf hatte, die Cultur und Aufklärung des Weſten nach Oſten zu bringen, und dieſen Zweck hat es erfüllt, denn wir ſehen in Ungarn und den andern Ländern im Oſten eine kräftige Volksliteratur vor uns, welche früher nicht da war, und dieſe Gerechtigkeit müſſen wir uns Deutſchen widerfahren laſſen, daß wir es ſind, die ſie hervorgerufen haben, und inſofern ſind uns die Nationen im Oſten Dank ſchuldig. Nun ſind aber die Nationen im Oſten aufgeklärt, die Cultur hat ſich Bahn gebrochen damit dürfte auch der Einfluß, welcher bis jetzt von Oeſterreich geäußert wurde, ſeinen Zweck erreicht haben. Wenn man aber Oeſterreich in ſeiner früheren Beſchaffenheit fortbeſtehen laſſen wollte, ſo würde man es zwingen, ſich ſelbſt zu überleben. Nachdem die Völker ſich ſelbſt aufgeklärt haben, brauchen ſie unſere Hülfe nicht mehr. Man wirft uns vor, daß wir hier Oeſterreich zerreißen wollten. Nun, meine Herren, ich finde das ſehr naiv in einem Augenblicke, wo Alles in Oeſterreich ſelbſt daran arbeitet, es zu zerreißen. Was thun denn die Ungarn, die Italiener? Arbeiten dieſe für die Erhaltung der Monarchie? Man ſagt ferner, es werde ein Bürgerkrieg entſtehen, wenn Sie die beiden Paragraphen annehmen. Der Bürgerkrieg iſt ſchon ohne unſer Zuthun ausgebrochen. Iſt er etwa deßhalb entſtanden, weil man das deutſche Element ſchützen wollte, nein, weil es unterdrückt wurde. (Bravo.) Man betrachte doch die geographiſche Geſtaltung Oeſterreich's, ſeine Abdachungen nach Süden, Norden und Weſten, alſo in drei verſchiedenen Richtungen; dieſe verſchiedenen Richtungen beweiſen, daß keine Einheit der Intereſſen da iſt. Jeder Staatsoekonom weiß, daß die Gebiete der Flüſſe und Ströme maßgebend ſind für die materiellen Intereſſen der Länder. Aber ſelbſt der Mailänder würde den Verluſt, welchen er in ſeinem Seidenhandel erlitte, gern tragen, wenn er damit von Oeſterreich loskäme. Ich ſehe keine Verletzung der Intereſſen. Man ſpricht endlich auch von der Staatsſchuld Oeſterreich's, man ſagt, wenn die einzelnen Provinzen nur durch eine

Perſonalunion zuſammen hingen, ſo würde der Banquerott ausbrechen. Ich möchte aber entgegnen, daß er ſchon zum Theil da iſt. Glauben Sie etwa, daß, wenn Oeſterreich mit Deutſchland nicht verbunden wird, die Magyaren und die Italiener die Staatsſchulden übernehmen würden? Keineswegs. Ich glaube vielmehr, wenn die öſterreichiſchen Provinzen ganz und gar zu Deutſchland gehören, ſo wird man die übrigen um ſo leichter zwingen können, den auf ſie fallenden Theil der Schulden auf ſich zu nehmen. Ohne die Redlichkeit der Abſicht verdächtigen zu wollen, glaube ich in den Amendements Rückſichten für die öſterreichiſche Dynaſtie zu erblicken. Wir wollen nun ſehen, welche Verdienſte ſich dieſelbe um uns erworben hat. Etwa dadurch, daß ſie den Reichstag in Wien nicht ganz zu einem deutſch-öſterreichiſchen machte, ſondern noch galiziſche Deputirte hineinzog; oder, daß ſie ſich durch die Hände eines Latour Mittel erlaubte, die in jeder Beziehung undeutſch und unehrenhaft ſind. oder, daß ſie deutſch-öſterreichiſches Geld dazu anwendete, um den Krieg gegen die Magyaren durchzuſetzen? (Hört! hört!) Etwa durch ſein conſtitutionelles Verfahren? — Herr Schilling erfuhr Folgendes bei ſeiner Anweſenheit in Stein: Als Hornboſtel den Kaiſer weiter begleiten wollte, um die miniſteriellen Contraſignaturen zu vollziehen, ſagte man ihm, er ſolle eine Spazierfahrt auf der Donau machen, die ſehr maleriſch ſei, aber eines verantwortlichen Miniſters bedürfe man nicht. Als Herr Schilling ſich angetragen hatte, dem Reichsverweſer Depeſchen zu überbringen, damit durch die Vermittelung der Centralgewalt die dortigen Differenzen ausgeglichen würden, was gab man ihm zur Antwort? — Man glaube, daß der Kaiſer ſchwerlich in dieſer Angelegenheit ſich an den Reichsverweſer wenden werde, und dergleichen mehr. Sie ſehen, daß die Nachfolger Metternich's ſeine Tendenzen haben, aber ſchwerlich ſein Talent, denn binnen Kurzem haben ſie ſich an den Rand des Unterganges gebracht. Uebrigens glaube ich, daß gerade die Perſonalunion das Einzige iſt, was die öſterreichiſche Dynaſtie retten kann. Denn wenn man gewaltthätig mit Hülfe eines Windiſch-Grätz und Jellachich die Völker wird zuſammenhalten wollen, ſo wird dieß mit einer Revolution enden, in welcher die Dynaſtie ihren Sturz finden muß. Die Perſonalunion wird nicht die Auflöſung der Monarchie zur Folge haben. Was hält Norwegen und Schweden zuſammen als eben dieſe Perſonalunion, und iſt es dadurch ſchwächer geworden? Nein, kräftiger. Hat ſich dieſe Kraft Schwedens nicht in der ſchleswig'ſchen Angelegenheit gezeigt? Sind gerade diejenigen, welche jetzt ſo ſehr gegen die Perſonalunion ankämpfen, dieſelben, welche in Wien in den Apriltagen behauptet haben, Deutſchland dürfe kein Bundesſtaat, ſondern müſſe ein Staatenbund werden. Sie können daraus entnehmen, meine Herren, welche Liebe

dieſe Herren zu Deutſchland hegen, wie dieſe Herren für Deutſchland beſorgt ſind, indem ſie damals mit Nachdruck die Behauptung verfochten haben, Deutſchland müſſe ein Staatenbund werden. Was haben wir daher von den patriotiſchen Geſinnungen dieſer Männer zu halten? Ich muß mit den wenigen Worten ſchließen, daß ich alle anweſenden Herren erſuche, dieſe Sache nicht als eine Parteiſache zu behandeln. Es iſt eine ganz und gar deutſche Sache, und wenn die letzten Ereigniſſe in Wien, in Beziehung auf den Beſchluß, der von einer eigenen Commiſſion gefaßt wurde, hier werden zur Sprache kommen, ſo wird es mir auch gelingen, Ihnen zu beweiſen, daß die letzte Bewegung in Wien vorzugsweiſe eine nationale und nicht eine demokratiſche war. Ich will dieſe Ereigniſſe hier nicht berühren und hoffe, daß alle meine Nachfolger auf dieſer Stelle es auch nicht thun werden, weil eine eigene Debatte hierfür beſtimmt iſt. Ich bitte Sie (zur Rechten gewendet), nicht, weil gerade eine bedeutende Zahl von Abgeordneten auf der Linken dieſe Perſonalunion wünſcht, ſich zu dem Glauben verleiten zu laſſen, dieſem Wunſche Oppoſition machen zu müſſen. Verkennen Sie die deutſche Sache in Oeſterreich nicht, und behandeln Sie ſie als eine nationale. Wir haben Deutſchland ſchon oft ein Beiſpiel unſerer inneren Zerriſſenheit gegeben. Jetzt haben wir die Gelegenheit, uns brüderlich die Hand reichen zu können. Laſſen wir dieſe Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen. Eine zweite ähnliche wird ſchwerlich wiederkehren. Ich muß deßhalb auch alle die Herren, die aus Oeſterreich hier ſind, bitten, wo möglich ſämmtliche Amendements, die ſie ſtellten, zurückzunehmen, und für die Paragraphen des Entwurfs ſelbſt zu ſtimmen. Dieſelben werden allerdings jedenfalls angenommen werden; allein es iſt zu wünſchen, daß die Stimmenzahl ſo groß als möglich ſei, damit dieſer Beſchluß ſo wirkſam und kräftig in Oeſterreich ſein könne, als es zu wünſchen iſt. (Vielſtimmiges Bravo auf der Linken und im Centrum.)

Rede des Abgeordneten Giskra von Wien

in der Sitzung vom 20. October 1848.

Wie ſich der Herr auf das Werk ſeiner Erlöſung vierzig Tage vorbereitete und es dann raſch in wenigen Tagen beendet hat, ſo haben wir uns durch faſt hundert Sitzungen vorbereitet, um endlich das große Werk kräftig in die Hand zu nehmen, um deſſenwillen uns Deutſchland's Stämme hierher geſandt. Endlich iſt der entſcheidende und vom Volke lang erſehnte Moment gekommen, und ſogleich am Anfange des großen Werks tritt uns ein ſcharfes Eck in den Weg, es tritt uns die Frage von Oeſterreich

entgegen. Jetzt gilt es nicht mehr wie einſt, die Augen zuzudrücken, um an der Ecke vorbeizuſchleichen, wie unſer Dahlmann irgendwo geſagt; jetzt heißt es, gerade die Ecke in das Auge zu faſſen und dieſelbe, wenn ſie am Wege ſteht, abzubrechen. Und das hat unſer Ausſchuß gethan; er hat die Ecke klar erkannt und iſt daran gegangen, wie es Noth thut, ich muß es ihm danken. (Beifall.) — Die Beſtimmungen der §§ 2 und 3 ſprechen einfach und beſtimmt aus, was für Oeſterreich und das andere Deutſchland nothwendig, was hätte lange ſchon beſtehen ſollen, und leider nicht beſtanden hat, die Perſonalunion deutſcher Provinzen mit nichtdeutſchen in Oeſterreich. Der Ausſchuß hat es mit klarem ſtaatsmänniſchem Blick erkannt und rechtem Wort erfaßt, was geſchehen muß und geſchehen wird in Deutſchland und Oeſterreich. Man ſagt vielfältig, dieſe Perſonalunion ſei wegen Oeſterreich nicht ausführbar, ich höre die verſchiedenſten Gründe, ich hörte ſie ſchon in Oeſterreich, ich höre ſie wieder, theils in öffentlichen Blättern, theils in der Paulskirche, ich finde ſie in Wort und Schrift von Oeſterreichern verkündet. Prüfen wir etwas näher dieſe Gründe, und ich glaube, meine Herren, Sie werden finden, daß ſie allgeſammt bei ruhiger umſichtiger Erwägung nicht ſtichhaltig, oder wenigſtens nicht entſcheidend ſind. — Wir hören in erſter Linie die treue Anhänglichkeit an unſere Kaiſerdynaſtie, wir hören die Stimme tiefliegender hiſtoriſcher Erinnerungen an das gewaltige Oeſterreich, früh eingewöhnt und weiter gepflegt im treuen Gemüthe durch die Leiden des Ganzen in den letzten Stürmen der Zeit, und dieſe verbieten, das Band des Geſammtſtaates zu lockern und zu ändern. Ja, meine Herren, wir haben eine Dynaſtie, mit der die Stämme in Oeſterreich viele Jahrhunderte zuſammengegangen, zuſammen Leid und Freud' getragen, für die das Gefühl tief im Herzen des Volkes Wurzel geſchlagen und auch lebendig geblieben. Wie lange ſie aber lebensfriſch und nachhaltig bleibt, iſt eine andere Frage, und Keinem entgeht es, daß dieſe Sympathieen und Gefühle für die Dynaſtieen vielleicht nicht tief und ſtark genug ſind, um bei ſolchen fortgeſetzten Angriffen auf die Intereſſen und Freiheiten des Volkes, wie ſie in Wahrheit und Schein ſeit einem halben Jahre geſehen oder gefürchtet wurden, nicht geſchwächt, und zuletzt verwiſcht zu werden. Und dem Kaiſer bleibt die Krone, Niemand nimmt auch nur einen Stein heraus. Ja, meine Herren, wir haben eine Geſchichte von mehreren Jahrhunderten hinter uns, reich an Siegen und an Ehren, reicher an Leid, als an der Freude verlebt, wir haben unter Habsburg's Bannern in hunderten von Schlachten geblutet und geſiegt. Ja, das iſt wahr, und es gründet tiefwirkende Anhänglichkeit an Haus und Land und Volk. Aber iſt eine ſolche hiſtoriſche Erinnerung ſtark genug, auch dann noch jenem Banner zu folgen, wenn jenes Banner nicht mehr den

erkannten Intereſſen der Völker vorgetragen wird, wenn jeder einzelne Stamm ſich ſeiner eigenen Intereſſen bewußt wird und ſich kräftig fühlt, dieſelben für ſich ſelbſtſtändig zu vertreten und durchzuführen? Die Völker erwachen auch in Oeſterreich, und die Völker haben ſchon zum Theil und werden noch ihr eigenes Banner aufpflanzen, und wollen und werden nur dienen für ihr eigenes Wohl, für ihre eigene Freiheit und Größe, und dann erſchlaffen die Fittige des Alle beſchattenden Aars, und dann ermatten die Pranken des rothen Löwen im goldenen Felde. Täuſchen wir uns nicht, meine Herren, über die Erſcheinungen dieſer tief wurzelnden Thatſache. Sie liegt ſchon zum Theile vor, und wird ſich in wunderbar raſcher Folge vollſtändig entwickeln. Den Anfang machten die früheren italieniſchen Verſchwörungen, ſie waren die Vorboten weiteren Drängens nach nationaler Selbſtgeſtaltung und Freiheit, und iſt doch der jetzige italieniſche Aufſtand wieder nichts Anderes, als ein ſolcher Beweis vom Ringen nach nationaler Freiheit im Vollgefühl der eigenen Kraft, im Bewußtſein des Rechtes auf Unabhängigkeit von Andern. Und doch waren Mantua und Mailand Jahrhunderte lang bei Oeſterreich, und gepflegt und verwaltet wie das Herzenskind einer Mutter. Nie war Oberitalien geſegneter und beſſer regiert als ſeit 1815, und doch ſtand es auf und erklärte, nicht länger unter dem öſterreichiſchen Scepter beſtehen zu wollen. Und iſt der Kampf der Ungarn, trotz des dreihundertjährigen Zuſammenſtehens mit den andern Provinzen, nicht ein Beweis dafür, daß es ſich kräftig genug weiß, für ſich und durch ſich zu beſtehen? Meine Herren! Vor dem zerſetzenden Verſtande wiegen Sympathieen für Vergangenes ſo wenig gegen das Bedürfniß der Zukunft, wie ein abgelebter Greis gegen das Drängen des Jünglings. Und das müſſen Jene in Erwägung nehmen, und eben dieſes verſtändige Erwägen muß Jene beherrſchen, die da berufen ſind, ein Haus zu bauen für alle Zukunft, für alle neuen Generationen und ihre Wünſche, das werden ſoll eine Burg der Zukunft und nicht ein Schaukaſten der Vergangenheit! Sympathieen für Herrſcherhäuſer und Erinnerungen können, werden und dürfen keine Staaten bauen und ordnen. Das werden hinfort nur die Intereſſen und Bedürfniſſe des Volkes (Beifall). — Mit Eifer ruft man gegen den Gedanken einer Perſonalunion die ſtarke Hilfe der materiellen Intereſſen herbei, und erklärt eine Perſonalunion für gefährlich und verderblich den Gewerben und dem Handel des deutſchen Oeſterreich's, auch der nichtdeutſchen Provinzen. Man citirt mit tiefem Ernſte die hundertjährige Handels- und Gewerbebeziehung, die ſo tiefe Wurzel in dem volkswirthſchaftlichen Haushalte aller Theile geſchlagen, daß dieſelben bei einer Perſonalunion nicht nur bedroht, ſondern vernichtet werden. Man fürchtet Zolllinien, man fürchtet das Fallen von Zollſchranken, man fürchtet,

im Kauf und Verkauf auseinander gerissen zu werden. Um diesen Punkt im rechten Lichte zu sehen, will ich diese Beziehungen der deutschen Provinzen nach den nichtdeutschen Provinzen Oesterreich's im Osten, und nach dem übrigen Deutschland im Westen gesondert betrachten. — Im Osten der deutschen Provinzen, in G[illegible]ien und Ungarn, sind alle natürlichen Bedingungen zum Betriebe [illegible] Urproduction gegeben, während der Westen nebst diesem Z[illegible]ge auch einen hohen Grad technischer Entwickelung erreicht hat. In der Würdigung dieses Verhältnisses hat auch das bisher gegen die ungarischen Länder bestandene Zollsystem sich lediglich auf dem finanziellen Standpunkte gehalten, und der Ausfuhr von Rohproducten und Schlachtvieh nach Westösterreich ebenso wenig Hindernisse in den Weg gelegt, als es die Einfuhr von technischen Erzeugnissen nach Ungarn belästigt hat. Dieser, den natürlichen Verhältnissen angemessene Verkehrzustand ist, eben — weil er ein natürlicher — ein dauernder und auf lange hinaus, selbst wenn die im Gefolge der Personalunion eintretende Trennung der national-ökonomischen und finanziellen Administration vorkommt, ein unveränderlicher. Jede Bemühung, gegenwärtig schon in Ungarn eine heimische technische Production zu gründen, scheiterte und mußte scheitern am absoluten Mangel aller Bedingungen einer gewöhnlichen Entwickelung der technischen Industrie, und aller Opfer des Schutzvereins, des Fabrikvereins, welche diese Tendenzen verfolgten, ungeachtet, blieb und bleibt lange das Vorhaben unmöglich, im östlichen Oesterreich eine technische Production in größerem Maßstab zu gründen. Anderntheils hat der Himmel seinen Segen über die Ebenen des östlichen Oesterreich's so reich gegossen, daß noch auf lange hinaus die Bodencultur die einzig nützliche und wirthschaftlich richtige Productionsart bilden wird. Ebenso lange werden daher die östlichen Länder nach den Producten der westlichen Länder fragen und mit Rohprodukten eintauschen und bezahlen, wie sie es bisher gethan, es mögen diese Länder in einer Personal-, oder Realunion neben einander bestehen. Man unterließ nicht, — den bisherigen Zustand des Verkehrs mit Ungarn und das Zollsystem nicht kennend — sogar die Besorgniß geltend zu machen, daß ohne Realunion besorgt werden müßte, die Gesetzgebung im westlichen Theile könnte sich veranlaßt finden, wegen des Interesses der Hinterlassen die zollfreie Einfuhr ungarischer Rohproducte nach Deutschösterreich zu gestatten, zur Belästigung und Vernichtung des diesseitigen Urproducenten; ohne die schützende Hand der österreichischen Centralleitung drohe den österreichischen Urproducenten die nicht auszuhaltende Concurrenz mit Ungarn in Getreide, Weinen ꝛc. — Solche Verkehrtheiten verdienten gar keine Widerlegung, wenn sie nicht ernst vorgebracht würden, und zeigen die absolute Unkenntniß aller volkswirthschaftlichen Grundsätze. Wem fällt es noch heut zu

Tage ein, Schutzzölle auf die Rohproduction zu begehren, als eigennützigen Pächtern, Gutsherren und trägen, concurrenzscheuen Bauern. Auch ist es nicht wahr, daß dieser Gesichtspunkt die Zwischenzollgesetzgebung leitete, und es wäre nichts mehr zu wünschen, als daß recht viel Rohproducte von Osten her zollfrei hereinkämen, denn ebenso viele technische Producte werden dahin, und zwar mit höherem volkswirthschaftlichen Gewinne abgesetzt. Jede Gesetzgebung, selbst einander fremder Staaten, könnte keine anderen Grundsätze befolgen, wenn sie nicht ihre eigenen Interessen zerstören wollte. Deutsch-Oesterreich wird daher nach wie vor einer Personalunion mit Galizien und Ungarn den alten Verkehr dahin haben, wohin er seit Jahrzehnten gegangen ist, und hat von dorther so wenig zu fürchten, wie früher, höchstens noch wohlfeileres Getreide, Mehl und Schlachtvieh, wenn dieses zu fürchten ist. — Andere Rücksichten hegt man wegen des Westens der deutsch-österreichischen Provinzen, und vielfach flüchtet sich der materielle Egoismus, in dieser Hinsicht unter die Decke des Patriotismus für Großösterreich, und will weder Personalunion in Oesterreich, noch irgend einen bundesstaatlichen Zusammenhang mit dem andern Deutschland. Wenn auch dieser Gesichtspunkt nicht direct in meine Beweisführung einschlägt, so dürfte ich doch Ihre Zustimmung zu dieser Digression haben. (Stimmen: Ja! Ja!) Aber auch hinter diesem Patriotismus steckt nur Kurzsichtigkeit oder Habsucht. Kaum dürfte Jemand in den Fragen über den Anschluß der deutschen Provinzen an das andere Deutschland competenter sein, als die in unmittelbarer Verbindung mit Deutschland bisher gewesenen Bewohner der Grenzbezirke von Böhmen. Und gerade diese verneinen nicht den Anschluß, sie erklären, die Concurrenz mit dem andern Deutschland ertragen zu können, wenn nur ganz Deutschland nach Außen geschützt wird. Und in gleicher Weise sprechen sich viele Sachverständige in Mähren aus, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß in der Gesammt-Zollgesetzgebung manche Aenderungen im Sinne eines nationalen Schutzsystems erfordert werden. Aber in dem Maaße, als die Entfernung von der Grenze zunimmt, nimmt die Besorgniß des Zugrundgehens in denselben Artikeln zu, zum Beweise, daß nur Mangel an Einsicht obwaltet. Aber auch philisterhafte Selbstgenügsamkeit verengt Vielen den Blick, und Trägheit, sich in der Production durch Vervollkommnung oder Ersparungen anzustrengen, vorwärts zu bringen, beherrscht Manchen und treibt ihn zu Jammer, Klagen und Befürchtungen, die ohne Grund sind, aber immer Groß-Oesterreich als Heilmittel und Generalarznei aufführen. Hiernach mag manches Argument der schwarz-gelben Oesterreicher in der deutsch-österreichischen Frage beurtheilt werden. — Der fraglichen Personalunion setzt man weiter entgegen, dadurch werde der politische Einfluß Oesterreich's aufgehoben, und wie schmerzlich müsse es nicht

einem Oeſterreicher ſein, vielleicht nicht mehr jener Großmacht anzugehören, die doch anerkanntermaßen ein entſcheidendes Wort in alle Fragen Europa's mitgeſprochen; wie ſchmerzlich müßte es ſein, nicht mehr jene ungeheuren Heere ins Feld ſtellen zu können, die den Namen Oeſterreich's groß und bedeutungsvoll gemacht. — Meine Herren! Jenen Gefühlen mag vielleicht durch die Perſonalunion Gewalt angethan werden; allein gefährlich iſt dieſe Gefühlsdrückung nicht, da nach der Lage der Dinge ein Offenſivkrieg nicht zu erwarten, und in einem Defenſivkriege der öſtliche Theil des heutigen Oeſterreich's ſo unvermeidlich der Bundesgenoſſe Deutſchland's gegen Rußland wäre, als beide ein gleiches Ziel der Selbſterhaltung gegen die Moskowiten in Bewegung ſetzt. Wie erfreulich iſt es vielmehr, muß man Jenen zurufen, daß eben das nach Deutſchland hin gravitirende Intereſſe die Beruhigung gewährt, mit um ſo größerem Gewichte auftreten zu können, als 45 Millionen Deutſche im Hintergrunde ſtehen, und durch ihre gemeinſame Kraft und Anſtrengung noch glänzendere Siege erfechten, noch höhere Vortheile erzwingen können, als es bisher die vereinten öſterreichiſchen Truppen im Solde des deutſchen Oeſterreich's gethan haben. Und nicht Gefühle dürfen in ſo wichtigen Dingen entſcheiden, ſondern nur Intereſſen der Völker. Und dieſen ſagt es wahrlich mehr zu, nicht mit deutſchen Truppen aufſtändiſche Provinzen niederwerfen zu müſſen, die nach ihrer Freiheit ringen, oder deutſche Soldaten gegen Italien, gegen die Magyaren geführt zu wiſſen. Das einige Deutſchland wiegt im Rathe der Völker mehr, als irgend eine Macht, und wer an ſolchen Vorſtellungen Behagen findet, dem muß die vollſtändige Durchführung der deutſchen Großmacht wichtiger ſein, als irgend eine andere. Sie wird auch mehr wiegen, als jede andere, da ſie aus dem Volke hervorgeht und von ihm getragen wird, und nicht bloß auf übungsmäßigen Militärgehorſam geſtützt iſt. (Vielſeitiges Bravo.) — Weitere Bedenken gegen die Perſonalunion machen die großen Schulden von Oeſterreich, und namentlich ſind es die Papierbeſitzer, die ſich mit aller Zähigkeit an den alten Zuſtand halten möchten, da ſie fürchten, eine Aenderung in ſtaatsrechtlicher Hinſicht könnte ihre Papiere depreziren. (Heiterkeit in den Centren und der Linken.) Dieſe ſind, nebſt Beamten und Militär, die wärmſten Patrioten für Groß-Oeſterreich im Sinne der alten Real-Union; ſie fragen, was wird aus den Papieren werden? Ja, die Papiere, das ſind und waren freilich mißliche Dinge im Staate, ſo lange ſie auf der Welt ſind. Das fühlen wir Alle: und namentlich fühlt es in anderer Hinſicht der öſterreichiſche Steuerholde; denn 52 Millionen betragen die jährlichen Intereſſen der Staatsſchulden. Aber gerade dieſer Umſtand ſpricht mehr als irgend einer für die Perſonalunion. Denn nach den gegenwärtigen Verhältniſſen trägt die ganze Zinſenlaſt und die Tilgung mit Ausnahme der etwa zehn

Millionen Gulden betragenden Zuflüſſe aus Ungarn, nur Italien und die deutſchen Provinzen, da die Militärgrenze und Dalmatien jährliche Ausfälle haben. Wird nun die Perſonalunion durchgeführt, ſo muß das Schulden-Verhältniß geregelt werden, in dem die Provinzen Theil zu nehmen haben, und dann liegt der Vortheil für die Deutſchen auf offener Hand. Aber auch die Papierbeſitzer werden dann in eine beſſere Lage gebracht, als durch die Schulden-Repartition die weniger ins Mitleid gezogenen Provinzen zu ebenmäßigen Leiſtungen verhalten werden. Dagegen kann man wohl öfter hören, Ungarn übernehme nichts? Wenn es Ungarn thäte, wäre es in vollem Rechte, da zur Contrahirung nie die Zuſtimmung des ungariſchen Landtages eingeholt wurde, was verfaſſungsmäßig nöthig war. Wenn es Ungarn ſo thäte, ſo änderte dieß die Lage nicht, da ja Ungarn jetzt auch nichts dazu bezahlt. Aber Ungarn hat bereits die Bereitwilligkeit gezeigt und wird es thun, wenn die Verhältniſſe ausgetragen werden und die nationale Selbſtſtändigkeit deſſelben verbürgt wird, und muß es thun, wenn die Centralgewalt dieſe Sache in die Hand nimmt, und zur Abwehr von Ueberbürdung der deutſchen Provinzen einſchreitet. (Zuſtimmung.) — Endlich, meine Herren, noch einen Local-Einwand laſſen Sie mich hier erwähnen und beleuchten. Hunderte Wiener ſagen, bei einer Perſonalunion werde Wien aufhören, die Metropole zu ſein, und das Gras werde in Wien auf den Straßen wachſen, und mit Wien verarmt die Umgebung, verkümmert eine ganze Provinz, und Alles, was unmittelbar und mittelbar mit Wien zuſammenhängt. Soll Gras dort wachſen, ſo wird es geſchehen; auch in den Straßen Roms iſt Gras gewachſen, und Rom war größer und mächtiger, als Wien! Keine Erdenmacht hielt es zurück, weil der Gang der Geſchichte ein anderer geworden, und dieſe ſich durch die kraftigſten Proteſte einzelner Städte nicht ändert. Aber es wird kein Gras dort wachſen, es wird nicht veröden, es wird groß und volkreich bleiben, und noch zunehmen an Reichthum und Bevölkerung. Seine eigenthümliche Lage an der Grenze des weſtlichen und öſtlichen Europa, des nördlichen und ſüdlichen Verkehrs macht es zum Stapelplatze des öſtlichen Handels, ſein Straßen- und Eiſenbahnſyſtem, ſeine Lage an der Donau machen es zur Metropole des deutſchen Landhandels, und es bereitet ſich mit dem Wachſen von Deutſchland's Größe und Macht in induſtrieller und commercieller Beziehung eine glänzendere Zukunft für Wien vor, als es ſie als bloße Reſidenz je gehabt hätte. (Vielſeitige Zuſtimmung: Sehr gut!) — Endlich hört man mit hohem Ernſte gegen die Perſonalunion ſagen, Oeſterreich bilde das von der Vorſehung auserkorene Werkzeug, Bildung und Sitte nach dem Oſten zu tragen. Das könne nur durch ein ungetrenntes, ungeſchwächtes großes Central-Oeſterreich geſchehen. Der civiliſirte Weſten bedürfe gegen die öſtliche Barbarei ein Bollwerk, eine Schutzwehr gegen den dro-

henden Panſlaviſmus, und mein Vorredner*) prunkt mit der Erfüllung dieſer welthiſtoriſchen Sendung Oeſterreich's, aber ohne einen Beweis zu geben. Ich muß vielmehr meinem Vorredner auf dieſer Tribüne hier auf das Beſtimmteſte widerſprechen, daß Oeſterreich's Gewicht nach Oſten ſich geltend gemacht, und ein großes geweſen ſei. In der Zeit, wo Oeſterreich am Mächtigſten daſtand, ſehen Sie, wie Rußland ſich die Herrſchaft in den Donaufürſtenthümern bereitete; in Stambul iſt der öſterreichiſche Internuntius macht- und bedeutungslos geworden, und Oeſterreich's Einfluß auf Nichts herabgeſunken. Oeſterreich trägt dort den Schlepp des Mantels der ruſſiſchen Diplomatie. (Stürmiſcher Beifall.) Und dieß geſchah, und wurde ſo zu einer Zeit, wo die öſtlichen Völker nicht lebendig geweſen ſind, wo ſie ihre Intereſſen ſelbſtſtändig wahrzunehmen nicht im Stande waren, oder nicht vertheidigen wollten. Der Redner vor mir erklärt dieß daraus, daß die deutſche Kraft überhaupt gebrochen geweſen. Das leugne ich, meine Herren, daß die deutſche Kraft gebrochen. Wer ermannte ſich nebſt den Magyaren zum Kampfe für die Freiheit? Wo iſt die wirkſamſte deutſche Revolution ausgebrochen? In der deutſchen Stadt Wien. Wer iſt ihr Träger bis zur Stunde? Die deutſchgeſinnten Wiener. Wem dankt die deutſche Freiheit mehr, als der deutſchen Legion in Wien? Wer kämpft jetzt den neuen Kampf der Revolution mit den Schaaren einer freiheitsmörderiſchen Camarilla? Das deutſche Wien! (Stürmiſches Bravo.) Wie ein Rieſe, der nur geſchlafen, erwachte Wien, und bethätigt die deutſche Kraft und den deutſchen Sinn für Freiheit. (Stürmiſches Bravo.) Wer brachte uns hierher, und machte 34 Fürſten zittern? Die deutſche Kraft! Die deutſche Kraft iſt nicht gebrochen worden, das iſt eine falſche Behauptung meines Vorredners. Es gibt aber außer dieſen Präcedentien, nach der Natur der Sache noch andere höchſt wichtige Bedenken, die in Erfüllung gehen würden, wenn es dahin kommen ſollte, daß die völlige Vereinigung der deutſchen Provinzen Oeſterreich's mit dem anderen Deutſchland nicht zu Stande käme. Es darf dieß zwar nicht erfolgen; aber ich präſumire es, um meinen Satz vollſtändig durchzuführen. Unbezweifelt liegt vor, daß ſämmtliche Deutſche in Oeſterreich gegenüber den ſämmtlichen Slaven in ganz Oeſterreich bei der Zuſammenwirkung in einem Staate ſich in der entſchiedenen Minderheit befinden, und daß dann Oeſterreich trotz aller Schutz- und Trutzbündniſſe mit dem anderen Deutſchland ein Slavenreich werden müſſe. Was wird aber dann der Schwerpunkt dieſes Slavenreiches ſein? Wird es ſich an das freie Deutſchland lehnen, oder wird es ſich in ſeinem Deutſchenhaſſe mehr nach Oſten an das ihm ſtammverwandte Rußland halten, um dann im Vereine mit dieſem ein neues Staatenſyſtem ſlaviſcher Grund-

*) Würth von Wien.

lage im europäiſchen Staatencomplexe zu bilden? Wenn in der Zukunft die öſterreichiſch-deutſchen Provinzen von Deutſchland weggenommen werden ſollten, oder auch nur in inniger Realverbindung mit den ſlaviſchen blieben; dann werden wir wohl ſehen, ob Deutſchland auch noch ferner nach Oſten Propaganda macht, oder nicht vielmehr der Oſten gegen Deutſchland! (Viele Stimmen: Sehr gut!) Täuſchen wir uns nicht, meine Herren, wir haben wohl 1½ Millionen Deutſche in Ungarn, wir haben etwa 6 bis 7 Millionen Deutſche in Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol, wir haben bei drei Viertel Millionen Deutſche in Siebenbürgen, aber alle zuſammen befinden ſich immer noch in der entſchiedenſten Minderzahl gegen die nahe 20 Millionen Slaven im Staatencomplexe von ganz Oeſterreich; und in derſelben Minderzahl bleiben die Vertreter deutſcher Intereſſen gegen die Slaven auf einem gemeinſamen Reichstage von Oeſterreich. Endlich halte ich es aber wahrhaftig nicht für die Aufgabe einer wahren Politik in dem Augenblicke, wo auf unſerer Bauſtelle noch Alles wüſte durcheinander liegt, und die innere Ausführung des Baues noch lange alle Kräfte beanſpruchen wird, ohne Noth nach rechts und links zu ſehen, und kosmopolitiſche und humaniſtiſche Propaganda zu machen, was man den Deutſchen in echt philoſophiſcher Träumerei zur Aufgabe ſtellt. Machen wir erſt uns ſtark und kräftig, frei und groß, und laſſen wir uns Alles fern ſein, was uns nicht bedroht, uns nicht berührt. (Beifall.) Ich ſetze aber den Fall, es wäre ſo, Deutſchland hätte in nächſter Zukunft den Beruf, nach Oſten Propaganda zu machen, wer könnte es mehr, die 6 Millionen in den öſterreichiſch-deutſchen Provinzen iſolirt und eingeengt von anderen Stämmen, oder die 45 Millionen Deutſche im ganzen großen einigen Deutſchland? Welche Macht wirkt ſtärker, die einer großen, geſchloſſenen, lebenskräftig organiſirten Volksmaſſe, oder die einer kleinen, von einer großen Maſſe anderer Stämme eingeengten und umflutheten Bevölkerung? Das deutſche Element in Oeſterreich würde abgetrennt vom anderen Deutſchland, eingezwängt und erdrückt werden durch die geiſtige Propaganda der Slaven. — Endlich muß ich noch eines Grundes hier kurz gedenken, nämlich eines Gedankens, der wie ein böſes Irrlicht aus dem ſtinkenden Sumpfe der ſpecifiſchen Intereſſen eines Sonderſtaates herausgeflackert haben ſoll. Man wollte zwiſchen den Zeilen in öffentlichen Blättern geleſen haben, man hörte ziſcheln, es wäre die Perſonalunion in Oeſterreich geradezu nicht möglich, es müſſe daher Oeſterreich aus dem deutſchen Verbande ausſcheiden, und ein anderer großer Staat würde „das Aufgehen in Deutſchland" in einer befriedigenden Weiſe zu löſen wiſſen. Ich nenne das ein Irrlicht aus ſtinkendem Sumpfe, und meine im Ernſte, hier in der Paulskirche ſei Niemand, der dieſen Gedanken hegt und pflegt; ich

müßte den Träger eines ſolchen Gedankens, der berufen iſt, die deutſche Einheit in ganz Deutſchland mitbegründen zu helfen, für einen Schurken halten, der die heiligſten Sachen ſeinem Egoismus unterordnete, der es wagte, an der Einheit und Größe des Geſammtvaterlandes im Intereſſe einer Krone zu mäkeln und zu pfuſchen. Das wäre mehr als eine gemeine Politik, das wäre Verrath und Niederträchtigkeit am ganzen deutſchen Volke. (Lebhaftes Bravo.) Meine Herren! Wer frech eingreifen will in das Rad der Zeit, ſagte ich jüngſt, der zieht ſeine Hand nur blutig zurück, ohne es zu hemmen, und — ſollte es wahr ſein, — daß ſolche Schurkenſtreiche gedacht und begangen werden könnten, ſo möchten Jene wohl erwägen, ob ſie ſich nicht verrechnet haben, und das Volk ein anderes Facit macht? (Bravo.) — Nehmen wir nun an, die deutſch-öſterreichiſchen Provinzen ſchieden wirklich von Deutſchland aus, und bildeten mit den übrigen nichtdeutſchen ein real vereinigtes Oeſterreich, das zum anderen Deutſchland in dem bloß völkerrechtlichen Verhältniß eines Staatenbundes, anſtatt eines Bundesſtaates ſtände, und vergleichen wir damit auch nur die bisherigen Verhältniſſe zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland, und der Rückſchritt liegt klar vor. Es beruhen die völkerrechtlichen Verhältniſſe nur allein auf den einzelnen Verträgen eines Staates mit dem anderen, ohne dem inneren Bande ſtaatsrechtlicher Einigung. Ich will nun die verbindliche Kraft der Verträge nicht in Abrede ſtellen, aber die Geſchichte lehrt nur zu ſehr, daß die feſte Zuverſicht auf den Beſtand von Verträgen leichtgläubige und ſorgloſe Staaten in üble Lagen gebracht hat. Wie leicht geſchieht es, daß beim redlichſten Willen der Erfüllung ſolche nur äußerliche Verhältniſſe durch die Colliſion von Intereſſen gelockert und gelöſt werden, wenn ſie auch noch ſo feſtbegründet und geordnet ſcheinen? War nun auch das alte ſtaatenbundiſche Verhältniß in Deutſchland kein organiſches, kein inniges, ſo war es doch ein Zuſammenwirken zu gleichen Zwecken, unter einer gemeinſchaftlichen Leitungsbehörde, mit Beſtimmungen für gemeinſchaftliche Intereſſen der Einzelſtaaten und Fürſten, es war doch ein innigeres, dem Volksverbande angemeſſeneres, als ein bloß durch Vertrag zu Schutz und Trutz loſe zuſammengehaltenes Verhältniß. Das wäre Rückſchritt, nicht Fortſchritt in der Ordnung der deutſchen Intereſſen. Und ſind wir auch nur deſſen ſicher bei einer offenbar ſlaviſchen Mehrheit in einem öſterreichiſchen Reichstage? — Und wie ſtellt ſich ein ſolches Verhältniß in ſeinen Folgen in Deutſchland und Oeſterreich? Die Idee der Einheit Deutſchland's war es, welche uns hier in der Paulskirche zuſammenführte, jene Idee, die mit Wonne-Entzücken des deutſchen Mannes Bruſt erfüllte, als er der Verwirklichung entgegenſehen konnte, jene Idee, die er als Kind in Mährchen vom großen Kaiſerreiche zuerſt hörte, die er als Knabe in den Sagen

und Thaten der Kaisergeschichte nährte, die ihm als Jugendideal die Brust durchglühte, die er als Mann nicht mehr als Traumbild vor sich sah! Was wird aber aus dieser Idee der Einheit und Größe des Einen Vaterlandes, wenn Sie die österreichischen Provinzen nicht dabei hätten, wenn Sie diese einem Slavenreiche verfallen ließen? (Bravo!) Wie verträge sich auch das mit Dem, was schon bisher geschehen? Wir Abgeordnete aus Oesterreich sitzen hier seit Monden und tagen mit Ihnen, mit Ihnen haben wir für ganz Deutschland giltige Beschlüsse gefaßt, die alle, nach meiner Rechtsansicht, unverbindlich und unwirksam wären, wenn Oesterreich's deutsche Provinzen fortan nicht zum Reiche gehören sollten. (Von einigen Seiten Beistimmung.) Ich glaube nicht, daß Sie das verantworten könnten, rechtfertigen könnten vor Deutschland, dem Volke, das seine Einigung begehrt für alle Stämme Deutschland's. Deutsche Intervention rettete Triest vor der sardinischen Beschießung; österreichisch-deutsche Truppen standen vor den Mauern der Paulskirche auf Befehl der deutschen Centralgewalt, um uns zu schirmen vor dem frevelhaften Beginnen, welches die Vertreter der deutschen Nation auseinander jagen sollte; könnten Sie einen Augenblick nur zweifeln an dem Bestande der deutsch-österreichischen Lande in Deutschland, so kämen Sie in offenbaren Widerspruch mit Dem, was bisher geschehen ist. Nein, meine Herren, einen solchen Todesstoß geben Sie dem eigenen Werke, eine solche Wunde schlagen Sie dem deutschen Volke nicht. Fassen Sie nur auch einige der näher liegenden Folgen solchen Gedankens ins Auge, um ihn auch in seiner Gefährlichkeit und Schädlichkeit für Deutschland's Interessen zu erkennen. Jemand sagte, durch die Personalunion werde es geschehen, daß die Versandung der Sulina-Mündung bis nach Preßburg herauf rücken werde. Meine Herren! Sie rückt ohne die Personalunion noch weiter; sie rückt nach Passau herauf, an Oesterreich's Grenze, sobald Sie die deutschen Provinzen preisgeben. Dort werden Sie eine Zollgrenze finden inmitten deutschen Landes, nicht im deutschen, im slavischen Interesse. Und nur dann könnten Sie mir darin falsche Folgerungen unterstellen, wenn Sie das offenbare numerische Uebergewicht der Slaven in Abrede stellen könnten, oder die Ueberzeugung sichern könnten, daß die slavische Majorität, selbstvergessen ihrer innersten Leidenschaftlichkeit gegen Alles, was von Deutschland kommt, sich plötzlich Interesse für Deutschland selbst verschaffen könnte. Ob ich darin irre, davon mögen Ihnen die Abgeordneten aus Böhmen Zeugniß geben. (Viele Stimmen: Ganz wahr!) Und, meine Herren, scheiden Sie die deutschen Provinzen Oesterreich's vom Mutterlande aus, so unterbinden Sie mehr als eine Lebensader, mehr als einen Lebensnerv, Sie zerstören einen wesentlichen Theil des ganzen materiellen Lebens Deutschland's dadurch, daß Sie die Adria von sich entfernen, und

hiermit die ganze Zukunft vernichten, die ſich deutſchem Einfluſſe, deutſcher Schiffahrt und deutſchem Handel nach dem Oriente aufzuthun begonnen. Glauben Sie doch nicht, meine Herren, Behauptungen, wie jene, daß in der öſterreichiſchen Realunion durch die deutſche Dynaſtie, durch die deutſche Reichstagsſprache in öſterreichiſchen Ländern dem deutſchen Elemente der maßgebende Einfluß geſichert ſei, mit welchen Behauptungen der gerechten Beſorgniß der Slaviſirung in der äußern Politik, in der Verwaltung und ſo weiter begegnet werden ſoll. Dynaſtiſche Intereſſen ſind heutzutage nur Feſſeln von Glas, die zerſpringen, wenn das Blut in den Völkern auch nur wärmer wird, vielmehr wenn es ſiedend heiß wird und walt im Turyor ſelbſtſtändigen Nationalgefühles, wie es eben auch in Oeſterreich erwacht und ſich geltend macht. — Und auch für Oeſterreich iſt die Abweiſung der Perſonalunion ein Uebel. Kein größerer Staat ſteht in der Geſchichte, in dem nicht eine Polarität von Principien Verwirrung und Greuel gebracht hätte. Hier der Haß des Kaiſers und des Papſtes in Alt-Italien, dort die religiöſen Streite in England und in Deutſchland, dort die Freiheit mit der Knechtſchaft in Frankreich's Vendée-Kriegen, dort der Kampf der Häuſer um die Herrſchaft u. ſ. w., und ein ſolches Princip iſt in Oeſterreich das der lebendig gewordenen Nationalitäten, die ſich feindlich gegeneinander erheben, es iſt das Princip des innern Zwiſtes, das Princip der Eiferſucht, das zum Haß, zur Gewalt, zum Bürgerkriege führt. Nicht lange iſt es, ſo wollten die Polen den gemeinſamen Reichstag nicht beſchicken, die Italiener haben es nicht gethan, die Böhmen wollten die Beſchickung durch Provinzen-Landtage hintertreiben, und ſchon ſehen wir Croaten und Serben und Romanen mit den Magyaren kämpfen, ſchon ſahen wir Slaven mit deutſchen Truppen kämpfen, ſchon wieder ſehen wir den Nationalitätenhaß in dem unverantwortlichen Benehmen der böhmiſchen Abgeordneten beim Reichstag in dem gegenwärtigen Momente der Gefahr. Und allem Dem iſt vorgebeugt durch die entſchiedene Trennung der feindlichen Theile von einander, bloß vereint unter der Krone des Monarchen. Ohne dem entgeht Oeſterreich nicht den ſchrecklichen Zuckungen in ſeinem Inneren, den größten Stürmen im Geſammtſtaate. Täuſchen wir uns nicht durch momentane Erſcheinungen; es iſt ein wahres Geſetz der Geſchichte, daß Staaten, die auf andere Grundlagen als der politiſchen oder ethnographiſchen Nationalität gebaut ſind, ſich nicht erhalten können, es iſt ein wahres Geſetz im geiſtigen Leben, daß ſich Gleiches findet, und ſo wird ſich Ungleichartiges ſcheiden, und Gleiches zuſammenfinden auch in Oeſterreich. Aber auf welchem Wege? mit welchen Zuckungen? Die deutſchen Provinzen, einmal außer dem Verbande mit dem anderen Deutſchlande, haben keinen anderen Weg gegen die ſlaviſche Mehrheit, als den

der Revolution, um ſich zum anderen Deutſchlande dann zu ſchaaren. Nöthigen Sie ihnen ſolch einen nicht unnöthig auf, der Bürgerkrieg iſt ſtets vom Uebel! — Man ſtellte auch die Unausführbarkeit der Perſonalunion vom Standpunkte des Rechtes und des Beſtandes der Dinge auf, und ich muß auch auf dieſe Stütze eingehen. Vorerſt ſpricht man durch die pragmatiſche Sanction den deutſchen Provinzen das Recht ab, eine Perſonalunion für ſich zu begehren; man ſtellte ſie ebenſo den Ungarn entgegen, um den Bruch eines gegebenen Kaiſerwortes zu beſchönigen. Meine Herren! Alles Pergament, es mag ſo alt wie die Menſchheit ſein, iſt mir Haderwerk, wenn es die Intereſſen der Völker verletzt, es iſt mir ein Fetzwerk, wenn man damit Dynaſtenrechte gegen Völkerrechte ſchirmen will. Aber das iſt nur meine ſubjective Anſchauung, die bei Vielen von Ihnen nicht ausreicht, aber Alle werden mir zugeſtehen, daß gerade dieſes Pergament ein mehr als durchlöcherter Rechtsboden, daß er ein zerriſſener iſt. Die Unantaſtbarkeit deſſelben hat die Geſchichte vielfach widerlegt. Wo iſt die untrennbare Niederlande? wo iſt die Vorlande und das Breisgau? wo die ſechzehn ſchleſiſchen Fürſtenthümer, für die alle die pragmatiſche Sanction gegolten; kamen nicht erſt ſpäter Polen, die Bukowina, Venedig und Dalmatien zu Oeſterreich, und wieder Weſtgalizien und ein Theil Illyriens weg, und wieder zum Theil zurück? Die Unantaſtbarkeit dieſer Urkunde iſt längſt verſchwunden, ſie iſt ein Schild voll Löcher, die Hieb und Stoß Demjenigen verſtatten, der nach dem Geſchützten greifen will. Sie iſt überhaupt auch nicht auf die Ewigkeit berechnet. Wenn ſie auch über die Erbfolge im Hauſe Habsburg-Lothringen Beſtimmungen enthielt, ſo beſtehen noch beſondere Landesgeſetze über Succeſſionsrechte. Die alle zuſammen bewirken, daß Oeſterreich nur ſo lange beſteht, als der herrſchende Stamm noch Zweige hat; ſtirbt er ab, ſo iſt es mit der Exiſtenz des Staates aus. Denn, ſowie der gegenwärtige Herrſcherſtamm ausſtirbt, kann der letzte öſterreichiſche Herrſcher über Oeſterreich mit den Hausländern Steyermark, Kärnthen, Krain ꝛc. ganz beliebig disponiren, gleichwie man über ein Patrimonium verfügen kann; aber Böhmen darf ſich einen eigenen König wählen, und Ungarn in gleicher Weiſe. Wahrlich iſt Angeſichts ſolcher Beſtimmungen das ganze Actenſtück ein Familienſtück, womit man Hausrechte ordnet, aber nicht neuen Völkergeſtaltungen in den Weg treten kann. Und um ihrer willen verdienen am wenigſten die Ungarn den Tadel. Ja, ſie haben, wie einer meiner Vorredner geſagt, die Roſſe gezäumt und die Säbel geſchwungen, als es darum galt, in Folge der pragmatiſchen Sanction ihre Königin zu ſchützen, und jetzt zäumen ſie wieder die Roſſe und ſchwingen wieder die Säbel, nicht um die Aufhebung derſelben zu ertrotzen, da ſie unter Oeſterreich's Herrſcher bleiben, aber um ihre nationale Selbſtſtändigkeit dabei zu

bewahren, die ihnen nie die pragmatiſche Sanction bedroht oder genommen, vielmehr hundertfältige Geſetze und hundertjährige Uebung bewahrt hatten. Und die Kriege der Ragocy, Teleky, Bathory hier anzuführen, wie dem Herrn Unterſtaatsſecretär beigekommen, iſt ein grober Anachronismus, der einem Schuljungen verzeihlich wäre, da ſchon im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts alle ungariſch-ſiebenbürgiſchen Wirren geordnet waren, und die pragmatiſche Sanction erſt ein Decennium nach dem Utrechter Frieden zu Stande kam. — Auch der gegenwärtige ſtaatsrechtliche und adminiſtrative Beſtand im Kaiſerſtaate iſt kein weſentliches Hinderniß der Durchführung der Perſonalunion. Was zuerſt die ſtaatsrechtliche Stellung der einzelnen Theile betrifft, ſo iſt es eine bekannte Sache, daß die deutſch-ſlaviſchen Provinzen, dann die ungariſchen, ferner die italieniſchen Provinzen und endlich die Militärgrenze eine verſchiedene Verfaſſung haben, daß insbeſondere Ungarn eine eigene feudal-ariſtokratiſche Verfaſſung hatte, und hiervon wieder die ſiebenbürgiſche getrennt geweſen, ſo daß der König von Ungarn erſt, ich glaube ſeit 1792, zugleich Großfürſt von Siebenbürgen iſt, daß Italien ſeit 1815 eine berathenden, theils gewählten, theils ernannten Congregationen hatte, daß die andern deutſchen Provinzen die alten berathenden Stände auf ariſtokratiſch feudaler Grundlage hatten, und endlich die Militärgrenze ein durchgängig ausgeführtes Lehensinſtitut des Kaiſers mit militäriſcher Verwaltung repräſentirte. Und ſo wenig dieſe einzelnen Theile im Principe und in dem Ineinandergreifen der Verfaſſung zuſammengehörten, ebenſowenig konnte hieraus ein ernſtes Hinderniß der Ausführung der Perſonalunion für die Zukunft hergeleitet werden, da die Ländergruppen mit gleichartiger Grundlage ohnehin zuſammenfallen. Aber auch in der früheren Verwaltung beſtanden in Oeſterreich bis auf Joſeph II. Verhältniſſe, beſonders bezüglich Ungarns, die durchaus keinen innigen Zuſammenhang einer Realunion darbieten. Schon die politiſche Verwaltung der einzelnen Provinzen ſelbſt im deutſchen Länder-Complexe hatte lange Zeit verſchiedene Centralpunkte; namentlich aber waren es Ungarn, und mit geringer Einſchränkung Siebenbürgen, die — außer den diplomatiſchen Amtsführungen und der Kriegsverwaltung — durchaus abgeſonderte Adminiſtration hatten. Die königliche Statthalterei und Septemviraltafel ſind bis zur Stunde auch factiſch unabhängig, und die ungariſche Hofkammer war es grundgeſetzlich ſtets, wenn auch bis zum März d. J. es den Willküracten des Königs gelungen war, ſie der öſterreichiſchen Finanzbehörde unterzuordnen. Ebenſo war und iſt es mit dem ſiebenbürgiſchen Gubernium, als ſiebenbürgiſcher Centrallandesbehörde, dem, wie in Ungarn, der König durch ſein Cabinet — die Hofkanzleien in Wien — ſeine Weiſungen in Ausübung der Reſervatrechte zugehen ließ. Zwar ver-

fügte im Großen der Hofkriegsrath in Wien über die Dislocation der Truppen auch in Ungarn, aber die Aufbringung, Erhaltung und Verpflegung der Truppen aus Ungarn war stets Landessache daselbst, und zur Zeit, als das welthistorische Moriamur pro rego nostro gesprochen wurde, kam die Kaiserin nicht anordnend, sondern bittend die adelige Insurrection, für sie zu Feld zu ziehen, und sie ordnete sich unter eigenen Führern nach landesüblicher Sitte und Weise. — Erst Kaiser Joseph II., und vorzüglich Kaiser Franz wußten in der Centralisirung immer weiter zu gehen, und brachten es endlich dahin, daß die ganze Administration von Ungarn in eine factische Unterordnung unter die der Deutschen gekommen; wie er nicht minder die constitutionellen Formen wenig achtend, willkürlich herrschte, bis gegen das Ende seiner Regierung das Nationalitätsgefühl erwachte, und in stürmischen Kämpfen die volle Durchbildung des constitutionellen Princips gegenüber der Krone erstrebte. Und Das ist der Gesichtspunkt, aus dem die ungarischen Wirren zu fassen und zu beurtheilen sind. Die staatsrechtliche Stellung des Königreiches zum Gesammtstaate auf der alten territorialen Grundlage durchgreifend zu ordnen, in der Fortbildung des constitutionellen Princips eine ihren Landtagen verantwortliche Regierungsgewalt im Lande zu haben, kurz ihr altes staatsrechtliches Verhältniß in moderner constitutioneller Durchführung wiederherstellen, Das wollten sie, und Das erhielten sie durch ein Wort des Königs. Der König gab sein Wort für das Recht seines Volkes, und der König nahm es wieder zurück auf den Wunsch seiner Camarilla, auf den Rath der deutschen Minister. Nicht er ist Schuld am Treubruch, er fühlt wahr und warm für sein Volk und alles Gute; aber die fluchwürdige Pest seiner Schranzen, die ihn beredet, daß die anderen Völker dadurch leiden, die brachte es zuwege, daß des Kaisers Wort gebrochen ward mit der eitlen Entschuldigung, es sei in der Noth gegeben worden und nicht bindend. Das, meine Herren, mögen Jene bedenken, die die ungarische Frage beurtheilen; Das jene vor Augen haben, die Kossuth und seine politischen Freunde verdammen wollen; dem, nach den Worten unserer Schwarzgelben in Ungarn, von vier Fünftheilen Gehaßten und in der Wirklichkeit von allen Magyaren abgöttisch verehrt und von Hunderttausenden geleitet, wenn er zum Kampfe für des Volkes Recht und Freiheit ruft! (Bravo!) So, meine Herren, steht die Sache in Ungarn, und der Sieg wird ihr Recht begleiten! — Es ist wahr, sie haben sich übernommen gegenüber anderen Nationalitäten, und ich will es nicht entschuldigen, aber erwähnen muß ich es hier, daß nicht Tyrannei und Unterdrückungssucht, sondern edlere Motive zu Grunde gelegen. Einen durch gleiche Sprache und Sitten festen Körper gegen das drohende Rußland zu bilden, das leitete damals die Führer der nationalen Bewegung, die russische

Sympathie der ſlaviſchen Bewohner Ungarn's ſich durch Magyaſirung ungefährlich zu machen, das dachten und wollten die Führer der Bewegung. Und dieſes erwägend, wird Mancher den gehobenen Stein ſanfter ſchleudern, und die Hand ſinken laſſen vor dem Wurfe, noch mehr, wenn er erwägt, daß es einem Volke gilt, das für ſeine höchſten Güter, ſeine nationale Ehre, Größe und Selbſtſtändigkeit in den Kampf geht. Stünden jetzt jene alten Magyaren auf, die Arneth als zürnende Schatten gegen die Enkel heraufbeſchwor, ſie würden den Enkeln zujubeln, ſie würden mit erhöhter Kraft ihre Säbel ſchwingen und mit erhöhtem Muth ihre Roſſe tummeln; denn es gilt jetzt nicht der König, es gilt das Volk und ſeine Güter! (Vielfältiges Bravo.) — Meine Herren! Ich muß Ihre Aufmerkſamkeit beanſpruchen für den weitern Theil meiner Beweisführung dafür, daß die Perſonalunion ausführbar ſei, hergenommen aus dem Detail der Verwaltungszweige. Die Civilgeſetzgebung iſt mit geringen Abweichungen in den Procedurvorſchriften in den deutſchen Provinzen gleich, und von den ungariſchen ganz verſchieden, und wenn ſie auch gleich in Galizien und Dalmatien und Italien mit der der deutſchen Provinzen übereinſtimmt, ſo hindert dieß nicht die Durchführung, da dieſer Punkt nur abgeſonderte Gerichtshöfe in letzter Inſtanz verlangt, wie es für Italien ohnehin immer beſtanden hat. — In der Frage der Finanzverwaltung iſt nur das Hinderniß der Schulden, und rückſichtlich deſſen beziehe ich mich auf das früher Bemerkte, und ließe ſich kein billiges Abkommen finden, dann träte freilich das alte: Cu-os vocet domino in Wirkſamkeit. — Scheinbar das größte Hinderniß böte die Vertretung nach Außen, jedoch mit nichten. Oeſterreich möge neben dem Geſandten der Centralgewalt ſeine ungariſchen, oder galiziſchen, oder dalmatiniſchen haben, ich glaube, es kann Einer für Alle ſein, in Colliſionsfälle können ſie nicht kommen, da, wie früher bemerkt wurde, die Politik Deutſchland's mit der des öſtlichen Oeſterreich's Hand in Hand geht, und eine andere als eine Politik der Völkerintereſſen, darf es künftig nicht mehr geben, Und käme es vor, daß der König von Ungarn eine andere Politik hätte, als der deutſche Fürſt von Oeſterreich, wie jetzt der König von Ungarn gegenüber dem Könige von Croatien, dann verfluche ich die Möglichkeit einer ſolchen Politik, wie ſie ſelbſt, und wünſche keine Perſonal- und keine Realunion, ſondern die volle Zerreißung der Bande. — Am meiſten Gewicht legt man auf das Kriegsweſen in Beſtreitung der Ausführung einer Perſonalunion, und doch iſt es nicht erheblich. Bis zur Stunde ſind die Werbbezirke der Regimenter mit der politiſchen Landeseintheilung zuſammenfallend, und bekannt iſt die Unterſcheidung in deutſche, polniſche, ungariſche Truppen u. ſ. f., und wenn auch die Cavallerieregimenter und die Genietruppen aus allen Werbebezirken bisher zugleich rekrutirt

werden, ſo iſt es doch bekannt, daß ſie ſich immerfort in großen nationalen Gruppen beiſammen halten. Aber nicht mehr beliebig disponibel ſind ſie dann, wie bisher, unter Einer Hand, die ſie verwenden kann in allen Theilen des Kaiſerſtaates, und ſie verwendet hat, bald zur Einſchüchterung, bald zur wirklichen Bewältigung öffentlicher Unordnungen. Dieſe Verfügbarkeit findet freilich ein weſentliches Hinderniß, aber dieſes Hinderniß begrüße ich, wenn ich denke, daß die deutſche Stadt Wien umlagert iſt von Croaten und Slowaken, von Likkanern und Sereczanen, von Maſſuren, Polacken und Italienern, um ſie zu züchtigen für ihre Freiheitsbeſtrebungen, für ihre Sympathieen für ein edles Nachbarvolk, um ſie wieder zu werfen in den Staub vor die Stufen eines allgewaltigen Thrones! Das will ich, daß es nicht wieder geſchehe, daß man fremde Truppen herbeizieht, um die deutſche Freiheit auf deutſchem Boden zu bedrohen und zu vernichten. (Stürmiſches Bravo.) — Endlich, meine Herren, muß ich fragen, iſt wohl ein anderes Band möglich, um die verſchiedenen Stücke Oeſterreich's — zuſammengewürfelt ſo ſonderbar, daß man Wunder glauben könnte, — der Einen Krone des herrſchenden Hauſes zu erhalten? Nur zwei Wege gibt es überhaupt, die abſolute Herrſchaft Metternich's, oder eine durchgängig nationale Abſonderung von einander und eigene Geſtaltung im Innern mit einer Föderirung unter einander. Die Wiederkehr des abſoluten Syſtems iſt weder möglich, noch ſelbſt von den ſchwarzgelbſten Oeſterreichern — außer vielen Beamten, Militärs und Ariſtokraten, und der Camarilla des Kaiſers — gewünſcht. Und gelänge es dieſen, ihre Wünſche zu erreichen, ſo wäre es doch nur auf kurze Zeit, Oeſterreich könnte dadurch nicht zuſammenhalten, wenn auch Alles zuſammenkartätſcht und zuſammengeſchoſſen würde. Es bleibt alſo nur ein Föderativſyſtem übrig, aber nicht in dem Sinn, wie die nordamerikaniſchen Staaten centraliter im Congreß vereint ſind, ſondern ſo, daß jeder Nationalitäts-Compler abgeſondert einen Körper bildet, der ſich ſelbſtſtändig adminiſtrirt, in ein ſolches Verhältniß paßt auch die Perſonalunion. — Endlich, meine Herrn, muß ich noch des Umſtandes gedenken, daß von allen Seiten gerufen wird, die Völker Oeſterreich's hangen an der Geſammt-Monarchie, im Sinne der Realunion. Die Ungarn verlangen ſie nun aber nicht in dieſem Sinne, die Italiener verlangen ſie in gar keinem Sinne, die Slaven verlangen ſie und lebhaft in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe eines ſlaviſchen Kaiſerreiches aus Alt-Oeſterreich. Denn wenn wir eine Sprachenkarte des öſterreichiſchen Kaiſerthums ins Auge faſſen, ſo ſehen wir, daß die nördlichen Slaven allein für ſich nicht im Stande ſind, auf Dauer einen Staat zu gründen. Sie ziehen ſich nördlich an den Karpathen durch Mähren nach Böhmen hin, wie eine Landzunge, und entbehren einer geeigneten territorialen Unter-

lage für einen Staat. Compakter wohnen wohl die Südslaven aneinander: allein diese verlangen nur theilweise Alt-Oesterreich, so lange keine Aussicht vorhanden, ein südslavisches Reich zu bilden, ist dieses vorhanden, dann ist auch die Anhänglichkeit an die alte Verbindung dem neuen Interesse gewichen. Die Führer beider schmeicheln sich aber ihres Zusammenwirkens zu dem gemeinschaftlichen Ziele auf Grundlage des österreichischen Staates sich die Hände zu reichen, und so nach und nach die ganz eingekeilten Elemente der Deutschen und Ungarn zu überwältigen, und dann das Ganze Rußland entgegenzuführen! (Stürmisches Bravo.) Es ist wahr, es spricht sich auch in den Manifesten des Reichstages der entschiedene Wille für eine Gesammt-Monarchie aus; allein würdigen Sie doch, meine Herren! die Facta im Zusammenhange, und schließen Sie mindestens hieraus nicht — wie ich schon oft gehört — auf den Abgang der deutschen Triebkraft in dieser neuen Bewegung. Den Aufstand machte ja nicht der Reichstag, sondern die demokratische Partei, — was nicht die Anhänger der rothen Republik bedeutet, muß ich zur Beruhigung jener anführen, die überall selbst im Traume vor der rothen Republik zittern, — und diese ist die deutsche, die antislavische Partei, was Ihnen am Deutlichsten die Flucht von 28 slavischen Deputirten vom Reichstag beweist. Der Reichstag mußte sich der Bewegung bemeistern, und da konnte doch derselbe nach seiner Zusammensetzung nicht anders erklären, als er gethan: Nationalitäten kamen nicht in Frage, Collisionen traten nicht hervor, daher die kluge Vermeidung alles Dessen, was die Verwirrung hätte steigern können von Seiten jeder Partei. Täuschen wir uns auch hierüber nicht, meine Herren! daß selbst bei den Slaven das Verlangen nach der alten Monarchie erst dann auftrat, als die Czechen Aussicht bekamen, mehr zu erreichen, als sie je besaßen, und daß die Zärtlichkeit mit der Dynastie nur eine Prahlerei ist. Man denke nur an die Vorgänge mit dem Nationalcomite in Böhmen und den böhmischen Landtag, man erinnere sich nur an die schon lange unter sich ausgesprochenen Gedanken, daß der Schwerpunkt für sie nicht mehr an der Donau, sondern an der Moldau und noch weiter gegen Osten über Galizien hinaus ist. (Hört!) Auch muß ich dabei der oben angedeuteten Weigerung der Polen, den Reichstag zu beschicken, erwähnen, die erst wich, als slavische Umtriebe in Aussicht stellten, daß sie als Slaven ein großes Reich gründen könnten, und bis andererseits der Kreishauptmann den Bauern befohlen hatte, zu wählen. Auch darf nicht übersehen werden bei der Würdigung dieses Factums, daß die Gleichberechtigung der Nationalitäten bereits feierlich anerkannt, und hiermit in natürlicher Consequenz die administrative vollständige Trennung der Theile ausgesprochen, die Personalunion in den Hauptpunkten angebahnt ist. Könnte es geschehen, daß nicht bloß

die deutschen Länder Oesterreich's, sondern auch die andern zu Deutschland kommen, dann freilich könnte man sich der Realunion gern zuwenden, das erscheint aber gegenüber Galizien und Ungarn gleich unausführbar, als eine administrative Verbindung Ungarn's mit Oesterreich. Nicht minder erwünscht wäre es, wenn die Verhältnisse zu den nichtdeutschen Provinzen früher oder gleichzeitig geregelt würden, und in jenem völkerrechtlichen Wege der Tractate, der eine dauernde Uebereinstimmung in die Wirksamkeit nach Außen, eine wechselseitige Verständigung über Handelsinteressen u. s. f. in Aussicht stellt. Aber aufhalten können uns diese Wünsche nicht in unserem Werk, in unserem Verfassungsbaue des eigentlichen Deutschland's. — Nur noch wenige Worte, meine Herren, in Ansehung anderer Anträge zur schwebenden Frage. Mehrere derselben drücken ohne Präcisirung ihren Wunsch nach einem Mittelding zwischen Personal- und Realunion aus. Ich weiß kein Drittes zwischen Personal- und Realunion, sie schließen sich aus; und nur zwei Realunionen, eine österreichische und eine deutsche, würden für die deutschen Provinzen ein Mittelding bilden, aber nebst unzähligen Hemmungen und Störungen auch dazu führen, daß die deutschen Provinzen dann mit zwei Schultern tragen müßten, während sie sonst mit einer getragen hätten. Verschiebungen endlich in solchen wichtigen Fragen, meine Herren, lassen sich nicht rechtfertigen. Was können Thatsachen, die im Augenblick in unserer Heimath vorgehen, bestimmend sein in den Grundsätzen dessen, was für Deutschland's Zukunft als recht erkannt wird. Auch sind diese Anträge großentheils eigentlich Ausflüchte der Besorgniß, nicht nach allen Seiten hin recht zu thun, und es zeigt sich in den Anträgen, daß die Antragsteller wohl deutsches Gefühl genug haben, um die Personalunion als nöthig und nützlich zu erkennen, und dafür zu stimmen; aber sie möchten auch vor möglichen temporären Verlegenheiten sicher sein. (Heiterkeit.) Endlich, meine Herren, weise ich zum Schlusse mit Entschiedenheit auf der Tribüne die Zumuthung des Herrn Unterstaatssecretärs Würth zurück, wir sollten die österreichische Regierung fragen, welche Abänderungen die österreichische Regierung in der Verfassung Deutschland's für angemessen erachtet. — Ich hätte nicht geglaubt, daß ein höher gestellter Beamter der deutschen Centralgewalt hier so sprechen, und es vor seiner Berufstreue verantworten könne. (Lebhafter Beifall.) Wir sind allein constituirend, und keine Macht der Welt hat hier darein zu reden, weder Kaiser noch König, weder Regierung noch Provinziallandtag. (Stürmischer Beifall in der Versammlung und auf den Galerieen.) Nichts darf uns daher aufhalten, entschieden zu reden und zu handeln, und Das, was die Klugheit und das Interesse Deutschland's begehrt, durchzuführen. Wenn auch in den verschiedenen Theilen Deutschland's die Ausführung unseres Werkes

auf manche Schwierigkeiten ſtoßen wird, ſo darf uns das nicht hemmen und beirren. Sollten die Schwierigkeiten unüberwindlich ſcheinen, ſo ſollen wir doch früher die letzte Sehne angeſpannt, die letzte Kraft verwendet haben, ehe wir geſtatten, daß das deutſche Volk zerſchnitten und zerriſſen wird, nun und nimmer aber in ſolchen Fällen, wie Herr Waitz gemeint, nur tief trauernd klagen. (Beifall.) Haben Sie nicht kräftig geſprochen Holland gegenüber? Haben Sie nicht kräftig geſprochen bei Schleswig's Fragen, wo ein Krieg vor der Thüre ſtand. Sie ſprachen kräftig, als es ſich um die Demarkation in Poſen in deutſchem Sinne handelte. Laſſen Sie das reinſte deutſche Intereſſe hier weiter walten, und ſprechen Sie entſchieden aus, was zu Deutſchland gehört, ſoll und muß bei Deutſchland bleiben in der Form und Gliederung, ohne die kein Ganzes kräftig gedeihen kann. (Beifall.) Die Einigung ganz Deutſchland's iſt es ja, was uns belebt, und kein Oeſterreich, kein Preußen, ſondern ein einiges Deutſchland ſoll es ſein und muß es ſein und werden, und wenn auch darum alle Kronen ihren Glanz verlören und alle Thronen ſtürzen ſollten. (Rauſchender anhaltender Beifall in der Verſammlung und auf den Gallerieen.)

Rede des Abgeordneten Wagner von Steyr

in der Sitzung vom 24. October 1848.

Die Gegner, die wir bis jetzt gegen den Majoritäts-Antrag, und zwar ſämmtlich ſpeciell mit Beziehung auf Oeſterreich, gehört, haben vorzüglich die politiſchen Gefahren hervorgehoben, die aus der bloßen Perſonalunion der deutſch- und nichtdeutſch-öſterreichiſchen Länder hervorgehen werden. Sie haben ferner auf die Wirren der Zeit und darauf hingewieſen, daß es jetzt nicht angemeſſen ſei, mit einem Definitivum in dieſer Beziehung vorzugehen, ſondern daß man einſtweilen nur proviſoriſch etwas beſtimmen und einen Vorbehalt laſſen müſſe. Sie haben endlich darauf hingedeutet, daß ſie wohl dafür wären, wenn die ganze Monarchie in das deutſche Reich eingezogen würde; keineswegs könnten ſie aber für eine Abtrennung und eine theilweiſe Einziehung ſtimmen. Endlich wurde auch und beſonders von dem vorhergehenden Redner *) herausgehoben, daß eine ſolche Abtrennung auf die allgemeine Antipathie in den öſterreichiſchen Ländern ſtoßen würde, wobei namentlich einiger Länder vorzugsweiſe erwähnt wurde. Was nun die politiſchen Gefahren betrifft, ſo wurden allerdings viele Behauptungen mit ſchönen Worten aufgeſtellt, doch vermißte ich hierfür den Beweis. Beredtere Zungen als die meinige haben dieſes Ihnen genügend beſprochen. Man

*) Beidtel von Brünn.

ſtellte einerſeits die große Gefahr heraus, daß das nichtdeutſche Oeſterreich von dem deutſchen Oeſterreich ſich ganz abtrennte, andererſeits der deutſche Einfluß in dem nichtdeutſchen Oeſterreich ganz aufhören oder gelähmt werden würde. Was die Gefahr der Trennung betrifft, ſo glaube ich, daß, wenn je die Trennung eintritt, ſie jetzt eintreten wird. Nicht erſt die Perſonalunion wird dieſe Trennung bewirken, ſondern jetzt iſt der Zeitpunkt, wo ſie vielleicht eintritt. Das Schlimmſte alſo, was in dieſer Hinſicht geſchehen kann, iſt die Abtrennung des nichtdeutſchen Oeſterreich von dem deutſchen Oeſterreich, ſei es nun, daß das nichtdeutſche Oeſterreich ſich als Bundesſtaat, oder als eine compacte Maſſe, als ein einiger ungetheilter Staat conſtituire. Ich geſtehe aufrichtig, nicht den paniſchen Schrecken zu theilen, den Viele gegen eine ſolche Abtrennung kundgegeben haben, namentlich wenn ich andererſeits die Gefahren berückſichtige, die aus einem einigen ungetheilten Oeſterreich für das Deutſchthum entſpringen, für das wir hier in der Paulskirche ſtehen. Deutſche Bildung in Oeſterreich mußte wie ein Schiff die anderen Länder ins Schlepptau nehmen. Das haben wir oft und lange gefühlt. Ich habe in dieſer Hinſicht lange vor der Revolution von Patrioten, von Männern mit Namen und Klang, die auf beiden Seiten dieſes Hauſes gewiß Achtung finden würden, und auch verdienen, ich habe mit einem Wort von ehrenhaften Männern gehört, daß ſie eine ſolche Abtrennung der deutſchen und nichtdeutſch-öſterreichiſchen Lande durchaus für kein Unglück, ſondern für ein Glück betrachten würden. Nicht Abſolutismus war es, der manchen Fortſchritt in Oeſterreich hemmte. Von dieſer Seite müßte ich ihn ſogar in Schutz nehmen. Es war das Conglomerat, es war jene unnatürliche Verbindung von Ländern, die in ihrem Bildungsgang und in ihren Verhältniſſen ſo verſchieden waren, und die nur der Kitt des Deſpotismus ſo lange zuſammenhalten konnte. Die Gegner ſprachen auch von deutſchem Einfluß und davon, daß dieſer deutſche Einfluß in den nichtdeutſchen Ländern bei einer ſolchen Abtrennung, oder, ſagen wir, bei der bloßen Perſonalunion untergehen würde. Man wies in dieſer Hinſicht beſonders auf die Donauländer und darauf hin, wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß der deutſche Einfluß dort vermehrt werde. Dieſen Wunſch theile ich gewiß von ganzem Herzen; aber war denn jetzt der deutſche Einfluß ſo mächtig und groß, und iſt nicht vielmehr zu fürchten, daß in einem ungetheilten conſtitutionellen Oeſterreich und unter Vermittelung ſeines Reichstags, worin die ſlaviſche Mehrheit überwiegt, der deutſche Einfluß noch kleiner ſein werde, als jetzt, wo eine deutſche Dynaſtie mit abſoluter Herrſchaft vielmehr deutſchen Einfluß üben könnte. Bedenken Sie dieß recht wohl. Die deutſche Dynaſtie konnte bis jetzt unbeſchränkt deutſchen Einfluß geltend machen, und doch iſt es nicht geſchehen. Ich wie-

verhole es, der deutsche Einfluß würde in einer constitutionellen Monarchie, wo so viele slavische Elemente auf dem Reichstage überwiegen, noch kleiner werden, mit andern Worten, der slavische Einfluß würde sich alsdann mehren, nicht aber der deutsche. Das Wort natürlicher Verband wurde sehr oft wiederholt auf dieser Bühne für viele Länder. Was die Donauländer und Ungarn betrifft, so ist es hier an seinem Platz, aber wenn Deutschland groß und stark ist, haben wir nicht den Einfluß einer Verbindung zu suchen, sondern man wird uns suchen. Es ist kein Zweifel, daß wenn sich das nichtdeutsche Oesterreich als eigener Staat constituirt, es sein höchstes Interesse haben muß, mit Deutschland innig verbunden zu sein. Das wollen wir auch. Man spricht so viel von Panslavismus; ich glaube aber, der Panslavismus ist nur dann gefährlich, wo das slavische Element in eine positive Gefahr kommt. Dann wird sich das slavische Element nach Rußland wenden. Wir haben das praktisch gesehen. Wir haben gesehen, daß selbst in Polen sich einmal einige Zeit für Rußland viele Theilnahme zeigte, aber diese Sympathieen sind nur momentan, auf ein momentanes Ziel gerichtet. Wenn Deutschland einen weisen Einfluß ausübte auf das slavische, walachische und ungarische Reich, wenn Oesterreich, welches sich bilden wird, mit weiser Politik nicht eine Nationalität allein begünstigt, sondern den Staatsverband begünstigt, dann ist vom Panslavismus nichts zu fürchten. In dieser Beziehung muß ich sagen, so sehr ich ein Freund Ungarn's bin, und so sehr ich wünsche, daß man mit Ungarn eine Verbindung anknüpfe, daß ich doch nicht ein Magyaromane bin, der die Verbindung mit den Ungarn auf Kosten einer anderen Nationalität wünscht. Ich wünschte eine Verbindung Deutschland's mit dem nichtdeutschen Oesterreich, mag dieses als compacte Macht sich constituiren, oder mag es in Zukunft als Bundesstaat bestehen. Das ungarische, slavische und walachische Element müssen aber mit weiser Politik nie vereinzelt unterstützt werden. — Man hat endlich der pragmatischen Sanction mehrere Male von dieser Tribüne aus erwähnt. Das Thema ist oft besprochen worden. Man sprach von vergilbten Documenten. Ich muß sagen, ich verwerfe nicht unbedingt die vergilbten Documente. Die magna charta und andere vergilbte Urkunden sind es, welche den Völkern die Freiheit gebracht haben. Aber ich unterscheide zwischen vergilbten Documenten und solchen, welche die Hand der Zeit, die Hand der Revolution zerrissen hat. Wahren Sie den deutschen Einfluß auf eine andere Weise, durch Begünstigung der Auswanderung, durch Anbahnung diplomatischer Verhältnisse, durch Erhaltung der Sympathieen, die ganz besonders in den Donauländern für Deutschland vorherrschend sind. Es ist bekannt, daß dermalen ein walachischer Gesandter in Frankfurt sich befindet, der den Schutz Deutschland's nachsucht.

Benutzen Sie ſchon die Gelegenheit, denken Sie frühzeitig an die Anbahnung dieſer Verbindung. Der Herr Reichsminiſter hat geſtern angedeutet, daß diplomatiſche Verhältniſſe eingeleitet werden ſollen, daß man einen Reichsconſul dorthin beſtimmen werde. Ich kann nur wünſchen, daß die Sache mit allem Ernſt und mit aller Wahrheit ergriffen und verfolgt werde. (Baſſermann vom Platze: Es geſchieht!) Der Redner vor mir und Andere ſprachen von den Antipathieen, welche eine Trennung des deutſchen vom nichtdeutſchen Oeſterreich in ſo vielen Ländern finden werde; ich möchte in Beziehung auf ein Land dieß beſonders wiederholen. Es iſt Tyrol. Ich glaube, daß dieſe Antipathie und beziehungsweiſe Sympathie nicht dem conglomerirten Oeſterreich, ſondern der Dynaſtie Oeſterreich's gilt, und wenn von dem Reich die Rede iſt, die Sympathieen namentlich dem deutſchen Oeſterreich gelten, aber nicht auf Galizien und Ungarn, und auf das Beiſammenbleiben dieſer Länder ausgedehnt und ausgelegt werden können. Man ſpricht von der Anſtandsloſigkeit, wenn die ganze Monarchie in das deutſche Reich eingezogen werde; es müſſe daher die Sache aufgeſchoben werden, bis die Verhältniſſe in Oeſterreich geordnet ſind. Gegen die Theilung aber ſprachen ſich dieſe Redner beſtimmt aus. Meine Herren! Vom deutſchen Standpunkt aus, und das iſt mein Standpunkt, könnte ich Dieß nicht wünſchen. Ich verlange für Oeſterreich, als großes Ganzes, keinen überwiegenden Einfluß in Deutſchland. Ich würde andererſeits fürchten, wenn ſo viele fremde, ſich widerſtrebende Elemente eingezogen werden, die — wie man weiß — nach allen Richtungen hin auseinander ſtreben. Denken Sie an Galizien und Italien. Warum ſollten wir die Ordnung unſerer Verhältniſſe wieder aufſparen und auf unbeſtimmte Zeit hinausſchieben? Ein mächtiger Hebel für den Fortſchritt iſt das Nationalgefühl. Dieſes Nationalgefühl kann aber nicht ſo mächtig wirken, wo ſo viele verſchiedene fremde Elemente zuſammengebunden werden. Man ſpricht ſo viel von Amerika, aber in Amerika ſind ganz andere Verhältniſſe. Dort iſt nicht das ſprachliche Element, nicht das Element der gemeinſchaftlichen Abſtammung, welche die verſchiedenen Staaten aneinander binden; aber ſie haben Eine Geſchichte, Eine Erinnerung ihrer Freiheitsbildung, ſie haben einen eigenen Bildungsgang, und bedenken Sie, meine Herren, die Auswanderer, die hinüberziehen nach Amerika, laſſen gewiſſermaßen auf dem Ocean die verſchiedenen Erinnerungen zurück. Sie treten nicht als Deutſche, als Engländer, als Franzoſen in das neue Land ein, ſondern als Amerikaner. Dann iſt das amerikaniſche Element bei ihnen vorherrſchend, und auch iſt nicht aller Tage Abend, — und ob dieſe Verſchiedenheit der Sprachen und Stämme nicht noch manche Verlegenheit bereiten wird, das wiſſen wir nicht. Sollten wir denn nicht auch in einem Punkte Amerika

voraus sein können, müssen wir denn immer Alles anderen Ländern nachahmen? Es ist nicht zu leugnen, daß das Nationalgefühl ein mächtiger Hebel für den Fortschritt sei. Man sprach von Vorbehalten, Provisorien, von Verschiebung einer definitiven Bestimmung in der Anschlußfrage; aber, meine Herren, wenn es je Zeit war, mit Bestimmtheit auszusprechen, ob Oesterreich zu Deutschland gehöre,, so ist jetzt die Zeit dazu. (Von verschiedenen Seiten Zustimmung.) Nach kurzer Zeit könnte es zu spät sein, sprechen Sie es bestimmt aus, und zögern Sie nicht; Deutsch-Oesterreich gehört zu Deutschland, es will zu Deutschland gehören, es gehört dahin mit allen Momenten, mit allen Beziehungen, und mit Allem, was die Politik, ja die gewöhnlichste hausbackene Klugheit, möchte ich sagen, errathen kann. Alles, was nur in die Wagschale kommen kann, spricht dafür, daß Deutsch-Oesterreich bei Deutschland zu bleiben habe, und zwar unbedingt, wie jeder andere Bestandtheil des deutschen Landes. Dafür sprechen die staatsrechtlichen Verhältnisse, Sprache, Abstammung, Geschichte, die geistigen und materiellen Interessen, der Volkscharakter, und insbesondere auch der Charakter der neuesten Bewegungen. Niemand wird leugnen, daß in derselben Weise, wie andere Länder, auch Deutsch-Oesterreich nach der Wiener Acte dem deutschen Bunde einverleibt war. Aber die Rechte Deutschland's gehen weiter zurück, noch viel weiter zurück, als die pragmatische Sanction. Sie gehen zurück auf den Anfang der deutschen Geschichte. Die Geschichte Oesterreich's und Deutschland's ging immer zusammen, und selbst wo Oesterreich mit anderen deutschen Ländern im Kriege war, ist dieser Hader ein gemeinschaftliches Kennzeichen, denn dieser Familienhader hat sich leider oft bei den deutschen Stämmen wiederholt. Auch mit Sprache und Bildung gehört Deutsch-Oesterreich Deutschland an. Wer Oesterreich kennt, muß sagen, es ist deutsches Land. Gehen Sie in seine Gebirge, steigen Sie in seine Thäler herunter, betrachten Sie das Physische des Volkes, beobachten Sie seine Gebräuche, seine Sitten, Alles ist deutsch. Hier kommt nicht in Betracht, daß von 12 Millionen die Hälfte auf die slavische Bevölkerung kommt. Wo ist die slavische Bevölkerung? Sie ist auf einzelnen Kernpunkten in Mähren und Böhmen, und hinab gegen die adriatische Küste, sonst ist sie nur an kurzen Säumen, Grenzstrichen, zerstreuten Punkten. Im Allgemeinen ist Deutsch-Oesterreich durch und durch deutsches Land, das mit seinem Bürgerthume, mit seiner Bildung und allen Sympathieen Deutschland angehört. Meine Herren! Unsere Zeit ist die Zeit des Erwachens der politischen Wahlverwandtschaft. Seit der Völkerwanderung war der Staatenbildungsprozeß ein rein mechanischer, man flickte zu, man riß ab, man vergrößerte sich durch Aggregation, das Licht des Geistes leuchtete auch hier, aus

der freien Wiſſenſchaft ging die Erkenntniß des Organismus der Völker, das Selbſtbewußtſein des eigenen organiſchen Lebens, das Verſtändniß der eigenen Eigenthümlichkeiten hervor. Der große Gewalthaber Napoleon brachte das erſt in der Wiſſenſchaft geſtürzte Princip wieder zur Geltung; aber es war das letzte Aufflackern, der Organismus der Völker machte ſich jetzt gewaltſam geltend. Ich leugne nicht die Geſchichte, nicht die Thatſachen, nicht gegebene Verhältniſſe, noch weniger, daß ich ſie leugne, ſehe ich ein, daß man ſie beſeitigen könne. Aber die natürlichen Bedürfniſſe und Anforderungen der Thatſachen greifen ſo in einander, daß man nicht weiß, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt, das gebe ich zu. Wie die erratiſchen Blöcke in der Geologie, machen den Politikern die vorgeſchobenen Sprach- und Völkerpoſten ſehr viel zu ſchaffen. Ebenſo wenig läßt ſich leugnen, daß ein organiſcher Bildungsgang in die Völker gekommen ſei, und daß man Völkerverbindungen nicht mehr mit Kanonen dictiren kann, ſondern daß die Völker aus ſich ſelbſt in ihren Eigenthümlichkeiten ſich entwickeln. Ob übrigens Nationalität, ob Volkswille, ob Verträge, ob abgerundete Territorien, ob die Intereſſen vorwiegend zu entſcheiden haben, das läßt ſich nicht löſen, wie ein Schulexempel, und trotz aller Logik, und mit dem beſten Willen winden wir uns ohne Widerſprüche nicht hinaus, das ſehe ich wohl ein; aber allen dieſen Momenten muß Rechnung getragen werden, und alle finden ihre Grenze zuletzt an der Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit iſt die ultima ratio nicht bloß regum, ſondern auch populorum und mundi. Die Nothwendigkeit kann daher im einzelnen Falle gebieten, daß wir eine Grenzfeſtung beibehalten, anſtatt ſie einer nichtdeutſchen feindlichen Nachbarſchaft auszuliefern; die Nothwendigkeit kann fordern, daß wir ein Land, welches eine natürliche Gebirgsfeſtung bildet, nicht mitten von einander ſchneiden; die Nothwendigkeit hilft überhaupt über viele Fragen hinweg, wo die Nationalität und der Volkswille nicht mehr aushelfen. Daß der Volkswille in Deutſch-Oeſterreich durch und durch deutſch iſt, kann ich Sie verſichern. Das deutſche Nationalgefühl iſt überall erſt von kurzem Datum. Wenn daher hier und da noch ſehr dunkle Begriffe herrſchen, ſo kann man dagegen nichts einwenden. Demungeachtet ſage ich, das deutſche Nationalgefühl in Deutſch-Oeſterreich iſt mächtig erwacht, und läßt ſich nicht mehr unterdrücken. Man kann wohl von Ausnahmen ſprechen, dieſe Ausnahmen ſind vielleicht die Umgebung des Hofes, die Ariſtokratie, das Beamtenthum und das Militär, hier und da auch Manche, die aus Angſt für Creditverhältniſſe Deutſch-Oeſterreich nicht von dem übrigen Oeſterreich abgetrennt ſehen wollen. Meine Herren! Das Gefehlte dieſer Anſicht wurde bereits von einem Redner in der vorigen Woche beleuchtet und bewieſen. Wohl haben ganz natürlich viele Zeitungen in Oeſterreich dieſen materiellen

Punkt immer und ewig hingestellt, und das ist häufig die ganze sogenannte Sympathie für ein ganzes, ungetheiltes Oesterreich. Meine Herren! Für den Anschluß Deutsch-Oesterreich's an Deutschland spricht auch die neueste Bewegung. Sie mögen diese nehmen, und mit Augen ansehen, wie sie wollen. Ich würde auch wünschen, daß die Studentenherrschaft einer andern Herrschaft, einer weisen, freien, geordneten Herrschaft weiche; aber, meine Herren, die ehrliche, die aufrichtige, warme und glühende Begeisterung dieser Jugend ist nicht zu verkennen, sie ist anzuerkennen (Beifall), sie hat mein Herz oft gehoben, und der Grund dieser Bewegung, welche Elemente auch darin sein mögen, ist ein deutscher. Als eine deutsche Bewegung wird sie auch vorzüglich in den Provinzen aufgefaßt. Ich kann hier von einem Lande sprechen, aus dem ich selbst bin, von Oberösterreich. In Oberösterreich sind sehr wenig radicale Momente, und doch hat sich fast Alles mit wenig Ausnahmen für die neueste Bewegung begeistert, weil man den Kern der Bewegung, und von dem Kern handelt es sich, erkennt. (Beifall.) Man wird mir auf Das, was ich von Volkswillen sprach, mit Böhmen und Mähren entgegenkommen. Meine Herren! Was die gar so große Antipathie des slavischen Volkes selbst gegen den Anschluß an Deutschland betrifft, — ich spreche nicht von den aufgeregten Massen, sondern von dem wahren Kerne des Volkes, — so glaube ich nicht daran. Viele wissen gar nicht, was sie wollen; wo aber diese Antipathieen stecken, weiß man, sie stecken in der slavischen Aristokratie, in dem slavischen Gelehrtenthum, welches sich in einem großen slavischen Reiche leichter auszuzeichnen glaubt, als in einem vereinzelten slavischen Gebiete des großen Deutschland's. Kann sich aber Böhmen leicht lostrennen, ist es möglich? Es ist fast ganz von Deutschen umgeben, die für die deutsche Sache glühen: Sie werden es in den Zeitungen gelesen haben. Würde es aber möglich sein, daß ein schmaler Keil, ein slavischer, durch und durch czechischer Keil wirklich so beharrlich in seiner Antipathie gegen Deutschland wäre, und daß er lieber mit den Slavoniern hält, sich lieber an eine ungewisse Zukunft Galiziens anschließt, und man fragte mich, ohne Aufopferung der deutschen Interessen, also für einen ganz slavischen Keil, wenn dieser beharrlich keinen Verband mit Deutschland will, was meine Ansicht wäre, ob man mit der Schärfe des Schwerdtes sie zwingen müßte. Meine Herren! Diese Frage will ich nicht beantworten, und verweise auf die Nothwendigkeit. Dort, wo die Nothwendigkeit gebietet, aber auch nur dort, und inwieweit die eigene Existenz in Frage gestellt ist, ist es erlaubt, fremde Nationalitäten zu zwingen. Anders gestaltet sich das Verhältniß im Süden; dort ist die eiserne Nothwendigkeit da, dieser muß für Deutschland erhalten werden, dort kommen wir aber auch nicht in Verlegenheit, die Antipathieen für Deutschland sind

geringer, die Miſchung iſt viel bunter, und die dortigen Intereſſen ſind zu ſehr an die deutſchen Intereſſen geknüpft. Meine Herren! Wenn ich den Minoritäts-Antrag durchgehe, ſo muß ich aufrichtig ausſprechen, daß er nur in dynaſtiſchen Intereſſen ſei; wie wenig aber die Partei der ſogenannten Schwarzgelben in Oeſterreich einer allgemeinen Sympathie, einer Liebe im Volke ſich zu erfreuen hat, das wiſſen Sie ſelbſt aus den Zeitungen. Die Völker ließen ſich viel gefallen, es müſſen ſich auch die Dynaſtieen etwas gefallen laſſen. Meine Herren! Ich bin nicht ohne Pietät, doch möchte ich in dieſer Beziehung mit zwei Worten einer Anekdote erwähnen. Der ſelige Kaiſer Franz hatte eine ſolche Abneigung vor dem Worte „Conſtitution" daß ſein Leibarzt ſelbſt in Beziehung auf ſeine Leibesbeſchaffenheit dieſes Wort nicht gebrauchen durfte. Jetzt hätte er ſich auch daran gewöhnen müſſen. (Heiterkeit.) Meine Herren! Ich verkenne nicht, daß Oeſterreich noch eine große Zukunft haben kann. Oeſterreich iſt aber geſchieden in zwei Theile, in Deutſch-Oſterreich und Nichtdeutſch-Oeſterreich. Die Zukunft von Deutſch-Oeſterreich iſt in Deutſchland, die Zukunft von Nichtdeutſch-Oeſterreich iſt im Oſten und gegen den Oſten, mag ſich nun Oeſterreich als Bundesſtaat, mag ſich daſſelbe als eine compacte Maſſe, als einen ungetheilten ſlaviſch-magyariſch-romaniſchen Staat geſtalten, dieſe Miſſion kann es auch auf dieſe Weiſe erfüllen. Laſſen Sie uns daher mit dem nichtdeutſchen Oeſterreich Hand in Hand gehen, laſſen Sie uns innigſt damit verbinden, laſſen Sie uns Schutz- und Trutzbündniſſe ſchließen; aber Deutſch-Oeſterreich ſelbſt fordern wir für uns als ein untrennbares Glied, welches zum Körper gehört. (Auf mehreren Seiten: Bravo!) Ich ſchließe, nur eine kurze Bemerkung noch. Ich bin kein blinder Verehrer von Revolutionen, ſchon nach meinem Naturell nicht, aber ich erkenne die Revolution als ein nothwendiges Uebel an, welches darin, in dieſer Nothwendigkeit, ſeine Rechtfertigung, ſeinen Rechtstitel findet. Die letzte Revolution in Deutſchland und Oeſterreich war aber nothwendig, der Bildungsgang, die Ausbildung der Wiſſenſchaft, das Selbſtbewußtſein des Volkes, das Erwachen in jeder Beziehung hat ſie verlangt, hervorgerufen. Benutzen Sie jetzt dieſe Revolution, um keine zweite hervorzurufen. Meine Herren! Ich will hier keinen Schreckſchuß machen, es iſt nicht meine Art; aber glauben Sie, daß, wenn dieſe Revolution nicht ganz ausgebeutet wird, wenn Sie Deutſch-Oeſterreich fallen laſſen, wenn Sie hier nicht als Das handeln, als was Sie handeln müſſen, nämlich als die Vertreter der Deutſchen, die für ihr heiliges Recht ſich annehmen müſſen, ſo werden Sie ſchlimme, ſehr ſchlimme Ereigniſſe hervorrufen. Thun Sie nichts halb, wir brauchen Sie, Sie brauchen uns. (Stimmen: Sehr wahr!) Entſchließen Sie ſich daher, und ſprechen Sie aus: Unter keiner Bedingung werden

wir Deutsch-Oesterreich fallen lassen. Deutsch-Oesterreich gehört zu uns, wie jeder andere Theil. Rechnen Sie darauf, daß die Herzen Ihnen entgegenschlagen, und, — ich will den Fall nicht herbeirufen, — aber erforderlichen Falles, rechnen Sie auch auf unsere Arme. (Bravo!)

Rede des Abgeordneten Schneider von Wien

in der Sitzung vom 24. October 1848.

Selbst auf die Gefahr hin, meine Herren, für einen unbedachtsamen jugendlichen Träumer zu gelten, wie der Herr v. Vincke von gewissen Rednern gesagt hat, will ich für den § 2 und gegen das Minoritätserachten des Herrn Mühlfeld sprechen. Man hat hier von dieser Tribüne aus auf das historische und natürliche Recht hingewiesen, um gegen eine bloße Personalunion der deutschen Provinzen Oesterreich's mit den nichtdeutschen zu sprechen. Ich komme vorerst auf die pragmatische Sanction. Herr Veidtei hat gesagt, in derselben sei eine Realverbindung der nichtdeutschen Provinzen mit Deutschland ausgesprochen, was ich allerdings zugebe. Wenn aber der nämliche Redner behauptet, diese pragmatische Sanction könne nur aufgehoben werden durch Zustimmung der Vertreter aller Lande und aller Völker Oesterreich's, so muß ich dem widersprechen. Die pragmatische Sanction ist nämlich nicht von einem vereinigten Landtage Oesterreichs angenommen worden, wurde vielmehr nur den einzelnen Provinziallandtagen vorgelegt und von diesen genehmigt. Wenn man in Oesterreich die pragmatische Sanction annahm, so hat man sie ebenso aufgehoben durch die Beschickung der Reichsversammlung, das Interesse des Volkes höher achtend, als das einer Dynastie. Aber ein anderes historisches Recht kann ich zu erwähnen nicht unterlassen. Bereits in den sogenannten Freiheitskriegen haben die Fursten Deutschland's politische Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, freie einheitliche Vertretung nach Außen, wie auch Vertretung der Nation beim Bunde verheißen. Diesem ist auch Oesterreich beigetreten, das Versprechen wurde zwar nicht erfullt, doch ist das Recht uns geblieben; so hat der Bund, der ein Inbegriff von Gesandten deutscher Fürsten war, den Beschluß des Parlaments thatsächlich anerkannt, dadurch, daß er die Wahlen ausgeschrieben zu einer Reichsversammlung, die einzig und allein die Verfassung Deutschland's zu geben berufen sein sollte. Sie sehen also, meine Herren, daß das historische Recht eben so gut für uns spricht, als das natürliche. Man hat auf die Hindernisse hingewiesen, die der Vereinigung der deutschen Provinzen mit Deutschland entgegenstehen, die durch den Personalunion derselben mit den nichtdeutschen Landen

Oeſterreich's entwachſen. Meine Herren! Das leugne ich nun keineswegs, die Hinderniſſe ſind bedeutend, und ich geſtehe es, daß, wenn die politiſche Klugheit nicht weiter gehen ſollte, als die Möglichkeit, ich gegen dieſen Paragraphen ſprechen würde, ſofern ich die Ausführung deſſelben für unmöglich hielte; aber dem iſt nicht ſo. Man hat von den Czechen geſprochen, von Panſlavismus in Oeſterreich, man hat darauf hingewieſen, ganz Oeſterreich würde ſich wie ein Mann erheben, um gegen einen ſolchen Beſchluß der Nationalverſammlung einen energiſchen Proteſt einzulegen. Meine Herren, daß die Czechen ein Intereſſe haben, gegen eine Verbindung mit Deutſchland zu arbeiten, liegt in ihrem vermeintlichen Intereſſe; aber genehmigen ſie den Minoritätsantrag, ſo wird es mit der ſtaatlichen und völkerrechtlichen Verbindung Oeſterreich's mit Deutſchland nicht weit kommen; denn die Majorität des Wiener Reichstags iſt eine ſlaviſche und die Regierung folgt der Politik der Majorität, alſo nothwendig einer ſlaviſchen. Dieſe ſlaviſche Partei aber war und wird immer entſchieden gegen einen Anſchluß Oeſterreich's an Deutſchland ſein. Meine Herren! Es iſt noch eine andere Partei in Oeſterreich, welche gegen den Anſchluß an Deutſchland ankämpft, es iſt die Ariſtokratie Oeſterreich's. Wir haben geſehen, wie die öſterreichiſche Ariſtokratie mit Verleugnung ihres Nationalurſprunges ſich in die Arme der Czechen geworfen, ihnen die Herrſchaft ihrer Nationalität verſprechend, um von denſelben die Sicherung ihrer Privilegien zu erwirken. Dieſe Partei agitirt nicht weniger gegen Frankfurt, und noch nie hat man die Angehörigen dieſer Partei mit Liebe von Deutſchland ſprechen hören; nicht minder iſt's der Gewerbeſtand Oeſterreich's, der mit Beſorgniß nach Frankfurt blickt, wähnend, von Deutſchland, von Frankfurt aus werde das vermeindliche Ideal der unbeſchränkten Gewerbefreiheit verwirklicht werden, wodurch der nothwendige Ruin der Gewerbe herbeigeführt werden müſſe. Dieſe Partei zu beruhigen, dürfen wir nur die Grundrechte baldmöglichſt hinausſchicken, und wir werden ſo, bin ich überzeugt, diejenigen, welche noch mit Zweifel und Beſorgniß erfüllt nach Frankfurt blicken, als unſere Freunde begrüßen können. Endlich iſt's der Stock-Oeſterreicher, und ich bediene mich dieſes Ausdruckes, weil man zu gerne von Stock-Preußen ſpricht; auch der Stock-Oeſterreicher, ſage ich, er weilt mit Liebe beim Gedanken eines Groß-Oeſterreich's. Eine tauſendjährige Geſchichte haben Oeſterreich's Völker gemacht, in hundert und hundert Schlachten ſiegreich gekämpft, mehr als ein Mal Europa vor Ueberfluthungen aſiatiſcher Barbaren gewahrt; und dieſes Oeſterreich ſoll aufgegeben werden? Ich achte dieſe Partei meiner Landsleute, und weiß die Gefühle zu würdigen, durch die ihr Urtheil beſtimmt wird; aber fragen muß ich, was haben Oeſterreich's Völker von dieſen Schlachten, von dieſen Siegen

für Vortheile gezogen? War denn wirklich die Politik der Regierung zu Gunsten der großen Menge des österreichischen Volkes? Bis in die neueste Zeit drückten Feudallasten jeder Art auf dem Bauer, bis auf die neueste Zeit war die Vertheilung der Staatslasten im höchsten Grade ungleich, den Bauer und Bürgerstand entschieden treffend, während das große Capital sich der Besteuerung so viel als entzog. Bis zur Erhebung in den Märztagen war das freie Wort verpönt, war die freie Presse geknechtet, war das Versammlungs- und Vereinigungs-Recht — von einer Nationalvertretung nicht zu sprechen — in Oesterreich ein leerer Traum. Meine Herren! Wenn ich in den Blättern der Weltgeschichte von erkämpften Siegen lese, wenn ich wirklich Momente wahrnehme, die selbst etwas Erhebendes für das Gemüth haben; so muß ich doch gestehen, kann eine Geschichte mich nicht blenden, die von einem unfreien, wenn sonst auch herrlichen Volke gemacht wurde, und unfrei war der Oesterreicher bis auf unsere Tage. So sehe ich zwar große, doch nicht unübersteigliche Hindernisse. Doch nicht bloß ein Recht haben wir, die Anerkennung eines derartigen Beschlusses Seitens Oesterreich's zu begehren, — und im Weigerungsfalle beanspruche ich das Recht der Minorität, ihre Sache zur Geltung zu bringen in entschiedener Opposition gegen die Regierung, — wir haben auch eine Pflicht, diesen Paragraphen zu genehmigen. Betrachten wir die Lage Deutschland's, wenn Oesterreich nicht in den Bundesstaat eintritt. Hier sind zwei Fälle denkbar: entweder gänzlicher Ausschluß Oesterreich's, oder sogenannter inniger Anschluß Oesterreich's in Form eines Staatenbundes. Von einem gänzlichen Ausschlusse Oesterreich's will ich absehen; denn ich glaube nicht, daß irgend Jemand in der Nationalversammlung sitzt, der nur im Entfernten den Gedanken haben könnte, Oesterreich von Deutschland auszuschließen, und ich muß im Namen meiner Landsleute gegen die Vermuthung eines Mitgliedes protestiren, als hätten die sogenannten Stock-Preußen den Plan, uns Oesterreicher von der Nationalversammlung zum Austritt zu vermögen. Wenn aber Deutschland in einen Staatenbund mit Oesterreich tritt, glauben Sie wohl, meine Herren, daß eine deutsche Politik im eigentlichen Sinne des Wortes möglich ist? wird nicht vielmehr Deutschland zwei Schwerpunkte haben, wie der Abgeordnete von Göttingen richtig bemerkt, einen in Frankfurt und einen in Wien? Von einer deutsch-nationalen, großartigen Politik kann nach meiner innigsten Ueberzeugung dann keine Rede mehr sein. Wenn aber das Interesse Deutschland's einen solchen engen Anschluß Oesterreich's verlangt, so begehrt Solches dasjenige der deutschen Lande Oesterreich's im erhöhten Maße, und in diesem Falle bin ich dem Herrn Abgeordneten v. Rühlfeld meinen herzlichsten Dank schuldig, denn er hat die statistischen Daten, die ich Ihnen vorführen

will, nicht nur im Voraus gut geheißen, ſondern wo möglich noch günſtigere mitgetheilt: Ich beziehe Solches auf den Handel und die Induſtrie der deutſchen Länder Oeſterreich's nicht minder auf ihre Betheiligung an den allgemeinen Staatslaſten des Geſammt-öſterreich's. Die Induſtrie, den Handel anlangend, meine Herren, ſo werde ich nur einige Bemerkungen machen. Die Ausfuhr und die Einfuhr der öſterreichiſch-deutſchen Lande nach und von Deutſchland iſt noch einmal ſo groß, als ſie es nach und von Ungarn iſt, trotz der monopoliſtiſchen Stellung unſerer Induſtrie zu dieſem Lande. Wenn wir bedenken, daß Oeſterreich, wie der Abgeordnete von Mähriſch-Trübau dieſes Alles bereits richtig ausgeführt hat, von zwei Zollinien noch zur Zeit umgeben iſt, eine gegen nicht-öſterreichiſche Staaten, die zweite gegen Ungarn; wenn wir erwägen, daß die Gewinnungskoſten nicht weniger als 27 Procent der Zolleinnahmen betragen, während ſie im Zollvereine nur 10½ Procent erfordern; wenn wir ferner erwägen, daß auf einen Kopf in Oeſterreich von der Zolleinnahmen kaum 9 Silbergroſchen auf den Mann kommen; dann können wir, meine Herren, keinen Augenblick daran zweifeln, daß der Induſtrie, dem Handel Oeſterreich's ein neuer Aufſchwung bevorſteht, da ihm nicht nur das Gebiet der deutſchen Zollvereins geöffnet wird, ſondern er auch mit dieſem in jenen Landen Deutſchlands concurrirt, deren Markt bisher größtentheils von Frankreich und England verſehen wurde, ich meine Mecklenburg, Schleswig-Holſtein, die Hanſeſtaaten, kurz in einem Gebiet von 1400 Quadratmeilen mit mehr als 4½ Millionen Menſchen. Iſt aber der Induſtrie, dem Handel durch die gänzliche Vereinigung der deutſchen Lande mit Deutſchland eine ſchöne Ausſicht geöffnet, ſo ſind die Erleichterungen nicht kleiner, die den Bewohnern dieſer Lande werden durch Verringerung der Laſten, und das kann und wird für meine deutſch-öſterreichiſchen Landsleute nicht von untergeordneter Wichtigkeit ſein. Im Jahre 1837 war die Geſammteinnahme des öſterreichiſchen Staatshaushalts 135 Millionen, dazu haben die deutſchen Provinzen 64½ Millionen beigetragen (Stimmen: Hört!), während alle nichtdeutſchen Provinzen: Ungarn, Italien und Gallizien nicht mehr als 70 Millionen, alſo ein Mehr von ungefähr nur 5 Millionen beigeſteuert haben. Nach den ſtatiſtiſchen Notizen des Herrn von Mühlfeld würde das Verhältniß noch mehr zu Ungunſten der deutſchen Länder Oeſterreichs ſein. Laſſen Sie mich einige Betrachtungen machen. — Wenn Oeſterreich ſich nun von Deutſchland trennt, ſo genügt eine Armee von 250,000 oder 260,000 Mann nicht mehr, dann müſſen wir eine größere haben, denn wir können auf die Hülfe von Deutſchland nicht mehr rechnen. Eine Armee von 300,000 Mann koſtet, nach dem Maßſtab der preußiſchen Armee, ungefähr 34 Millionen Reichsthaler. Hält Oeſterreich eine ſolche Armee, ſo müſſen die deutſchen Provinzen, welche die Hälfte des

Gesammteinkommens beitragen, die Kosten für eine Heeresabtheilung von 150,000 Mann tragen, die sich auf 27 Millionen Reichsthaler belaufen. Wenn hingegen die deutschen Provinzen im Bundesstaate mit Deutschland stehen, und dieses die gleiche Armee von 300,000 Mann in Friedenszeit halten müßte, dann würden die österreichisch-deutschen Lande, welche 26 Procent der Gesammtbevölkerung Deutschland's beherbergen, demgemäß auch nur ein Armeecorps von 74,000 Mann zum deutschen Contingent zu stellen haben. Es würde mithin dadurch allein schon ein Ersparniß von mehr als 13 Millionen Reichsthaler erzielt werden. — Ebenso ist es mit den Schulden. Die Ausgabe im Jahre 1837 für die Zinsen der Staatsschulden war ungefähr 45 Millionen Gulden. Davon entfallen auf die deutschen Provinzen ungefähr 22 Millionen Gulden. Wenn nun eine Trennung der österreichisch-deutschen Provinzen von den übrigen der Art eintritt, daß die reine Personalunion durchgeführt wird, dann muß auch eine gerechte Austragung der Staatsschulden eintreten, und wenn ich annehme, daß die deutschen Provinzen, welche mehr als ein Viertel der gesammten Monarchie ausmachen, mit einem Drittel der Schuldenlast bedacht werden, so dürfen sie anstatt 22 Millionen nur 15 Millionen zahlen, d. h. sie haben ein jährliches Ersparniß von ungefähr 7 Millionen Gulden. Durch eine Vereinigung der deutschen Lande mit Deutschland zu einem Bundesstaat würden mithin die Ersparnisse in diesen beiden und einzigen Rubriken sich belaufen auf jährliche 26 Millionen. (Stimmen: Hört!) — Lassen Sie mich nun einige Schlüsse ziehen. In Oesterreich besteht die drückende Verzehrungssteuer, das Tabaksmonopol, gegen das ich persönlich zwar nicht bin, das Salzmonopol, so auch das sittenverderbende Lotto noch bis heute, ungeachtet gegen Letzteres bereits die Stände Oesterreichs Protest erhoben haben. Die Verzehrungssteuer, das Tabaksmonopol in den nichtungarischen Landen tragen je 20 Millionen und 10 Millionen Gulden ein. Nehme ich nun auf die deutschen Provinzen Oesterreich's Rücksicht, so sind sie folgendermaßen betheiligt: die Verzehrungssteuer trägt ein 12 Millionen, das Tabaksmonopol 5,500,000 und das Salzmonopol $10^1/_2$ Millionen. Wenn ich diese Zahlen addire, so bekomme ich eine Summe von 27 Millionen, also eine Summe, die die deutschen Provinzen dadurch ersparen können, daß sie sich für ein großes, einiges, starkes Deutschland erklären. In dem Augenblicke, wo wir die verschiedenen Verhältnisse Oesterreich's ausgeglichen und geregelt haben, in dem Augenblicke wird es uns auch möglich, die Verzehrungssteuer, das Tabaks- und Salzmonopol und auch das sittenverderbende Lotto aufzuheben. Wer mir also sagt, die Interessen der deutschen Provinzen ziehen nicht vorwiegend nach Deutschland, sondern nach den nichtdeutschen Landen Oesterreich's, der muß nicht nur diese klar daliegenden statistischen Notizen, er

muß auch alle Folgerungen aus denſelben leugnen. Herr Eiſenmann ſagt, auf Wien hinſchauend: „ich würde mich keineswegs freuen, wenn die Demokratie ſiegte", ich antworte demſelben, daß ich mich über jeden Sieg der Demokratie freue, er mag in Wien oder in irgend einem Winkel der Erde erfochten werden, ich möchte ihn erinnern, daß die Demokratie allein es war, welche den Eintritt Oeſterreich's in Deutſchland möglich gemacht: denn als am 15. Mai die Wiener ſich erhoben gegen eine Conſtitution, die durch eine eigenthümliche Zuſammenſetzung der erſten Kammer die zweite zur Nullität verurtheilte, da war der Sieg der Demokratie in Oeſterreich nicht nur ein Sieg der Freiheit, ſondern auch der deutſchen Einheit, und richtig rief mir an jenem Tage ein geachteter Staatsmann Oeſterreich's zu: Was haben ſie erreicht? gewiß kein großes einiges Oeſterreich! Wohl hatte er Recht; aber ich freute mich des Sieges, denn ich wollte und will ein großes, einiges, durch die Freiheit ſeiner Völker mächtiges Deutſchland. (Beifall.)

Rede des Abgeordneten Uhland von Tübingen

in der Sitzung vom 26. October 1848.

Meine Herren! Wir ſind hierher geſandt, die deutſche Einheit zu gründen, wir ſind nicht geſandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutſchland abzulöſen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutſches Reichsland waren, welche auch in den trüben Tagen des deutſchen Bundes deutſches Bundesland waren. Nur die Fremdherrſchaft, nur die Zeit der tiefſten Schmach hat Deutſchland zerriſſen, jetzt aber ſoll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt ſteht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verſtümmeln. Als den Beſchlüſſen des Vorparlaments gemäß und in Folge der entſprechenden Ausſchreiben der öſterreichiſchen Regierung das deutſche Volk in Oeſterreich ſeine Abgeordneten nach Frankfurt wählte, hat es dieſe nicht gewählt, um durch ſie lediglich ein völkerrechtliches Bündniß abſchließen zu laſſen. Dazu ſchickt man nicht anderthalbhundert Abgeordnete, man ſchickte einen diplomatiſchen Unterhändler. Oeſterreich hat ſeine Vertreter gewählt zum Werke der Einigung, und in dieſem Geiſte haben auch die öſterreichiſchen Abgeordneten ſeit fünf Monaten mit uns getagt und beſchloſſen im Sinne des neuen deutſchen Bundesſtaats; aber nicht bloß in dieſem Sinne und Geiſte, nein, ſie haben auch mit uns das Wort geſetzgebend ausgeſprochen. Das Geſetz vom 28. Juni über Einführung einer proviſoriſchen Centralgewalt für Deutſchland ſagt im zweiten Artikel wörtlich und ausdrücklich: Die neue Centralbehörde habe die Vollziehungsgewalt

zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen. Im Gegensatze dazu sagt der 13. Artikel: „Mit dem Eintritte der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund ist also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestag, und der Bundesstaat ist heraufgestiegen. Dieses Gesetz ist von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündet, und in Folge dessen ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Reichsverweser gewählt worden, ein Mitglied dieses Regentenhauses, welches eben in Oesterreich selbst sich in einer höchst wichtigen Stellung befand, diese aber mit Zustimmung des Reichsoberhauptes aufgab und in die Stelle des Reichsverwesers, an die Spitze des deutschen Bundesstaates, eintrat. Hiernach besteht der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates ins Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Centralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist ebenso endgiltig, als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben. Zur Durchführung dieses Grundsatzes nun sind die beiden §§ 2 und 3 bestimmt, in deren Berathung wir jetzt begriffen sind, und jetzt erst, bei dieser Berathung, wird an dem Grundsatze des Bundesstaates gerüttelt, jetzt will man uns statt der wahren Einigung den innigsten Anschluß Oesterreich's im Wege eines völkerrechtlichen Bündnisses anbieten! Ein solches Bündniß, meine Herren, ist die Bruderhand zum Abschied! (Auf der Linken: Sehr wahr! Sehr gut!) Es ist mir aus den Vorträgen der Redner, welche gegen den Entwurf gesprochen haben, nicht ganz klar geworden, daß das bisherige Verhältniß des österreichischen Regentenhauses zu den einzelnen Reichen und Provinzen mit dem vom Verfassungsentwurfe angenommenen Systeme der Personalunion in so tiefem und unversöhnlichem Gegensatz stehe. Aber das ist mir klar geworden, daß die politische Staatenbildung der pragmatischen Sanction eine ganz andere war, als diejenige, welche jetzt in Oesterreich beabsichtigt wird. Das politische System der pragmatischen Sanction ist das dynastisch-monarchische. An der Spitze dieses Systems stand eine neue deutsche Dynastie, die mächtigste deutsche Dynastie, diejenige, welche die deutsche Reichskrone trug. In der Hand dieses deutschen Hauses war allerdings das Scepter ein mächtiges, hier war die angestammte Art des Kaiserstammes eine einflußreiche auf alle unter ihm vereinigte Lande. Aber jetzt ist dieses dynastische System zur Neige gegangen, die großen Hebel der jetzigen europäischen Bewegung aber, der poli-

tiſche und der nationale, ſie würden nach dem neuen Plan in die Hand eines nichtdeutſchen Stammes gelegt werden; ſchon die Zuſammenſetzung der conſtitutionellen Verſammlung in Wien gibt dieß zu erkennen; dieſe beiden Hebel würden in die Hände der ſlaviſchen Mehrzahl gelegt werden, politiſch und durch die parlamentariſche Mehrheit, und national durch die hinter ihr ſtehende Volksmaſſe; eine Volksmaſſe, in der, wie es jetzt bei allen ſlaviſchen Stämmen, und das mit Recht, der Fall iſt, das Nationalgefühl hoch aufgeglüht iſt. Und was ſoll nun die Stellung der deutſchen Minderzahl ſein in dieſem Neuſtaate, der von der Art und Weiſe der pragmatiſchen Sanction gar nichts an ſich hat? Das Kaiſerhaus, die Dynaſtie als deutſche, was kann ſie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutſchland hinüberſliegen laſſen will? Man hat wohl geſagt: Oeſterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Oſten hin mächtig zu ſein, nach dem Oſten Aufklärung und Geſittung zu tragen. Aber wie kann das deutſche Oeſterreich Macht üben, wenn es ſelbſt überwältigt iſt? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt iſt? (Bravo!) Mag immerhin Oeſterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Oſten zu ſein, es hat einen näheren, höheren Beruf: Leine Pulsader zu ſein im Herzen Deutſchland's. (Lebhafter Beifall auf allen Seiten.) Oeſterreich iſt mit uns geweſen im deutſchen Bunde; wie auf ihm ſelbſt, hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in dem einzelnen deutſchen Staaten, der Druck der öſterreichiſchen Diplomatie gelaſtet; wir hätten dennoch Oeſterreich nicht losgelaſſen, wir wußten, was wir ihm verdankten; aber jetzt ſoll Oeſterreich von uns losgeriſſen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den friſchen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten iſt, um den neuen Bund der Freiheit zu ſchließen?! (Bravo!) Man ſagt, die alten Mauerwerke ſeien darum ſo unzerſtörbar, weil der Kalk mit Blut gelöſcht ſei. — Oeſterreich hat ſein Herzblut gemiſcht in den Mörtel zum Neubau der deutſchen Freiheit. (Bravo!) Oeſterreich muß mit uns ſein und bleiben in der neuen politiſchen Paulskirche. (Wiederholtes Bravo!) Meine Herren! Sie haben kaum erſt ein Geſetz zum Schutze der perſönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht, wollen Sie zuſtimmen, daß anderthalbhundert deutſch-öſterreichiſche Volksvertreter vor ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung? (Bravo. Stimmen: Und auf den Spielberg!) — Soviel von den Anträgen, welche ſtatt des Bundesſtaates uns ein völkerrechtliches Bündniß mit Oeſterreich vorſchlugen. Nun einige Worte noch über diejenigen Vorſchläge, welche auf die Verſchiebung abzielen. Ich habe einen entgegengeſetzten Antrag, einen Antrag auf Beſchleunigung übergeben, welcher ſo lautet:

„Die Nationalverſammlung möge die §§ 3 3 und des Entwurfs von der zweiten Berathung ausnehmen und dieſelben, unbeſchadet der Aufnahme in die Reichsverfaſſung, ſogleich zum definitiven Beſchluß erheben."

Meine Herren! Es haben alle diejenigen Redner, welche überhaupt für die Beſtimmungen des Entwurfes ſich erklärt haben, auch die Wichtigkeit eines gleichbaldigen Beſchluſſes anerkannt, und wirklich iſt die Lage dringlich. Mitten in der Zerrüttung, in der ſich jetzt Oeſterreich befindet, ſind doch Hof und Reichstag noch einverſtanden, es hat ſich zwiſchen ihnen keinerlei Mißklang in Beziehung auf Dasjenige gezeigt, was für Deutſchland gefährlich iſt in Beziehung auf die Gründung eines neuen Reiches, in welchem die deutſche Bevölkerung eine völlig untergeordnete wäre. Die Reichsgewalt hat Commiſſäre nach Oeſterreich geſchickt, um die dortigen Kämpfe zu verſöhnen, um die deutſchen Intereſſen zu wahren, aber, wenn die deutſchen Intereſſen gewahrt ſein ſollen, ſo müſſen die Commiſſäre des Reiches wiſſen, welches iſt die Stellung, welche die geſetzgebende Gewalt Deutſchland's ſich geben will zu den deutſch-öſterreichiſchen Staaten. Diplomatiſche Verhandlungen ſind gefährlich, wenn ſie keine feſte Grundlage haben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Berathung würden die §§ 2 und 3 zu einer nochmaligen Leſung kommen, allein dieß kann doch dem bisherigen Verlaufe nach erſt in einigen Monaten ſtattfinden, und ſo bliebe die Frage von der größten Wichtigkeit eine ſchwebende, darum habe ich meinen Antrag geſtellt; er iſt lediglich ein eventueller; erſt wenn die Beſtimmungen der beiden Paragraphen zum Beſchluß erhoben werden, würde er an die Ordnung kommen, und ob ich gleich große Wichtigkeit darauf lege, daß ſogleich beſchloſſen werde, behalte ich mir dennoch vor, nach Umſtänden den Antrag zurückzuziehen, wenn ich befürchten müßte, daß eine Nebenabſtimmung der Hauptabſtimmung Nachtheil zufügen könnte, zurückzuziehen in der Hoffnung, daß die Nationalverſammlung mit großer Mehrheit die Anträge des Verfaſſungs-Ausſchuſſes zu ihrem Beſchluß erheben werde, und im Vertrauen, daß ſo wichtige Beſchlüſſe, auch wenn eine zweite Leſung ſtattfindet, dennoch unwiderrufliche ſind. Man kann für die Verſchiebung anführen, daß gegenwärtig in Oeſterreich, und von da aus im übrigen Deutſchland große Gährung herrſche; ich glaube nicht, daß dieſer Grund ſtichhaltig iſt, diejenigen Beſchlüſſe ſind immer die beſten, wahrhaft praktiſchen, die an der brennenden Sachlage angezündet ſind. Heilſame Gährung, die endlich unſer langwieriges Verfaſſungswerk zur Klärung brächte! Eben weil es gährt, müſſen wir die Form bereit halten, in die das ſiedende Metall ſich ergießen kann, damit die blanke, unverſtümmelte, hochwüchſige Germania aus der Grube ſteige. (Anhaltendes Bravo!)

Rede des Abgeordneten Berger von Wien

in der Sitzung vom 26. October 1848.

Meine Herren! Ich habe mich gegen die §§ 2 und 3 des Entwurfes eintragen lassen, und bin daher schuldig, Ihnen vor allem Andern den Standpunkt darzulegen, auf welchem ich mich befinde. Ich stehe durchaus nicht auf dem Standpunkte der schwarzgelben Politik, ich befinde mich durchaus auf deutschem Standpunkte, und dennoch spreche ich gegen die §§ 2 und 3 lediglich aus dem Grunde, weil, wenn das Prinzip des Bundesstaates gesetzt ist, ich jene Paragraphen lediglich als dessen Consequenzen betrachte, weil ich der Meinung bin, es handle sich nicht sowohl darum, uns Deutsch-Oesterreicher in diesen Bundesstaat aufzunehmen, sondern darum, [illegible] aus demselben hinauszujagen. (Mißbilligung von einzelnen [illegible]mmen.) In diesem Sinne also spreche ich gegen diese diese Pa[illegible]graphen, und Sie sehen aus dieser Erklärung, daß sich mein Standpunkt für durch diese Vorerklärung in ein gegen umgewandelt hat. Ich werde nun weder auf die breite Grundlage des Herrn Beda Weber gerathen, noch in den grobkörnigen Styl dieses Redners verfallen, welcher der Begeisterung eines Landsmannes von mir ministerielle Aspiranzen unterschob; ich halte das für völlig unwürdig. Ich werde auch nicht, wie Herr Graf Deym es im Eingange seiner Rede that, sagen, ich sei deutsch, ganz deutsch, durch und durch deutsch, damit am Ende der Slave desto besser durchgucken könne. (Lebhaftes Bravo.) Ich halte die Versammlung, und den Stoff, der hier verhandelt wird, für ziemlich erschöpft, und werde daher meine Rede so kurz als möglich fassen, ich werde Ihnen nicht ein Ragout bereiten nach der bekannten oratorischen Kochkünstelei, vermöge welcher man aus den Vorträgen der Vorredner ohne Berücksichtigung des ganzen Zusammenhanges aus ihrer Rede beliebig Stellen zupft, sie mit der nöthigen Salonmalice und und schlechten Witzen übergießt, und schließlich eine staatsmännische Rede daraus macht. (Lebhafter Beifall.) Es ist zu bedauern, daß, indem diese Frage hier theoretisch behandelt wird, und auch ich sehe ihre Behandlung hier nur für eine solche an, sie in demselben Augenblicke unter den Mauern Wiens ihrer praktischen Entscheidung entgegengeht, es ist wirklich zu bedauern, daß, während wir unsere schwachen Stimmen in die Wagschaale legen, man dort vielleicht bereits mit Kanonen abgestimmt hat. Indeß glaube ich, daß Sie Ihre Entscheidung nicht durch den Hinblick auf die dortigen Verhältnisse leiten lassen, daß Sie nicht jene Scheu, welche Herr Graf Deym vor der Idee hatte, theilen, sondern daß Sie den Principien und nicht den Umständen folgen. (Hört!) Man

hält das Princip für unpraktisch, leiten Sie es aber auf dem richtigen Wege in das Bewußtsein der Nation, nicht auf dem der Verrückung oder der Verrücktheit, und es wird gewiß praktisch sein, und wenn Sie dann wollen, daß Oesterreich deutsch werde, so wird es deutsch werden, wenn auch ein Windisch-Grätz uns slavisch kanonniren wollte. Ich erwähnte eben den Namen Windisch-Grätz und bemerke dabei, daß man eben heute das Gerücht verbreitet hat, es sei der Anführer der slavischen Soldaten bereits in die Mauern Wiens eingerückt. Mir scheint, als ob man schon seit einigen Tagen solche und ähnliche Gerüchte verbreitet habe, um dadurch unsere Abstimmung zu alteriren. Es gibt zaghafte Seelen unter meinen Landsleuten, welche bei der Militärherrschaft in Wien nicht Kraft genug haben könnten, ihre Meinung, sowie sie wollten, auszusprechen. (Von verschiedenen Seiten heftige Einsprache dagegen. Ruf: Zur Ordnung! Das ist Schmähung!)

Vicepräsident Simson: Herr Berger! Ich darf unter keinen Umständen dulden, daß Sie Mitglieder dieses Hauses, obenein Ihre Landsleute — wenn ich recht verstanden habe — auf solche Weise verdächtigen; Sie dürfen eine solche Verdächtigung nicht einmal andeuten, widrigenfalls ich Sie deßhalb alles Ernstes zur Ordnung rufen müßte.

Berger: Ich füge mich dem Ordnungsrufe, und nehme also jene Aeußerung zurück. Ich glaube, wenn jene Militärherrschaft begründet werden sollte, so dürfte es sehr schwer sein, den Thron auf den Spitzen der Bajonnette zu balanciren. Im Eingange meiner Rede berührte ich bereits, daß es sich nicht darum handle, uns in den Bundesstaat aufzunehmen, sondern uns aus demselben auszuschließen. Es ist ein Unglück, daß diese Frage bis jetzt verschoben wurde, sie war principiell die erste, die von Anfang an keinem Zweifel unterlag. Als mein Freund Wiesner als erster Vertreter Oesterreich's im Vorparlamente das Wort ergriff, da gab es einen nicht enden wollenden Enthusiasmus. Wenn man aber die jetzige Stimmung für Oesterreich mit dem rechten Lichte beleuchten wollte, so müßte man mit dem Dichter ausrufen: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben!“ (Lebhaftes Bravo.) Meine Herren! Ich sagte, die Voraussetzung, unter welcher wir hier sitzen und tagen, ist der fertige Bundesstaat, dieser ist das Princip, nach welchem Sie Ihren Platz mit uns hier haben. (Auf der Linken: Sehr gut!) Sie können uns nicht hinausweisen, denn es wären dann alle Ihre Beschlüsse ungiltig. Nach der Mathematik lassen sich ungleichartige Größen nicht zu einer Summe oder einem Producte combiniren, und wenn also die Einen im Sinne des Bundesstaates, die Andern in dem des Staatenbundes hier saßen, wie können Sie sich dann auf die Majorität verlassen, zu welcher die Oesterreicher mitgestimmt haben? Ich glaube, Sie können doch

Ihrer ganzen parlamentariſchen Vergangenheit ein ſolches Dementi nicht geben und etwa ſagen wollen, Oeſterreich gehöre nicht zum deutſchen Bundesſtaate?. Meine Herren! Als es ſich um die Blokade von Trieſt handelte, da ſprachen Sie, Trieſt iſt deutſch; als das wälſche Südtyrol, vor welchem der Abgeordnete Beda Weber ſo große Furcht zeigte, ſich von Deutſchland trennen wollte, da war großer Enthuſiasmus, da rief man mit dem Dichter, der hier ſteht: „Das ganze Deutſchland muß es ſein.“ Und, meine Herren, Sie wollten Trieſt nicht hergeben, ebenſo Südtyrol nicht, Sie haben mit geometriſcher Genauigkeit Poſen durch eine Demarrationslinie getheilt, die Begeiſterung für Schleswig-Holſtein war eine allgemeine, und nun, wo ſieben Millionen Deutſche zur Thür hinausgeworfen werden ſollen, da haben Sie gar keine Begeiſterung? (Lebhaftes Bravo.) Meine Herren! Der erſte Paragraph ſpricht Alles aus, er ſagt, was einmal zum deutſchen Bunde gehört hat, das wird jetzt auch zum neuen deutſchen Bundesſtaate gehören, und mit dieſem Paragraphen halte ich die Sache für erledigt, und die §§ 2 und 3 überflüſſig, weil ich uns nicht den Vorwurf machen laſſen möchte, als ob wir als Profeſſoren in unſeren Lehrbüchern der deutſchen Verfaſſung die Conſequenzen und Corollarien hineinſetzten, die ſich von ſelbſt verſtehen. Wenn ich neulich in der öſterreichiſchen Frage gegen unſer Miniſterium ſprach, ſo muß ich ihm dagegen heute vollkommene Anerkennung angedeihen laſſen; es iſt uns mit einem herrlichen Beiſpiele vorangegangen, und Sie werden nicht hinter ihm zurückbleiben wollen. Der Herr Miniſter des Innern hat die öſterreichiſchen Truppen als Reichstruppen bezeichnet und verwendet; der Herr Finanz-Miniſter hat in zwei Umlagen durch das Geſetzblatt, in dem vollen Bewußtſein, daß Oeſterreich zum deutſchen Bunde gehöre, die Beiträge für die Centralgewalt und für die Marine auch für Oeſterreich nach dem Matricularbetrage vertheilt, und ich zolle ihm dafür meine volle Anerkennung. Meine Herren! Herr v. Vincke, — und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich ihn beim Namen nenne; denn ich weiß nicht, welcher Ort das Glück ſeiner Vertretung genießt, — hat aus Gründen der europäiſchen Politik und der öſterreichiſchen Geſammt-Monarchie und aus den Gründen der Unausführbarkeit der conſtitutionellen Perſonalunion, Herr v. Vincke hat Ihnen gezeigt, daß Oeſterreich nicht in, ſondern neben Deutſchland hergehen müſſe. Ich bemerke ſchon hier nur vorläufig, daß gerade in dieſer Weiſe, wie die Frage behandelt wird, es ſich kundgebe, wie ſehr man die ganze Frage verrückte; man hat ſie aus einer volksthümlichen zu einer dynaſtiſchen, aus einer nationalen zu einer internationalen gemacht, man hat ſich vom Standpunkte des Bundesrechtes auf den völkerrechtlichen Standpunkt geſtellt. Meine Herren! Schaffen Sie erſt Ordnung im eigenen Hauſe, und wenn Sie dann damit fertig ſind,

dann ſehen Sie, wie es bei den Nachbarn ausſieht; — wenn wir Oeſterreicher in das Haus mit hineingehören, dann nehmen Sie uns erſt auf, und dann ſehen Sie erſt nach einer großen europäiſchen Politik ſich um, zuerſt aber treiben Sie deutſche Politik, und dann erſt europäiſche. Darum aber müſſen Sie zuerſt das deutſche Oeſterreich in den deutſchen Bund einfügen, und wenn Sie Das gethan haben, dann werden ſich die Wege zeigen, wie Das, was die öſterreichiſche Geſammtmonarchie leiſten ſoll, durch einen großen mitteleuropäiſchen Staatenbund geleiſtet werden kann, einen Staatenbund, der nach Oſten und nach Weſten hin alle Intereſſen befriedigen wird, die Sie eben durch Auflöſung der öſterreichiſchen Geſammtmonarchie gefährdet glauben. Und wahrhaftig, Sie können es nicht leugnen, daß das deutſche Oeſterreich ein Theil des deutſchen Bundes iſt, es iſt ein Particularſtaat Deutſchland's; daraus folgt die Nothwendigkeit, daß die übrigen Lande Oeſterreich's nur in dem Verhältniſſe der Perſonalunion beſtehen können. Kümmern Sie ſich aber nicht mit Herrn v. Vincke darum, wie dieſe Perſonalunion zu realiſiren ſei, und wahrlich, ich möchte nicht mit dem Conſtitutionalismus ſo ſehr coquettiren, daß ich ihm das Volk opfern würde. Bei mir iſt darüber kein Zweifel, und wenn das Volk ſehen wird, daß die Perſonalunion nicht durchführbar ſei, und, meine Herren, wenn die öſterreichiſche Dynaſtie ſehen wird, daß die Perſonalunion wirklich nicht zu realiſiren iſt, dann wird ſie auf ein Auskunftsmittel denken, ſie wird an einen Plan denken, von welchem ſchon neulich ſo Manches verlautet hat, und wovon auch ſchon die Zeitungen geſprochen haben, nämlich ein föderatives Verhältniß herzuſtellen, bei welchem die einzelnen Staaten an die einzelnen Glieder des Kaiſerhauſes zu vertheilen wären, und dieſen Plan hatte man auch ſchon damals, als die Lage der Dinge für Italien noch günſtiger war, als man auf liberalerem Wege, als gegenwärtig, mit Italien den Frieden abſchließen wollte, damals, als man für die Perſonalunion mit Italien und mit Ungarn war. Und wieviel bliebe denn da von der öſterreichiſchen Monarchie noch übrig, was ſich der Perſonalunion nicht fügen könnte? Ich ſage, daß dadurch, durch eine ſolche völkerrechtliche Auseinanderſetzung, durch eine demokratiſch-föderative Herausbildung am Beſten jenes Princip der Gleichberechtigung der verſchiedenen Nationen verwirklicht würde, auf welches Princip Herr v. Mühlfeld ſeine Theorie der öſterreichiſchen Geſammtmonarchie gebaut hat, und ich ſage, daß ſie ſich am Beſten im Intereſſe der Dynaſtie verwirklichen werde, wenn eben die Dynaſtie nicht allen Intereſſen vor den Kopf ſchlägt. — Man hat ſich ſo ſehr und ſo vielfältig auf die hiſtoriſche Nothwendigkeit Oeſterreich's berufen. Es iſt dieſe hiſtoriſche Nothwendigkeit zum Dogma der ſchwarzgelben Politik geworden, und auch hier von dieſer Tribüne aus hat man dieſes

Dogma gepredigt. Man hat von „Organiſirung," von „vielfältigen Beziehungen," von „hiſtoriſchen Erlebniſſen," von „gemeinſchaftlich vergoſſenem Blute" geſprochen, und noch mehr dergleichen myſtiſche Phraſen der ſchwarzgelben Politik hier aufgetiſcht, um zu zeigen, daß die öſterreichiſche Geſammtmonarchie eine wirkliche Nothwendigkeit ſei. (Bravo und Heiterkeit.) Es hat ſogar ein Abgeordneter, wie Voltaire von Gott, ſo von dieſer Monarchie angeführt: Wenn ſie nicht wäre, ſo müßte man ſie erfinden! Meine Herren! Wer die Geſchichte von Oeſterreich kennt, der wird ſie wahrhaftig nicht für ſo göttlich finden, um zu neuen Erfindungsgedanken begeiſtert zu werden. (Heiterkeit.) Doch es iſt nöthig, auf dieſe Idee näher einzugehen, nothwendig iſt es, auf die Frage als eine hiſtoriſche einzugehen. Es iſt nicht zu leugnen, daß auf dem Territorium, welches jetzt die öſterreichiſche Geſammtmonarchie heißt, die vier Hauptracen der europäiſchen Völkerfamilie in einander greifen. Das Dogma der hiſtoriſchen Nothwendigkeit Oeſterreich's präciſirt ſich alſo dahin, es ſei nothwendig, die dort von ihren Hauptſtämmen losgeriſſenen Nationalitäts-Fragmente und die dort bloßgeſtellten einzelnen nationalen Elemente, die keinen Mittelpunkt hätten und nichts mehr von ihren Hauptmaſſen wüßten, von denen ſie losgetrennt ſeien, mit einander zu verbinden. — Dieſes Dogma kommt mir gerade ſo vor, wie die Schwierigkeit der Aſtronomen mit den in den letzten Jahren entdeckten zahlreichen Aſteroiden, die weiter nichts ſind, als die Fragmente eines zertrümmerten Weltkörpers, und die Aſtronomen werden durch alle Beobachtungen nicht die Nothwendigkeit beweiſen, daß dieſe Aſteroiden in den Urplaneten zurückkehren. (Heiterkeit.) Ich nehme die Idee nicht in ſo ſchlechtem Sinne, ich nehme ſie in einem ganz anderen Sinne, als daß man glauben könnte, die Idee könne ſich je gemeiner und niederträchtiger Mittel bedienen, um ihre Exiſtenz zu erhalten; und wenn Sie damit die Geſchichte Oeſterreich's vergleichen, ſo finden ſie doch wahrlich, daß man ſich zur Hervorbringung dieſer Monarchie ſolcher Mittel bedient hat, die ſich aus den Zeiten herdatiren, wo man über Menſchen und Länder, wie über Dinge verfügte; man hat ſich Menſchen und Länder als Acceſſorium angeheirathet und vererbt; man hat Polen getheilt, und ſo iſt Oeſterreich entſtanden. Ich erinnere an jenes Diſtichon: „Bello gerant alii, tu felix Austria nube." Ich frage Sie, iſt das die Idee der hiſtoriſchen Nothwendigkeit, kann auf dieſe Weiſe ein Staat gebildet werden? Gehen wir auf die Märztage zurück. Als das Parlament noch nicht beſtand, als man die öſterreichiſchen Vorparlaments-Verhandlungen noch verbotener Weiſe bei Hoffmann und Campe in Hamburg drucken ließ, als die Völker Oeſterreich's noch unter dem Abſolutismus geknechtet waren, da zweifelte Niemand, und ſelbſt die gelbſten Vertheidiger der öſterreichiſchen Monarchie zweifelten nicht, daß

Oesterreich bei dem ersten Freiheitshauche auseinanderstäuben werde, und kaum war der 15. März vorüber, da kamen Deputationen aus allen Provinzen, czechische, galizische, croatische, ungarische — diese setzten es durch, — Deputationen petitionirten um ihre Selbstständigkeit, und Italien brach in offenen Aufstand für dieselbe aus. Meine Herren! Ist das der Drang jener losgerissenen Völker, sich in die Einheit zu fügen? Ist etwa das blutige Bajonnett- und Kanonen-Rendezvous, das sich in diesem Augenblicke die Völker Oesterreich's unter den Mauern Wiens geben, ein Symptom der Politik des Weltgeistes!? — Doch, Sie sehen, mit der idealen Conception der österreichischen Geschichte werden Sie nicht auskommen, und man hat sich daher auf die rechtshistorische Basis gestellt. Ich folge, und komme auf den rechtshistorischen Boden. Ich will, nachdem alle österreichischen Papiere so sehr im Werthe gesunken sind, auch eines hervorziehen, jenes vergilbte Pergament der pragmatischen Sanction, und es mit Ihnen betrachten und sehen, ob wir den österreichischen Gesammtstaat daraus herausstäuben. Es ist überhaupt eine mißliche Sache, staatsrechtliche Fragen auf den privatrechtlichen Leisten zu spannen; ich will nicht, wie Andere es thaten, die pragmatische Sanction für ein bloßes Testament halten, welches etwa die österreichische Dynastie für sich gemacht hat, und ich will sie auch nicht für ein Fideicommiß-Instrument erklären; sondern ich will, wie Herr v. Würth hier es dargestellt hat, die pragmatische Sanction als einen Vertrag, der mit den Ständen vereinbart worden sei, betrachten. Und weil wir hier auf dem Gebiete des Vertrages uns befinden, so will ich als strenger Jurist mich auch streng an den alten römischen Rechtssatz halten: „Pacta dant legem contrahentibus," zu welchem die Doctrin die Erläuterung macht, daß, wenn es sich nicht bloß um persönliche Leistungen handelt, der Vertrag auch für die Erben bindend ist. Wir wollen diese Sätze der Vertragslehre auf die pragmatische Sanction anwenden. Wo sind die historischen Stände, die damals contrahirt haben? Hat sie die Revolution nicht vernichtet? und wenn sie sie nicht vernichtet hat, so mögen die historischen Stände mit der Dynastie den Gesammtstaat Oesterreich aufrecht erhalten. Vergessen wir aber nicht, daß ein Dritter dazukam, daß der Vertrag dadurch eine ganz andere Gestaltung erhielt, daß das Volk hinzutrat, das den Vertrag nicht geschlossen hat. Freilich werden Sie sagen, die Stände vertreten das Volk. Da habe ich aber einen hohen Gewährsmann für Dasjenige, was Stände und was historische Stände vertreten. Als der König von Preußen im Jahre 1846 den berathenden Landtag in Berlin im weißen Saale eröffnete, welcher Landtag ein ständischer war, sagte er zu der Versammlung: „Meine Herren! Die Stände vertreten sich selbst," und das ist der Begriff der Stände. Ein Stand ver-

tritt immer nur sich in dem Volke, nicht das Volk. Das ist die Kritik der ständischen Verfassung. Darum bin ich auch nicht für den tiers état, wie ich denn überhaupt für keinen Etat bin, und wenn Sie mir fünfzehn Etats machen wollen. Ich bin für das ganze Volk. Gehen wir auf das Vertragsband zurück, so steht die Geschichte so, daß die Stände sich zu etwas verpflichtet haben, was sie nachgerade nicht mehr erfüllen können, und da steht ein anderer Rechtssatz: ad impossibile non datur obligatio. Weil ich aber auf dem rechtshistorischen Boden stehe, so will ich auch darauf bleiben, und nun frage ich alle Redner, die für die pragmatische Sanction auftraten, warum sie denn bei dieser pragmatischen Sanction stehen bleiben? Ist denn die Geschichte durch die pragmatische Sanction mit Brettern verschlagen? Gibt es nichts vor ihr? Gab es nicht eine Schlacht am weißen Berge, welche die böhmische Freiheit vernichtete? Gab es nicht eine Summe von selbstständigen ständischen Provinzial-Verfassungen in ganz Oesterreich, die auf sehr freiheitliche Grundlagen gebaut waren? Und nun komme ich auf die Geschichte des Hauses Habsburg. Diese Geschichte ist nicht Anderes, als die Vernichtung der Provinzial-Verfassungen jener Länder, die Oesterreich constituirten mit ihrer relativen Unabhängigkeit. Es gelang ihm dieß mit Ausnahme von Ungarn überall. Man hat erst in der neueren Zeit die letzten Risse der freien Verfassungen in Oesterreich zertrümmert, und nach dem kurzen Aufklärungstraume der Josephinischen Periode wußte der große Despot Franz I., „der Gütige," die ganze Politik Oesterreich's in die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei des Fürsten Metternich hineinzuleiten; in jenes Organ der Politik, wo Haus und Hof der einzige Zweck waren, wofür die Staatskräfte sich zu verbluten hatten. Das war das Symbolische der Bezeichnung Haus-, Hof- und Staatskanzlei. (Vielstimmiges Bravo!) Sie sehen also, meine Herren, daß, Sie mögen die historische Nothwendigkeit von welcher Seite auch betrachten, sie immer ein Dogma bleibt, das keinen vernünftigen und objectiven Grund hat. — Man hat aber auch eine andere Seite der historischen Nothwendigkeit herausgekehrt, und sie wurde uns in diesen Tagen des Breiteren auseinandergesetzt. An die historische Nothwendigkeit appelliren die verletzten Interessen. — Ja, meine Herren, die kleinen Interessen sind der Katzenjammer nach dem Rausche großer Revolutionen, und dieser Katzenjammer wurde Ihnen in der Broschüre eines österreichischen Abgeordneten kürzlich auch gedruckt vorgelegt. Es ist, ich wiederhole es, diese Schrift ein gedruckter Katzenjammer der verletzten kleinen Interessen. (Unruhe in der Versammlung.) Ich will auf die einzelnen Uebelkeiten dieses Katzenjammers etwas näher eingehen. (Mehrere Stimmen: Oh nicht!)

Vicepräſident Simſon: Ich glaube nicht, daß die Ausmalung dieſes Bildes der Sache förderlich iſt.

Berger: Ich werde die Sache ausmalen, nicht das Bild. Dieſe kleinen Intereſſen ſind zunächſt die der Dynaſtie, und was ich von dieſer halte, habe ich ſchon früher geſagt. Ich will mich hier, Angeſichts der Ereigniſſe und der hingeſchleuderten Manifeſte von Olmütz, nicht in nähere Auseinanderſetzungen einlaſſen, denn ich könnte bittere Worte, und dem Herrn Beda Weber eine Definition der Camarilla geben, die er freilich noch nicht hatte. Aber das kleine Intereſſe iſt ferner die übermüthige Ariſtokratie, die ſich durch die Revolution zu Boden geſchmettert ſah, es iſt das Beamtenheer, das es in Oeſterreich ſo bequem hatte, es iſt die Armee, die das Parlament der Despotie war; das iſt der Clerus, dem ſehr behäbig in Oeſterreich gebettet war; für dieſe Intereſſen würde es freilich weit bequemer ſein, in den alten Abſolutismus zurückzukehren. (Bravo!) Es gab ſehr weiſe Männer, welche ſchon das Gras in den Straßen von Wien wachſen hörten, weil ſie eine höhere Anſchauung der mitteleuropäiſchen Politik nicht begreifen: es gab Leute, die noch neuerlich für die Staatsſchulden Oeſterreich's ſchwärmten; es wäre ihnen gewiß unangenehm, wenn ihre Coupons, wenn ſie fällig ſind, nicht gleich bezahlt würden. Aber der Abgeordnete Giskra hat auseindergeſetzt, daß die Zerſplitterung der Monarchie in den einzelnen Staaten die Staatsſchuld auf eine Baſis ſtellte, wodurch allen Staatsgläubigern ihre volle Befriedigung gewährt wird. Leider hat man vielleicht dieſen Zeitpunkt leichtſinnigerweiſe verſtreichen laſſen. Dadurch verſchwindet auch meine Furcht vor dem Schickſal der Nationalbank, die auch nichts Anderes iſt, als ein theilweiſer Ausdruck der öſterreichiſchen Staatsſchuld, und damit komme ich auf den conſtructiven Theil meiner Darſtellung, nämlich jenen Theil, worin ich Ihnen nur in den allgemeinſten Umriſſen andeuten will, daß, wenn auch das deutſche Oeſterreich in den Bundesſtaat Deutſchland's aufgeht, hierdurch die mitteleuropäiſchen Intereſſen, und alle jene Intereſſen, die Oeſterreich zu vertreten hätte, nicht im Mindeſten gefährdet ſein würden. Ich habe ſchon im April dieſes Jahres, als es ſich um die Parlamentswahlen nach Frankfurt handelte, die Frage über den Bundesſtaat und Staatenbund in Oeſterreich in zahlreichen Aufſätzen verhandelt. Damals war mir bereits klar, daß das öſterreichiſche Deutſchtand in den deutſchen Bundesſtaat eingefügt werden und nebenbei der Staatenbund in Oeſterreich beſtehen könne. Aber Das wurde mir niemals klar, wie man von innigem Anſchluß an Deutſch-Oeſterreich ſprechen und dabei zugleich eine Realunion in Oeſterreich verfolgen kann. Der innige Anſchluß iſt eine leere Phraſe. Erörtern Sie ſeinen Inhalt, ſo beſteht er darin, daß das deutſche Oeſterreich gewiſſe Inſtitutionen mit dem übrigen Deutſch-

land gemeinschaftlich haben müßte. In dem Staatenbunde müssen gerade jene Institutionen gemeinschaftlich sein, die auch in der österreichischen Realunion gemeinschaftlich sein müßten, und man hat schon früher gesagt, dieß hieße auf zwei Achseln tragen. Entweder — Oder. Entweder gehören wir in den deutschen Bundesstaat, oder wir gehören nicht einmal in den deutschen Staatenbund, wenn die Realunion der österreichischen Monarchie fortbestehen soll. (Mehrere Stimmen: Sehr richtig.) Herr v. Vinke hat uns zwar sehr freundschaftlich eingeladen, daß, wenn Sie Ihr Urtheil über die hochwichtige Frage werden gefällt haben, wir Oesterreicher noch hier bleiben können, bis Sie das deutsche Staatskindlein in der Paulskirche werden zu Tage gebracht haben. Meine Herren! Ich glaube, daß dieser freundschaftliche Pathendienst für uns nur entwürdigend wäre. (Stimmen: Gewiß!) Ich glaube an ein großes, mitteleuropäisches Staatensystem, wenn ich auch nicht für die östliche Schweizerfamilie schwärme; ich glaube, daß sich aus dem zertrümmerten Polen, daß aus Ungarn, daß aus den südslavischen Reichen, wohin sich allerdings die Politik unserer Centralgewalt energisch erstrecken sollte, daß daraus selbst ein mitteleuropäisches Föderativsystem geschaffen werden müsse; die Dynastie, wenn sie es nicht verträglich hält, über das deutsche Oesterreich zu herrschen, sie hätte dort eine große Mission für ihre monarchische Bethätigung. Diese südslavischen und romanischen Reiche müssen in einen großen Staatenbund vereinigt werden, und der Knoten dieses Staatenbundes wäre Wien. Und wenn Sie diesen Staatenbund erbaut haben werden, dann dürfen Sie sich nicht mehr darum kümmern, daß wir die deutsche Cultur nur in der dürftigen Weise nach Osten verpflanzen sollten, wie es uns der Metternich-Sedlnitzky'sche Culturstaat gestattete. Meine Herren! Dann werden Sie die Propaganda der Revolution, ich spreche dieses Wort aus, es ist das schönste, das es gibt (Gelächter), die Propaganda der Freiheit und der Humanität nach dem Osten tragen, dann wird die deutsche Donau nicht versanden, und in Wien wird das Gras nicht wachsen, wenn es die Hauptstadt des großen mitteleuropäischen Staatensystemes ist. (Lebhaftes Bravo.)

Rede des Abgeordneten Groß von Prag

in der Sitzung vom 26. October 1848.

Meine Herren! Ich kann mit dem Redner, *) der eben die Tribüne verlassen hat, mich in seinem Hauptgrundsatze nicht einverstanden erklären. Er äußerte sich nämlich dahin: „wenn er wüßte, daß Oesterreich in seinem Gesammtbestande erhalten werden könne, er dann nie und nimmer von einem Anschluß an Deutschland würde hören wollen.“ Ich bin der gerade entgegengesetzten Meinung; ich stimme deßhalb für pure Annahme der §§ 2 und 3, weil ich Oesterreich erhalten wissen will im Interesse Deutschland's, im Interesse Oesterreich's selbst, weil ich die deutsche Einheit durchgeführt wissen will. (Stimmen: Laut!) Ich sage, ich stimme deßhalb für Annahme der §§ 2 und 3, weil ich Oesterreich erhalten wissen will im Interesse Deutschland's und Oesterreich's selbst. Ich erlaube mir, dieß vor Allem durchzuführen. Ich will Oesterreich erhalten wissen, aber nicht zusammengehalten mit eiserner Faust. Ich will nicht, daß der Reif, den der Absolutismus um die widerstrebenden Elemente Oesterreich's gespannt hat und den das Jahr 1848 gewaltsam sprengte, in der neuesten Zeit wiederum straffer angezogen werde. Meine Herren! Wenn man den Blick auf die einzelnen Theile der österreichischen Monarchie richtet, so wird es wohl klar, daß nicht Gewalt die Bestandtheile derselben zusammenhalten kann. Sie alle kennen wahrscheinlich das in neuester Zeit vom Kaiser von Oesterreich an die Lombarden erlassene Manifest, worin er ihnen nationale Reorganisation, abgesonderte Vertretung und die Verbindung mit Oesterreich unter einem Vicekönig zusagt. Daß Galizien eine nationale Reorganisation und eine abgesonderte Verwaltung von Oesterreich bekommen werde, darüber haben auch in Oesterreich Staatsmänner, die das allgemeine Vertrauen genießen, sich ausgesprochen, und gewiß wird Manchem aus Ihnen Galizien als das Land erscheinen, was dereinst als der Kern eines neuen Staates ein freies regenerirtes Polenreich anbahnen soll, das befreundet mit Deutschland, verbündet oder verbunden mit Oesterreich ist. Ungarn, meine Herren, werden Sie gewiß nicht in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Oesterreich bringen wollen; die Croaten und Slavonier werden nie in dem Verhältniß gehalten werden können, in dem sie bisher zu Ungarn gestanden; trotz historischen Verträgen, trotz dem, daß man Croatien und Slavonien als Kronlande von Ungarn betrachtet hat, werden Sie nie die Kluft ausgleichen, die die Neuzeit zwischen Croatien und Slavonien einerseits und Ungarn andererseits gerissen hat. Ich

*) Marek von Graz.

will aber nicht, daß dieſe Staaten gänzlich von einander geſondert werden ſollen. Nichts bindet die einzelnen Länder feſter, als die materiellen Intereſſen. Die materiellen Intereſſen der einzelnen öſterreichiſchen Provinzen aber führen ſie zu einander; denn vereinzelt fällt jede Provinz der Monarchie den unfreundlichen Nachbarn auf dieſer oder jener Seite in die Hände. Weil ich eine freie Verbindung, baſirt auf Selbſtconſtituirung der einzelnen Staaten, für Oeſterreich will, will ich ſie durch § 3 angebahnt wiſſen. Wenn der Herr Staatsſecretär v. Würth ſich dahin geäußert hat, daß die Perſonalunion das allerletzte, geringſte Band ſei, was zwiſchen zwei Staaten beſtehen könne, dann muß ich geſtehen, daß ich in der monarchiſchen Staatsform doch das Verhältniß zu dem Staatsoberhaupte nicht für das letzte, nicht für das geringſte anſehen. Es nimmt mich um ſo mehr Wunder, daß gerade Herr v. Würth dieſe Meinung ausſprach, indem er ſehr wenig an die Pietät und Anhänglichkeit der öſtereichiſchen Völkerſtämme an das angeſtammte Herrſcherhaus zu glauben ſcheint. Ich halte die Perſonalunion nicht für ein ſo loſes Band, und wenn Herr Würth weiter erklärte, das Band der Perſonalunion könnte wohl halten zwiſchen Schweden und Norwegen, einem Staate, der ganz außerhalb der politiſchen Bewegung Europa's liege, ſo muß ich wiederum geſtehen, daß ich mich darüber wundere, da ſeit beinahe drei Jahrhunderten keine größere europäiſche Bewegung ſtattfand, an der nicht gerade Schweden mitbetheiligt war. Meine Herren, Oeſterreich, das haben ja alle Redner zugegeben, die Zuſätze zu § 2 und 3 beantragen, oder alle Redner, die das Minoritätserachten des Herrn Mühlfeld vertheidigen, Oeſterreich iſt gegenwärtig in einem Zuſtande der Unſicherheit nach Außen und der Unſicherheit und Zerriſſenheit im Innern. Wollen Sie nun von dieſem Staate, der im Innern zerriſſen iſt, der aus ſo vielen Wunden blutet, fordern, daß er ſich aus eigener Kraft neu geſtalte? Wollen Sie ihm gar keinen feſten Punkt von Außen geben, gar keine feſte Vermittelung anweiſen? Dieſe Vermittlung kann Oeſterreich nur in Deutſchland finden, nur auf Deutſchland ruht die natürlichſte, ſicherſte Intervention für Oeſterreich. Deßhalb will ich durch den § 3 eine Neugeſtaltung Oeſterreich's durch Deutſchland angebahnt wiſſen. Ich muß mich aber entſchieden gegen ein bloßes völkerrechtliches Verhältniß zwiſchen Deutſch-Oeſterreich und Deutſchland erklären. Meine Herren, wenn auch Herr Mühlfeld geltend machte, daß in ſeinem Amendement ebenfalls auf die Macht und Einheit Deutſchlands hingedeutet werde, ſo möchte ich doch erinnern, daß ebenſo von einem völkerrechtlichen Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Nordamerika die Rede war, und man dieß doch von dieſer Tribüne nicht anempfohlen hat zum Nachtheile der Macht und Einheit Deutſchland's. Ich will aber die Aufnahme Deutſch-Oeſterreichs in Deutſchland auch

im Interesse der deutschen Nation in den deutsch-österreichischen Landen. Meine Herren! Länger als 30 Jahre waren die deutsch-österreichischen Länder und ganz Oesterreich abgeschnitten von dem deutschen Gesammtvaterlande. An den Grenzen unserer Heimath erhoben sich die Schranken nicht bloß für den commerciellen, sondern auch für den geistigen Verkehr. Die väterliche Regierung wollte den beschränkten Unterthanenverstand bewahren vor dem Gifte der ausländischen Bildung, denn Deutschland war ja Ausland für uns. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn nicht früher in diesen Ländertheilen Sympathieen für Deutschland, für seine Einheit und Größe existirten. Es gab nur Wenige, die die Hoffnung auf das große deutsche Vaterland nährten, und es waren, ich möchte sagen, nur Auserwählte, die diese Sympathieen im Herzen trugen. Die Sympathie für Deutschland war nicht so groß im Volke, und ich gestehe, sie ist es seit sechs Monaten auch noch nicht geworden. Ist das aber zu verwundern? Meine Herren, kann eine Idee so schnell durch ein Volk dringen, das man gewaltsam von der politischen Bildung abschnitt? Wollen Sie jetzt, nachdem das Jahr 1848 die Schranken niedergerissen hat, die Schranken wieder aufrichten, uns wieder ausscheiden von der deutschen Bildung und der deutschen Freiheit? Erlauben Sie mir, daß ich einen Blick auf die Provinz werfe, zu deren Vertretern ich hier zu gehören die Ehre habe. Die deutsche Bevölkerung Böhmens beträgt nur zwei Fünftheile der gesammten Bevölkerung. Die letzte Zeit hindurch war der alte Nationalhaß, der wohl früher nach blutigen Kriegen die beiden Nationen trennte, so ziemlich verschwunden, von einem Haß zwischen Deutschen und Czechen war nicht mehr die Rede, wie alle aus Böhmen anwesende Abgeordnete bezeugen können. Die beiden Nationen verbrüderten sich und vermengten sich mit einander, so daß Sie jetzt die Deutschen von den Czechen nicht mehr strenge sondern können. Die czechische Bewegung, deren Element von Außen hereingebracht ist, war Anfangs nur eine literarische, wenn ich so sagen darf, sie beschränkte sich nur auf die slavische Cultur des Volkes. Erst das Jahr 1848 und namentlich die Frage: „gehört Böhmen noch zu Deutschland, gehört es zu dem neuen Deutschland, oder nicht?" diese Frage machte die Nationalfrage in Böhmen auch zur politischen, und dieß erst bewirkte die Spaltung. Von diesem Zeitpunkte an standen sich die Nationen feindlich gegenüber. Der Fünfziger-Ausschuß lud Palacky ein, als Vertreter Böhmens hier seinen Sitz zu nehmen. Sie Alle kennen die Antwort, welche Palacky erfolgen ließ. Jener Brief ist ein historisches Actenstück geworden in der Geschichte Böhmens und Oesterreich's. Es sind auf dieser Tribüne bisher noch keine Gründe geltend gemacht worden gegen die Incorporirung der deutsch-österreichischen Lande in Deutschland, die nicht schon in jenem Brief enthalten oder ange-

deutet wären. Palacky ſpricht in jenem Brief kein Wort von den Czechen oder Slaven, er iſt ganz öſterreichiſch, er will nur das große Oeſterreich erhalten; aber zwiſchen den Zeilen kann man die Politik der Slaven leſen. Man hat in neueſter Zeit in Oeſterreich das Princip der Gleichberechtigung beider Nationalitäten aufgeſtellt und, meine Herren! Ich kann Sie verſichern, Niemanden wird es ernſter um die Aufrechthaltung dieſes Principes zu thun ſein, als den Deutſchen in Böhmen. Aber ich muß Sie darauf aufmerkſam machen, daß die Slaven dieſes Princip anders deuten, als wir es verſtehen und im § 47 der Grundrechte, wie durch den Beſchluß vom 30. Mai ausgeſprochen haben; ſie ſagen: „in Oeſterreich haben die Slaven die Majorität, es iſt die Gleichſtellnng der Nationalitäten garantirt; da nun die Slaven der Kopfzahl nach der größere Theil ſind, ſo gehört ihnen auch der größere Theil an dieſer Gleichberechtigung.“ Das ſcheint mir nun ein Ausfluß der ſlaviſchen Politik zu ſein. So lange ſich die Gleichberechtigung der Slaven darin geltend macht, daß ſie die Anwendung der Volksſprache in Kirche und Schule, im Gerichtsverfahren, kurz in Beziehung auf innere Inſtitutionen beanſpruchen, ſo lange werde ich dieſes Princip vertheidigen; wenn man aber dieſem Princip eine weitere Ausdehnung gibt in einem deutſchen Staate, ſo muß ich mich dagegen erklären. Dieß iſt namentlich in Beziehung auf Böhmen der Fall. Für die Deutſchen in Böhmen nehme ich das Recht in Anſpruch, daß ſie zum großen deutſchen Vaterlande gehören. Ich ſehe davon ab, daß Handel, Gewerbe, Bildung in Böhmen rein-deutſch ſind, daß der bemittelte Bürgerſtand ein deutſcher iſt; aber ich kann nicht zugeben, daß man die Deutſchen ſowohl in meiner ſpeciellen Heimath, als auch in den übrigen Provinzen von Deutſchland nur deßhalb abſchließen will, weil man nur auf dieſem Wege die Geſammtmonarchie zu erhalten hofft. Ich werde kurz ſein. Ich fordere die Aufnahme der deutſch-öſterreichiſchen Länder in Deutſchland ferner auch im Intereſſe der Freiheit; ich will nicht, daß nur für unſere Heimath die Revolution ſpurlos vorübergegangen ſei, und ich glaube, die Freiheit des Jahres 1848 wird uns ſicherer garantirt im Vereine mit 32 Millionen freien Deutſchen, als mit 17 Millionen Slaven. Mag es Herr Beda Weber auch übel nehmen, daß man die Croaten hier auf dieſer Tribüne Horden genannt hat; ich muß dennoch von ihnen behaupten, daß ſie die Freiheit nicht ſo verſtehen, wie wir Deutſche ſie verſtanden wiſſen wollen. Im Intereſſe der Freiheit will ich, daß die öſterreichiſche Regierung eine deutſche werde; denn bisher hat mir die Art, wie man in gewiſſen höhern Kreiſen Oeſterreich's den Conſtitutionalismus verſteht, und die Art der väterlichen Proclamationen, die mich ganz an die alte Obervormundſchaft erinnern, nicht bewieſen, daß unſere Freiheit ſo ſicher garantirt ſei unter

dem Scepter Oesterreich's, wenn die Regierung auch den Namen einer constitutionellen führt. Auch im Interesse der Humanität will ich den Anschluß Deutsch-Oesterreich's. Es ist dieß Princip hier schon geltend gemacht worden und zwar im entgegengesetzten Sinne. Man sagte, Oesterreich solle den Uebergang deutscher Cultur und Gesittung für den Orient vermitteln. Ich erkenne diesen Beruf vollständig an und auch aus diesem Grunde ehre ich den Wunsch, daß Oesterreich erhalten werde; aber soll denn das das Mittel dazu sein, der deutschen Bildung den Weg nach dem Orient zu öffnen, wenn sie die deutsch-österreichischen Provinzen von Deutschland absperren, wenn Sie, um den Strom dorthin zu leiten, die Quelle verstopfen wollen, aus der jener kommt? Es wurde hierbei unseres speciellen Vaterlandes gedacht, ich füge nur hinzu: lassen Sie den Strom erst durch die Länder gehen, dann wird er sicher sich verbreiten, aber gewiß nicht dann, wenn Sie die Schranken wieder aufbauen, die im Jahre 1848 glücklicherweise niedergestürzt wurden. Die Slaven machen unter andern auch geltend, Oesterreich müsse erhalten werden, um gegen den Osten als Vormauer für Deutschland zu dienen. Meine Herren! Ich kann dieser Vormauer-Politik nicht huldigen. Es ist das ein alter Plan der Slaven, hinter dem etwas Anderes zu suchen sein dürfte, als bloßen Schutz für Deutschland, denn uns Deutsche in Oesterreich wollen sie wahrscheinlich aus Wohlthätigkeitssinn als Material für diese Vormauer verwenden. Ich bin der Ansicht, ein freies, kräftiges Volk ist sich selbst die beste Mauer gegen den Feind, der von Außen droht. Wenn ich nun sagte, daß ich im Interesse der Humanität so stimme, so kann ich mich doch mit einem Redner aus der Rheinprovinz, welcher dieses Vordringen der deutschen Cultur so weit ausgedehnt sehen wollte, daß das lateinische Kreuz auf der Sophienmoschee in Stambul statt des griechischen prangen solle, nicht einverstanden erklären, denn ich will das Vordringen deutscher Bildung nach dem Osten im Interesse des großen Princips der Humanität, aber nicht im Interesse des lateinischen Ritus; wenn der Redner jedoch meint, es sei zu befürchten, daß mit dem griechischen Ritus vom Norden aus auch russische Institutionen dahin kommen könnten, so bin ich allerdings vollkommen mit ihm einverstanden. Meine Herren! Haben Sie den Muth, § 2 und 3 ohne Beschränkung und ohne Aufschub anzunehmen, hüten Sie sich vor allem Andern vor dem beliebten Grundsatze des Abwartens. „Abwarten" war das Losungswort der österreichischen Politik, „abwarten" war der schwarzgelbe Faden, welcher sich durch das ganze System des sogenannten Friedensfürsten von Europa zog. (Bravo.) Beschließen Sie, meine Herren! ohne Zögern die §§ 2 und 3, denn wenn Sie muthig beschließen, dann steht hinter Ihnen das ganze deutsche Volk, wenn Sie aber zaudern, dann dürften Sie das Vertrauen

noch mehr erschüttern, welches ohnehin schon wankend geworden ist. Wenn Sie glauben, daß die deutsche Einheit noch möglich sei, so schaffen Sie dieselbe durch Ihren entschiedenen Beschluß; halten Sie dieß aber in der That nicht für möglich in der jetzigen Zeit, so denken Sie, daß die Idee der deutschen Einheit unsterblich ist, und daß nach uns kräftigere und muthigere Männer kommen werden, welche ihre Verwirklichung möglich machen werden; die Geschichte aber wird richten über diejenigen, welche sie das erste Mal möglich zu machen nicht wagten. (Bravo.)

Rede des Abgeordneten Wurm von Hamburg

in der Sitzung vom 27. October 1848.

Meine Herren! Angesichts der Folgen eines solchen Beschlusses, ich sage Angesichts aller denkbaren Folgen eines solchen Beschlusses rathe ich Ihnen und fordere Sie auf, für die §§ 2 und 3 zu stimmen, sowie sie vorliegen, also gegen alle Zusätze und gegen alle Aenderungen derselben. In dieser Absicht hat mich auch der Eindruck einer der mächtigsten Reden, die von dieser Stelle vernommen worden, nicht irre gemacht. Sie haben gestern nicht gewollt, daß unter dem Eindruck jener Rede weiter debattirt, und noch weniger, daß sofort abgestimmt werde. Wir haben also Muße gehabt, in der Zwischenzeit die Sache weiter durchzudenken und durchzusprechen. Mich hat Nachdenken und Berathung mit politischen Freunden nur in der Ueberzeugung bestärkt, die ich heute zu begründen habe. Was die Geschicke der österreichischen Monarchie sein werden, ich weiß es nicht. Ich traue mir die sichere Kenntniß der Einzelheiten, ich traue mir den Seherblick nicht zu, der in die Zukunft trägt. Aber von zwei Dingen eins: Entweder die österreichische Gesammtmonarchie fällt auseinander, oder sie ist lebenskräftig und lebensfähig. Unter der einen und andern Voraussetzung frage ich mich, was sollen wir thun mit den §§ 2 und 3? Unter der einen und andern Voraussetzung habe ich mir gesagt, das Beste ist, dafür zu stimmen, sowie sie sind, das heißt gegen alle Zusätze und Abänderungen, und zwar aus folgenden Gründen. Zuerst setze ich voraus, die österreichische Monarchie fällt auseinander, da habe ich denn vor allen Dingen den Vorwurf abzuwehren, als ob wir es wären, die mit unserm Beschluß die österreichische Monarchie zertrümmern könnten, oder als ob wir es wären, die einen Feuerbrand hineinschleuderten in das vielleicht schon brennende Gebäude. Wenn man uns wirklich Dessen anklagen wollte, daß diese Paragraphen, falls sie von uns angenommen werden, die österreichische Monarchie zertrümmern könnten — ich weiß nicht, ob ich einer solchen Anschul-

digung nicht entgegenhalten würde, was Niebuhr Denjenigen entgegen hielt, die Friedrich den Großen angeklagt haben, daß er es sei, der die deutsche Reichsverfassung zertrümmert habe. „Ich habe noch nie gehört," sagt Niebuhr, „daß man Demjenigen, der die Leiche begräbt, nachsagte, er sei es, der den Mann erschlagen habe." Wenn die §§ 2 und 3, oder wenn irgend welche Paragraphen die österreichische Monarchie auseinander reißen, so ist sie schon zerrissen und geborsten, so ist sie unhaltbar und unrettbar verloren. Setzen wir nun voraus, daß es im Geschick so bestimmt sei. Was dann? Dann allerdings ist ein starkes Bollwerk dahin, und unwiederbringlich dahin, ein starkes Bollwerk, das Jahrhunderte aufgerichtet haben, erst gegen die Türken und dann gegen die Russen. Wir kennen die Sendung des großen österreichischen Gesammtstaates, wir wissen, weßhalb die Kaiserkrone auf den Häuptern der habsburgischen Dynastie sich festgesetzt hatte, und als mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche die Gefahr von den Türken vorüber war, begann die Gefahr von den Russen, von beiden das größere Uebel: und Oesterreich war bis zu dem letzten Jahrzehend auf seinem Posten zu finden. Wäre jemals Oesterreich auf diesem Posten nicht mehr zu finden, so leugne ich in der That nicht die Gefahr, die große Gefahr, die alsdann entsteht; aber um so größer ist die Nothwendigkeit, meine Herren, daß ein starkes und einiges Deutschland dastehe, um die Gefahr abzuwehren, die die österreichische Gesammtmonarchie nicht mehr abwenden könnte, ein starkes einiges Deutschland, gestärkt noch und geeinigt durch die Millionen in der österreichischen Monarchie, die zu Deutschland gehörten, und in diesem Augenblicke, Sie mögen sagen, was Sie wollen, noch zu Deutschland gehören. Wenn Sie wirklich das starke und einige Deutschland so hinstellen, dann wird Deutschland den Russen die Stirne zu bieten und der übrigen Bevölkerung des jetzigen österreichischen Gesammtstaats einen starken Anhaltspunkt zu bieten im Stande sein. — Ich komme nun zu der zweiten Voraussetzung, derjenigen nämlich, die österreichische Monarchie sei noch lebensfähig, das Fahrzeug sei noch seefähig, das Prachtschiff Austria sei seefähig auch jetzt noch, seitdem Der nicht mehr am Steuer wacht, der sonst in dem Congreß der Fürsten für sie gehandelt, für sie gedacht. Die österreichische Monarchie soll also fortbestehen. Was dann? Wie, meine Herren, dann sollten wir die Initiative ergreifen, die Initiative der Trennung der deutschen Länder der österreichischen Monarchie? Ich kann sie nur eine Trennung nennen, und ich nenne sie eine Initiative der Trennung, weil sie von uns ausgeht. Bis jetzt haben sie Schicksal und Verfassung mit uns getheilt, sie sollen sie künftig nicht mehr mit uns theilen, sondern eine besondere Verfassung haben, und nur durch ein Föderativband mit uns verbunden sein. Ich hoffe, wir haben

dabei nicht an das föderative Band des erſten Pariſer Friedens uns zu erinnern, eine Erinnerung von übler Vorbedeutung. Der erſte Paragraph wird aufgehoben, wenn Sie einen derartigen zweiten einſchieben. Das Gebiet des Reiches bleibt nicht mehr daſſelbe des bisherigen deutſchen Bundes. Meine Herren! Iſt es nicht ohne Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein großes Volk ſo viel Land und eine ſo große Bevölkerung aufopfert und darauf verzichtet ohne Schwerdtſtreich im tiefen Frieden, eine ſolche Bevölkerung, von der nicht bewieſen iſt, daß ſie nicht deutſch ſein wolle, von der wir gerade umgekehrt wiſſen, daß ſie zum großen Theile deutſch ſein will und deutſch bleiben wird. (Bravo!) Meine Herren! Iſt es nicht ohne Beiſpiel, zu präſumiren, daß ein Volk ſolche Opfer aus freien Stücken zu bringen bereit ſei? Darüber, was in dieſer Beziehung präſumirt wird, fragen Sie die preußiſchen Miniſter. Leſen Sie in den neueſten Debatten des preußiſchen Landtags nach, was der Miniſter Eichmann in Bezug auf unſere Beſchlüſſe vorausſetzt. Er erwartet als natürlich, daß wir nur eine Perſonalunion ferner wollen fortbeſtehen laſſen. Wir aber ſollten ſagen: „Nein, ſo ſtreng wollen wir nicht ſein; der preußiſche Miniſter irrt, wir werden ein anderes Verhältniß für Oeſterreich ſtatuiren?“ Statuiren wir ein ſolches für Oeſterreich, wie ſteht es dann, — um nur das Eine zu nennen, — mit Limburg? Man fragt uns, welche Macht werden wir haben, um unſeren Beſchlüſſen Folge zu geben? Ich frage dagegen, welche Macht hat man denn, um von dem öſterreichiſch Geſammtſtaate, von einer ſlaviſchen Mehrheit das Bündniß zu erzwingen, daſſelbe Bündniß, das man haben will, und wie man es haben will? (Bravo!) Aufgeben können Sie Oeſterreich. Das iſt leicht geſchehen, mit einem Hauch des Mundes können ſie es hingeben, aber ſie können den Geſammtſtaat, wie ſie es doch wünſchen, an das deutſche Intereſſe feſſeln, und ihm die Pflege des deutſchen Elementes ruhig überlaſſen? Mit wem haben Sie es zu thun? Nicht mit der Regierung allein; es bedarf einer Verhandlung zwiſchen dieſer Verſammlung und dem öſterreichiſchen Reichstag. Ich weiß gar wohl, es iſt nicht üblich im Völkerrecht, daß geſetzgebende Verſammlungen mit einander verhandeln. Doch iſt es nicht ohne Beiſpiel. Die Union Norwegens und Schwedens ward zwiſchen dem norwegiſchen Storthing und dem ſchwediſchen Reichstag vereinbart, und die Vereinbarung der Vertreter zweier freien Völker ward nur durch die Regierung publicirt. Ich ſage, Sie geben das deutſche Element auf, wenn Sie ſeine Pflege dem Geſammtſtaat überlaſſen, und es nur durch eine beſondere Bundesacte ſchützen. Sie geben es der ſlaviſchen Mehrheit des Reichstags hin. Die Erfahrung hat uns gezeigt, was in Beziehung auf das Geldausfuhrverbot, in Beziehung auf die böhmiſchen Wahlen eine Regie-

rung hat leisten können, die einer solchen Mehrheit gegenübersteht. (Hört! Hört! Sehr gut!) Und das, nachdem der Jubel bei der Wahl des Reichsverwesers die alten Sympathieen wieder geweckt hatte von einem Ende Deutschland's bis zum andern. Worauf denn zählt man, wenn man dem Gesammtstaat so willfährig sein will, um eine solche Initiative selber zu ergreifen? Zählt man vielleicht auf die Sympathieen der Magyaren? Ich warne vor diesem Rechnen und Bauen auf die Sympathieen, am Allermeisten auf die Sympathieen der Magyaren. Ich muß Sie bitten, mit mir auf einige Augenblicke den Aeußerungen des berühmten Redners der Magyaren, des Herrn Kossuth, zu folgen. Derselbe sagte in seiner Rede vom 3. August: „Wenn die österreichische Dynastie sich gegen die unaufhörlichen Machinationen der Reaction eine Zukunft sichern will, so muß Oesterreich in Deutschland unbedingt aufgeben." Das ist doch wohl deutsch genug? Hören Sie weiter: „Der Reichskriegsminister Peucker hat dem Wiener Provincialministerium befohlen, am 6. August die österreichischen Farben in der Armee abzulegen, und dafür die deutschen aufzustecken. Damit hört Oesterreich auf, ein souveräner Staat zu sein, kann an Ungarn keine Rechte mehr ansprechen. Sollte Doblhof dem Aufgehen Oesterreich's in Deutschland entgegentreten, so würde die österreichische Dynastie aus dem Reiche der europäischen Dynastieen verschwinden, und es erübrigt dem Kaiser und König nichts Anderes, als mit der ungarischen Nation den Grund zur zukünftigen Existenz der Dynastie in Ungarn zu legen." „Ungarn," sagte Herr Kossuth schon am 30. Juli, „Ungarn sei von allen Provinzen die größte, die ungarische Krone habe Rechtsansprüche an Galizien und Dalmatien; mit Croatien würde man sich vertragen. Se. Majestät würde dann über zwei Monarchieen herrschen der einen ungarischen zu Ofen, vollkommen souverän, in der anderen zu Wien, von Frankfurt abhängig." Wenn derselbe Kossuth sodann erklärt, „die österreichische Monarchie, im Fall sie gegen die Einheit Deutschland's einen Krieg führen wollte, hätte auf Ungarn's Hilfe niemals zu rechnen," so kann man sich über das Motiv dieser freiwilligen Adhäsion nicht täuschen: „Buda-Pesth würde ja, in Folge des „Aufgehens Oesterreich's in Deutschland," der eigentliche Schwerpunkt, das Centrum des Staatencomplexes." Nun, meine Herren, werden Sie mir verstatten, Ihnen ins Gedächtniß zu rufen, daß und in welchem Sinn ein Deutscher vor vielen Jahren Dasselbe aussprach, ein Deutscher in dem Augenblicke, wo Deutschland von Oesterreich sich abgewendet hatte? Es war Friedrich Gentz, welcher wenige Tage nach der Auflösung des deutschen Reichs am 1. August 1806 an Johannes Müller schrieb: „Er, Gentz, sei jetzt beschäftigt mit einem Plane zur Stiftung einer neuen österreichischen Monarchie. Wien müsse aufhören, Residenz zu sein; die deutschen Staaten als Nebenländer,

Grenzprovinzen betrachtet; der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufzuschlagen; eine neue Constitution für dieß Land; mit Ungarn, Böhmen, Galizien, und was von Deutschland blieb, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will: Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden, oder wieder erobert, sonst hat dieser Staat keine Wassercommunication; alles Uebrige in größter Fülle, und die Grenzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können." Ist's nicht, als wenn Kossuth aus deutschem Munde und im Jahre 1806 hier spräche? „Wenn dieß befolgt wird," fährt Gentz fort, und das entspricht den magyarischen Sympathieen, „wenn dieses befolgt wird, sollen Preußen und Deutschland zeitig genug bei dieser neuen Monarchie um Hilfe flehen." Das war die Ansicht eines Deutschen im Dienste des Kaisers von Oesterreich, als Deutschland sich von Oesterreich abgewendet hatte. Unter solchen Voraussetzungen, meine Herren, kommt man auf solche Entwürfe. Ich zähle auf keine Sympathieen für Deutschland unter den Völkern der österreichischen Gesammtmonarchie, ich zähle nur auf Interessen, und auf diese werde ich nachher zu reden kommen. Meine Herren! Unsere Sendung ist, das deutsche Element in Oesterreich zu stärken, statt es zu schwächen, statt es den slavischen oder magyarischen Sympathieen hinzugeben. Wenn wir aber die österreichischen Deputirten aus unserer Mitte entfernen, was dann, was sollen sie zu Hause sagen? Daß sie bei der zweiten Lesung, wenn wir den fraglichen Antrag annehmen, die Paulskirche räumen müssen. Das ist gewiß, daß sie nicht mit uns, und für uns, eine Verfassung machen können, die Oesterreich nicht binden soll, das ist ausgemacht. Man kann es umgehen, man kann davon schweigen, aber man hebt die sittliche, politische Nothwendigkeit nicht auf. (Mehrere Stimmen: Sehr richtig!) Nun, meine Herren, denken wir uns das Schlimmste, denken wir uns, nicht zwar durch unsere Beschlüsse, aber durch Ereignisse und Entschließungen des österreichischen Gesammtstaates komme es dahin, daß die österreichischen Brüder aus unserer Mitte scheiden müßten. Mir würde es ein so schwerer Tag sein, als irgend Einem hier, aber Das weiß ich, wenn sie uns verlassen, sie würden wiederkommen. Wenn Brüder von einander gehen, so sprechen sie: Auf Wiedersehen! Sie müssen wiederkommen, mein' ich; wir könnten es Einer ohne den Andern auf die Dauer nicht aushalten. Soll ich sagen, meine Herren, was unter vielem Erhebenden und Ermuthigenden, neben vielem Entmuthigenden, was mir das Erhebendste war? Es ist das Erscheinen, die Stimmung der österreichischen Abgeordneten in unserer Mitte. (Bravo!) Oesterreich, bis jetzt eine Welt für sich, Oesterreich, ein Buch für uns Andere mit sieben Siegeln, Oesterreich ist für uns aufgeschlossen,

wir finden dort denſelben Pulsſchlag der Neuzeit. Oeſterreich iſt mit einem Male eingetreten durch ſeine Abgeordneten in den Kreis der deutſchen Ideen, und der deutſche Herzſchlag iſt zugleich ein öſterreichiſcher, der öſterreichiſche zugleich ein deutſcher. Ich glaube, meine Herren, und beharre dabei, ſie würden wiederkommen unter der Vorausſetzung, daß wir ſie nicht loslaſſen wollen, aber nur unter dieſer Vorausſetzung. Nur wenn wir eine ſtarke Einheit organiſiren, und wenn von unſerer Seite der ausgeſprochene Wille da iſt, ſie ſollen und werden zu uns gehören, werden ſie wiederkommen. Sollte es ſich ſo geſtalten, daß ſie uns verlaſſen müſſen, nun dann mag von dort, von Oeſterreich, das trennende Wort ausgehen, aber nicht von uns. (Von mehreren Seiten: Bravo!) Wäre die Nothwendigkeit vorhanden, Niemand könnte ſie tiefer beklagen, als ich; jetzt aber iſt wenigſtens die Nothwendigkeit nicht an uns, dieſe furchtbare Initiative zu ergreifen. Wir, ſo viel an uns iſt, wir können Deutſchland nicht theilen wollen, träte aber die Nothwendigkeit ein, — nun ſo würde Oeſterreich die Unterhandlung zu eröffnen haben; die Unterhandlung würde zu Dem führen, was nicht ausbleiben könnte, zur engeren Allianz. Die würden wir erhalten, denn ſie wäre begründet auf gegenſeitige Intereſſen; ſie würde kommen, das hat keine Noth. Warum jetzt aufgeben, was wir haben, und von Anderen nur Das fordern, was wir auf jeden Fall erhalten, auch ohne dafür ein ſo ſchweres Opfer zu bringen? Meine Herren! Der Magyar, auf deſſen Sympathie ich nicht zähle, haßt Rußland recht gründlich, er weiß, daß er verloren wäre, wenn nicht ſeine Politik an das deutſche Reich ſich anlehnte. — Meine Herren! Ich will nicht fragen, was von Oeſterreich's Geſammtmonarchie übrig bliebe, wenn ſich Italien, und in nicht ferner Zukunft, wenn das größte Unrecht der Geſchichte geſühnt ſein wird, nicht durch leere Worte, nein, durch Thaten (anhaltendes Bravo), wenn auch Galizien ſich abgelöſt hat, — aber was die Südſlaven betrifft, ſo hab' ich meine Ketzerei für mich; ich muß es bekennen, ich halte die Bewegung nicht für eine ruſſiſche, ſie ſieht mir nicht ſo aus. Jellachich ſcheint ſich mir ſehr zu bemühen für den Geſammtſtaat, ich glaube nicht, daß er das Geſchäft des Kaiſers von Rußland thut, wenn er dafür eine Lanze bricht. Ich glaube, daß man in Rußland nicht ſehr zufrieden iſt, wenn Das, was früher eine feſte Militär-Grenze war, von Bajonnetten umſtarrt, wenn es ins Treiben kommt; wenn vom Süden her ein Häuflein nach dem anderen nach Oeſterreich herüberzieht und ſich einem ſlaviſchen Feldzeichen anſchließt. Ich glaube, man macht nicht das Geſchäft des Panſlavismus, wenn man ſich ſo gebahrt, wie Jellachich thut, man denke übrigens von ihm, was man will. Und ſo mögen wir auch dort nicht ruſſiſche Sympathieen, ſondern vielmehr Inter-

essen, die sich an Deutschland lehnen, voraussehen. Noch einmal, meine Herren, sollen wir die Initiative zur Trennung ergreifen? Mich gemahnt es jener Theilung der Monarchie Karl's des Großen, mich gemahnt es jenes unglückseligen Vertrages von Verdun, dessen tausendjährige Wiederkehr Viele gefeiert haben, ohne zu bedenken, was er bedeutet. Dadurch, daß man meinte, es sollen die einzelnen Theile gesondert zwar, aber durch ein Föderativband umschlungen werden, dadurch ist Karl's des Großen Monarchie zerbrochen. Man hatte geglaubt, das deutsche Element stärken zu können, und das romanische Element hat vorgewaltet. Abgefallen für Deutschland, getrennt sind für immer die Gebiete, denen die Staatsweisheit eine ewige Allianz zugedacht hatte, und es ist für unsere Kaiser Italien ein Irrlicht geblieben, von dem man sich dachte, daß es in einer Beziehung zu uns stehen müsse, weil es einst zu Karl's des Großen Reich gehörte, unerachtet man darauf verzichten mußte, es einzuverleiben. — Ich komme auf Das, was der letzte Redner *) des gestrigen Tages mit schönen und staatsmännischen Worten geschildert hat, auf die große Mission Deutschland's durch Oesterreich nach dem Osten hin. Gewiß, meine Herren, diese Mission muß erfüllt werden, sie ist groß, ist schwer, um so schwerer, weil Oesterreich seit einem Jahrzehent, ich will es genauer präcisiren, seit dem Jahre 1835 vollständig aufgehört hat, seiner Mission zu genügen. Dort ist der Grund erst wieder zu gewinnen, den man in Rußland hingegeben hat. Nehmen Sie jene Verträge, auf welche Oesterreich eingegangen ist, jenen unglücklichen Donau-Vertrag vom 25. Juli 1840. Die Donau ist dadurch ein Strom geworden, der ganz von Rußland dependirt. Es heißt da im zweiten Artikel: Zur freien Fahrt in den schiffbaren Donaumündungen sind berechtigt die österreichischen Kauffahrer, und die jeder anderen Nation, welche das Recht hat, das schwarze Meer zu befahren, und welche im Frieden mit Rußland steht." Also selbst die Flagge der Türkei, wenn sie mit Oesterreich im Frieden wäre, nicht aber mit Rußland, wäre ausgeschlossen. — Dann der Dardanellen-Vertrag von 1841, welcher das schwarze Meer zu einem russischen Binnensee stempelt, von welchem alle anderen Kriegsflaggen ausgeschlossen sind, während in Sevastopol die russische Kriegsflotte sich befindet. Was die Donau noch ferner anbelangt, von der Sulinamündung will ich nicht sprechen, aber was ist denn geworden aus dem Kanal von Czernawoda nach Kustendschi? Nichts ist geschehen; der russische Einfluß ist überall; er muß erst wieder beseitigt werden. Meine Herren! Es ist die Mission Deutschland's, mittelst Oesterreich's sich dort wieder in den Besitz zu setzen, und den Einfluß zu üben, welcher deutsche Gesittung, deutsche Art und deutsche Macht weiter tragen kann. Aber, meine Herren, wer den Zweck will, muß auch

*) Heinrich v. Gagern von Darmstadt.

die Mittel wollen. Machen Sie Deutschland stark, und es wird seine Mission erfüllen. Wie sollen aber, wie würden wir auf den Osten, auf die herrliche Levante, wirken können, wenn wir nicht die Macht haben, Das zu assimiliren, was uns gehört hat, und noch gehört? (Beifall.) Vielmehr, meine Herren, Deutschland und die deutsch-österreichischen Lande mit Deutschland in einer Verfassung geschlungen, das ist ein Staatskörper, der ein Gegengewicht behaupten, und eine Anziehungskraft üben wird. In einem Stück endlich bin ich vollständig einig mit dem letzten Redner des gestrigen Tages. Sie sollen nicht zögern, hat er Ihnen zugerufen, die Hand ans Werk zu legen, Sie sollen die aufschiebenden Anträge zurückweisen. Darin würde ich ein großes Verderben erkennen, wenn wir jetzt nicht den Muth hätten, zu entscheiden. In welchem Sinne zu entscheiden ist, darüber erinnere ich mit Vergnügen an die Aeußerung desselben Redners in der Darmstädter Kammer am 24. März d. J.: „Oesterreich," hat er damals gesagt, „Oesterreich ist im Begriff, sich erst in sich neu zu gestalten, das wechselseitige Verhältniß der verschiedenen in ihm vereinigten Nationalitäten zu einander zu bestimmen. Die Frage, ob und welche Gemeinschaft unter uns bestehen wird, ist noch nicht gelöst. Wir aber können bis dahin nicht die Hände in den Schooß legen. Wir müssen voranschreiten zur Constituirung Deutschland's, Oesterreich überlassend, künftig seine Rolle darin selbst zu finden." Ich hoffe, meine Herren, es wird dabei bleiben, daß es Oesterreich überlassen ist, seine Rolle zu finden, daß wir nicht davon ausgehen, Oesterreich eine Rolle anzuweisen, die eigentlich keine Rolle ist, daß wir also Oesterreich nicht von der künftigen Verfassung Deutschland's ausschließen, es nicht auf ein anderes Verhältniß, nicht im Voraus auf eine „besondere Bundesacte" verweisen. (Beifall.) Endlich, meine Herren, bei Ihrer Entscheidung mag Ihnen der Gedanke vorschweben an das deutsche Element, den deutschen Geist in Oesterreich. Ich nenne es ein Zeichen guter Vorbedeutung, daß die Jugend überall sich für Deutschland erklärt hat, denn der Jugend gehört die Zukunft. Vertrauen Sie dem Geiste der deutschen Jugend in Oesterreich. Ich weiß, daß die Morgenröthe, die dort aufgestiegen war, getrübt und gedunkelt worden ist; ich weiß, daß nicht immer ein stetiges, reines und klares Licht dort geleuchtet hat. Aber der deutsche Geist ist da, er ist dort und er ist hier unter unseren österreichischen Brüdern. Wir haben auch an dieser Stätte uns erst an dem Funkensprühen dieses Geistes erfreut, des Geistes der deutschen Jugend, welche dem Kaiser die deutsche Fahne in die Hand gegeben, und zum Fürsten Metternich gesprochen hat: „Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen." (Stürmischer Beifall!)

Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Rede von Eisenmann	16
„ „ Reitter	26
„ „ Giekra	35
„ „ Wagner	54
„ „ Schneider	62
„ „ Uhland	67
„ „ Berger	71
„ „ Groß	80
„ „ Wurm	85

Dem

Andenken

unſerer unvergeßlichen

Wilhelmine Gmelin,

geſtorben den 7. Auguſt 1806.

von

ihren Freundinnen.

Tübingen
gedruckt bey Reuß und Schmidt.

Fern von Reigen, fern von Scherzen,
Stehn wir heute ernſt und ſtill;
Schau'n uns an mit ſtummen Schmerzen,
Wiſſen doch, was Jede will.
Ein Gefühl umfaßt uns Alle,
Ach! ein mächtiges Gefühl!
Und in Eines Namens Halle
Liegt uns ſo unendlich viel.

Laßt uns dieſe Stille brechen,
Die das volle Herz beſchwert!
Laßt uns von den Tagen ſprechen,
Durch die Freundin uns verklärt!
Wo wir mit der Guten wallten,
Nennet jeden ſchönen Ort!
Wer ein Wort von Ihr behalten,
Sag' uns dieſes theure Wort!

Welche ſeltſamen Gefühle
Giebt uns jene goldne Zeit!
Schon im kindlich frohen Spiele
Seh'n wir Sie dem Tod geweiht.
Als ſie noch ſo ſchön geglänzet,
Blumenreich, im weißen Kleid:
Damals war Sie ſchon bekränzet
Für das Feſt der Ewigkeit.

Heute werde, oder nimmer,
An den dunkeln Tod gedacht!
Heut' erhellt ein ſanfter Schimmer
Seine öde, bange Nacht.
Unſre Freundin, ſchön und heiter,
Wandelt auf der lichten Bahn,
Wandelt unter Blumen weiter,
Langt im ſchönſten Garten an:

„Folgte keine meinen Schritten?
„Mußt' ich gehen ganz allein?
„Weil ich gar ſo viel gelitten,
„Darf ich hier die Erſte ſeyn.
„Harren will ich, o ihr Theuern!
„Hier in dieſem ſchönen Raum,
„Bis wir wieder Alle feiern
„Einer neuen Jugend Traum."

01/GF 3797 U21

DER

ROSENGARTEN VON WORMS

VON

LUDWIG UHLAND.

(SEPARAT-ABDRUCK AUS PFEIFFER'S GERMANIA VI, 3 HEFT.)

N8<29062638

N8<29062638

N8<29062638

WIEN.
VERLAG VON TENDLER & COMP.
(PÖTZELBERGER & FROMME.)
1862.

64
855427

II. DER ROSENGARTEN VON WORMS.

Die Lieder vom großen Rosengarten, die auf gleicher Grundlage doch in der Ausführung mehrfach verschieden sind, bringen den jugendlichen Dietrich von Bern und seine Genossen mit den rheinischen Recken je in der Zwölfzahl zu ebenso vielen Einzelkämpfen zusammen, mittelst welcher Kriemhild, König Gibichs Tochter, in einem rosenblühenden Garten bei Worms die gegenseitige Heldenkraft sich messen lässt[1]). Als Bestandtheil des Gesammtkreises deutscher Heldensage betrachtet, insbesondre als Nachwuchs des Nibelungenliedes, haben die genannten Gedichte viel ungünstiges Urtheil erfahren. Der treueste Pfleger dieses Rosengartens findet in demselben, von solcher Seite angesehen, einen der letzten Triebe der erlöschenden epischen Kraft, abendliches Hinneigen der ernsten Sage zum Scherz und märchenhaften Spiele, eingedrungene Roheit der Sitten, Herabsinken der Volksdichtung nach innerem Gehalt und äußerer Form[2]). Dennoch ist, selbst vom Gesichtspunkte des epischen Werthes, den Rosengartenliedern ein tüchtiges Festhalten der Charaktere, welches den höfischen Dichtern mangle, zuerkannt worden und es bezieht sich dies besonders auf den Helden Dietrich im Verkehr mit seinem alten Meister Hildebrand und auf die ergetzliche Gestalt des streithaften Mönches Ilsan[3]); überhaupt konnte die

---

[1]) Den Texten, welche W. Grimm in der Hauptschrift (Der Rosengarte etc. Gött., 1836) mitgetheilt oder nach Klassen (A bis E, Einl. 11 f.) verzeichnet hat, sind durch ihn noch die Bruchstücke in der Zeitschr. f. d. Alt. 11, 243 ff. 536 ff. und, als Nachlass, in den Abhandl. der Berl. Akad. 1859, S. 484—500 gefolgt; hiezu kommen die Abdrücke aus der Pommersfelder Hds. durch Bethmann in der Zeitschr. f. d. Alt. 5, 369 f. und durch K. Bartsch, Germ. 4, 1 ff.

[2]) W. Grimm, Roseng. Zueign. VII. Einl. I. LXXVIII f. Heldens. 348. Abh. der Berl. Akad. 1855, S. 2. 1859, S. 500. Zeitschr. f. d. Alt. 11, 562. Vgl. W. Wackernagel, Gesch. der d. Lit. 211. Koberstein, Grundr. 4. Ausg. 1, 236 ff. Gervinus, Gesch. der poet. Nat. Lit. 3. Ausg. 2, 102 ff. Vilmar, Gesch. der d. Nat. Lit. 3. Aufl. 1, 152 ff.

[3]) Heldens. 371. Wackern. a. a. O. Simrock, kl. Heldenb., 2. Aufl. IX: 'die großen Schönheiten des Gedichts.'

volksthümliche Rüstigkeit, wie sie durch das Ganze waltet, ihren gewinnenden Eindruck doch nicht verfehlen. Als Grundgedanke und eigentlicher Inhalt wird bezeichnet: daß Dietrich und Siegfried, die beiden Hauptheldeu der Sage, sich mit einander messen, Dietrichs höhere Kraft aber trotz aller Hindernisse sich in vollem Glanze bewährt (W. Grimm, Roseng. Einl. LXI, vgl. Zueig. VI und Bruchst. in d. Abh. d. Berl. Ak. 499; Vilmar 1, 152 f.). In den Liedern selbst ist dieser Gedanke durch die Königin und ihre Frauen ausgesprochen (C. 1873–75. 1982–85. D. 2013 f., vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 5, 369). Man setzt kaum eines derselben in vorhandener Gestaltung über die zweite Hälfte des 13. Jhd. hinauf (Heldens. 371. Roseng. Einleit. LXXVIII f. Bruchst. 499; vgl. Wackern. 202. 211. Bartsch in Germ. 4, 2 f.). Außerhalb der Lieder selbst ist das früheste, ausdrückliche Zeugniss vom Streit im Rosengarten noch immer jenes in Ottokars österreichischer Chronik, gegen Ende des 13. Jhd., eine Vergleichung mit der Heldenkraft, welche Dietrich von Bern wider den hürnenen Siegfried im Rosengarten erzeigt habe[4]). Es sind aber noch sonstige Dichtwerke beizuziehen, die, meist auch in einer Reihe von Sonderkämpfen, den zwischen Dietrich und Siegfried hervorstellen, welcher sich oben als epischer Gipfel des Rosengartenstreits ergeben hat. Um dieselbe Zeit mit der Zeugschaft Ottokars ist Thidrikssaga abgefasst, die zwar keinen Rosengarten nennt, obschon sie hauptsächlich aus deutschen Quellen geschöpft hat, aber den Kämpfen der von Bern gekommenen Helden mit König Isung und seinen Söhnen zum Schlusse gleichfalls den Zusammenstoß Thidriks mit Sigurd anreiht (Ung. 182–207. Hylt. 134–159; vgl. Heldens. 347 f.). Hier freilich und noch mehr in den mit der Saga verwandten, dänisch, schwedisch, färöisch erhaltenen Volksliedern (Grundtvig 1, 63 ff. Arwidss. 1, 13 ff. 405. Afzel. Sagoh. 1, 65 ff.), ist unter die Helden auf Thidriks Seite beträchtliche Verwirrung gekommen, so daß zu seinen Kämpfern Högni, Gernot und Volker zählen, sogar der Riesenname Fasold. Der ersten Hälfte des 14. Jhd. gehört muthmaßlich das Lied von der Schlacht vor Raben an (Heldens. 207. Koberst. 240, Anm. 3.

---

[4]) W. Grimm, Heldens. 170. Roseng. Einl. LXXVIII. Bruchst. a. a. O., vgl. Koberstein 1, 224. Eine Andeutung, die über 1295 hinaufgeht, Germ. 1, 312. Anm. 27 (*unus de XII pugilibus* gemahnt hier an *die zwelf kempfen* im Rosengarten, v. d. Hag. Ausg. 4°, 568. 578).

Wackern. 211) ‚in welcher Dietrichs Zweikampf mit Siegfried den Ausgang nimmt, daß Letzterer, unter seinen Schild niedergestreckt, sich dem Berner gefangen geben muß (Str. 646—684). Viel früher, um 1225, wird die Abfassung des weitschweifigen Dichtwerks Biterolf und Dietleib angesetzt (Wackern. 210, vgl. Gödeke d. Dicht. im Mittelalt. 305), welches den großen Wettkampf aller Helden wirklich schon vor die Königsstadt Worms entbietet und zwar eines Rosengartens nicht gedenkt, aber den Hader des Scharmeisters Hildebrand mit seinem vor Siegfried zurückscheuenden und nun erst zu dämonischem Zorne gereizten Zögling umständlich vorführt (Dietl. 7803—12. 7852—8170. 11106—44; vgl. Heldens. 126. Roseng. Einl. LXVII f.). Weisen die Rosengartenlieder, in all ihrem Wechsel, und die ihnen verwandten Denkmäler auf eine gemeinschaftliche Grundlage, ein ursprüngliches Gedicht hin (Einl. LXXIX), so muß dasselbe, damit aus ihm seit der ersten Hälfte des 13. Jhd. die verschiedenen einfachern und gehäufteren Zubildungen hervorgehen konnten, um ein Ziemliches höher hinaufgesetzt werden. In jenen Liedern waltet auch fortwährend ein frischer, lebendiger Hauch, der im früheren Schriftwerk, eben im Dietleib, bereits verflogen ist. Sie erstatten damit zur Genüge, was an mittelhochdeutscher Regel ihnen abgeht.

Zudem ergeben sich beachtenswerthe Anzeigen, daß der epische Inhalt, wie er jetzt erscheint und die gelehrte Forschung vorzugsweise beschäftigt hat, nicht für den anfänglichen Bestand und Sinn der Dichtung anzusehen sei. Die ungleichen Bearbeitungen des gemeinsamen Stoffes theilen sich in solche, die den König Etzel und die Hunen als Fahrtgenossen an den Rhein, den Markgrafen Rüdiger als Mitstreiter einmischen, dann in andre, denen diese Ansätze fremd geblieben sind, und es hindert nichts, die ganze Hunenschichte wieder abzulösen (Einl. LXII f.). Siegfried, das Königshaus von Worms und dessen namhafteste Dienstleute sind als Abschattungen aus dem Nibelungenliede aufgewiesen, sie mußten für dieses der Erfüllung ihres Geschickes vorbehalten bleiben und ihr Kampf ist darum ein Spiegelfechten [5]). Doch gilt es nicht bloß verneinend

[5]) Nur die Vorrede des Heldenbuchs lässt missverständlich den hürnenen Siegfried im Rosengarten erschlagen werden, somit auch Kriemhilds Rachewerk zunächst gegen Dietrich und die Wülfinge gerichtet sein (v. d. Hag. Heldenb. v. 1855. 1, CXXI. CXXV. Heldens. 294, 11. 298 f. 319 f., Nr. 165). — Als mordlustige Streitstifterin ist Kriemhild selbst erst aus der Nibelungennoth herübergekommen, vgl. Roseng. 60—62. 434. 1105 mit Nib. 1992. 2023. 2290 f.

wegzuschieben. Jetzt erst tritt augenfällig ein andrer Schlag von Kämpen hervor, das Geschlecht der Riesen, sie streiten ernsthaft und fallen auf der Wahlstatt. In mehreren Texten sind die vier ersten Kämpfe von rheinischer Seite den gewaltigen, unter sich blutsverwandten Riesen Pusold, Ortwin, Schrutan und Asprian zugetheilt und dies ist ein alter Sagenkern, der noch darin forttreibt, daß mitunter selbst Hagen und Volker, ebenso nachmals Siegfried, zu Riesen gestempelt werden (Einl. X. Heldens. 301. 356. 390). Auch der Rheinferge Norprecht, der die Amelunge überschiffen muß, wird als Riese genannt und hat zwölf gleichartige Söhne (Einl. XXIV). Sogar von Dietrichs Streitern arten in den Riesenstamm die Gesellen Wittich und Heime, letzterer heißt ausdrücklich ein junger Riese und ist als solcher durch überzählige Ellenbogen und Hände gezeichnet (ebd. XX); Dietrich selbst lässt hier, wie sonst vorzüglich in Riesenkämpfen, den dämonischen Feuerathem sprühen (ebend. XIII) und an seinem Gegner Siegfried ist dann gleichfalls das Wunderbare, die Hornhaut, die eben durch jenen Feuerhauch geschmolzen werden muß, besonders hervorgehoben (ebd. V. Roseng. 1664—67. 1918—21); sogar im nüchternen Gedichte von Dietleib raucht und lodert Dietrichs Zornglut[6]. Mit solchen Merkmalen erschließt sich für die jetzt episch zugebildeten Rosengartenlieder ein mythischer Hintergrund[7].

Dies soll, unter Bezug auf die mitfolgende Stammtafel des Riesengeschlechts (Beil.), an den beiden im deutschen Mythenkreise bedeutendsten Gestalten des Rosengartens, Asprian und Dietrich, näher aufgewiesen werden.

Asprian, ein nach allen Fassungen des Liedes, einzig das neuestgedruckte Bruchstück ausgenommen, mit Wittich streitender Riese, heißt 'der Ungeheure', ist oberhalb des Gürtels sieben Klafter lang, kennt selbst in aller Welt seines Gleichen nicht, trägt zwei Schwer-

---

[6]) Nichts findet sich davon in dem gänzlich episch gehaltenen Endesstreite des Nibelungenlieds; die Saga lässt hiebei durch Thidriks Erglühen den Widerstand Högnis brechen, Letzterer ist ihr aber auch nicht bloß menschlicher Art, sondern der Sohn eines Alfs (Ung. 332. Hylt. 260).

[7]) Die angenommene regelrechte Theilung der zwölf Streiter, doch nur auf rheinischer Seite, in drei Klassen gleicher Zahl, vier Riesen, vier Recken, vier Könige (Lachmann zur Klage S 308 f. vgl. S. 289; W. Grimm, Einl. LXXII. Bruchst. 499 f.; Simrock, kl. Heldenb. VIII), bedürfte selbst noch einer inneren Begründung.

ter in einer Scheide und ficht mit beiden zugleich, sogar vier Hände werden ihm ertheilt (Einl. XII). Seiner Herkunft wird hiebei nicht gedacht, dagegen lässt Thidrikssaga von Nordian, einem Sohne des Königs Wilkinus, vier riesenhafte Söhne stammen: Etgeir oder Atgeir, Aventrod, Widolf mit der Stange (*mittumstangi*) und Aspilian oder Asplian, letztgenannter ist Nachfolger des Vaters im Königthum (Ung. 28 f. 33. 185. Hylt. 21. 23 f.). Die alte Vorrede des Heldenbuchs weiß nichts von Wilkinus und Nordian, ihr sind Mentiger und Gudengart die Eltern von Ecke, Vasolt und Abendrot; vermisst werden hier die in der Saga mit Aventrod genannten Brüder Atgeir, Widolf und Aspilian[8]). Nicht als Brüder, wohl aber als unzertrennliche Kampfgenossen, gehen Asprian und Widolt, nebst einem weitergenannten Riesen Grimme, zusammen in dem Gedichte vom König Rother aus dem 12. Jhd. Dem Aufgebote Rothers zur Fahrt nach Konstantinopel, um seine gefangenen Dienstmannen zu erlösen, folgt auch Asprian, König des fernen Riesenlands, mit zwölf ihm dienstpflichtigen Riesen, darunter Widolt, der seiner Wildheit wegen an der Kette, wie ein gebundener Löwe, mitgeführt wird, und, wenn losgelassen, mit seiner Eisenstange wüthend um sich schlägt; Asprian selbst wirft des Griechenkönigs gezähmten Löwen an der Salwand in Stücke (Roth., Massm. Ausg. 624 ff.) In das unbekannte Land König Asprians, wie es im Rother bezeichnet wird (ebd. 625, vgl. Nib. 1412, 4), bringen die Bruchstücke eines altniederländischen Gedichts den Kaiser Karl (*Karel*). Er ist zu Schiff in dieses Riesenland gekommen. *Gernout*[9]), in Karls Gefolge, hat einen Bären bei sich, Wisselau genannt, der Alles versteht und thut, was sein Herr, der ihn: 'süßer Freund!' anredet (*Wisselau, sote vrient*), in einer nur ihnen beiden bekannten Sprache sagt und gebietet. Der Bär greift einen entgegenkommenden Riesen an und zerreißt ihn. Auf den Hülferuf des Riesen eilt König Asprian (*Espriaen*) mit seinen Gesellen herbei und verlangt, daß Gernout

[8]) Die Vorrede (v. d. Hag. Heldenb. Leipz. 1855. 1, CXV) hat hiebei mehr das Eckenlied im Auge, Asprians erwähnt sie früher (CXIII), ohne seine Verwandtschaft zu berühren, neben Schrutan, mit Rücksicht auf das Rosengartenlied, in welchem, nur nach einem Texte, auch *Vasolt* statt Pusolds genannt ist (Einl. IX).

[9]) Vgl. Förstemann, Namenb. 1, 512: *Gernolt*. Der Name trifft genau weder mit *Gêrnôt* zu, obgleich in der schwedischen Dietrichssage (Hylt. 127 etc.) Kriemhilds Bruder auch *Gernholt* geschrieben wird, noch mit *Gêrolt*, wie Karls des Gr. sagenberühmter Schwager und Heerführer im sächsischen und slavischen Kriege hieß.

den Bären festgebunden im Schiffe halte: 'käm' er in meinen Sal, er zerbiss' uns alle.' Sofort kehrt der König mit den Riesen in seine Burg zurück, Gernout aber zieht dem Wisselau einen kostbaren Rock an, den er demselben am Hofe zu Achen hatte machen lassen, und nun folgt auch Karl mit seinen Genossen und dem von Gernout geführten Wisselau zur Burg nach. Der Thorwächter flieht erschrocken, sie setzen sich im Sale, wo Gernout den Wisselau für einen dienstbaren Kämpen ausgibt. Bald jedoch kommt eine flüchtige Menge von Schenken, Truchsäßen, Köchen in den Sal gestürzt, mit solchem Gedränge, daß sie Hals, Arm und Bein brechen, hintennach läuft Wisselau mit einem großen Kessel, darin er den Hauptkoch gesotten hat, den er jetzt vor Aller Augen zu verzehren sich anschickt. Asprian will sich auf einen Thurm retten, seine Riesen sind auf die Balken geklettert, Gernout aber hält den König fest und sucht durch einen scheinbaren Ringkampf mit dem voraus unterrichteten Bären zu beweisen, daß er dessen Meister sei, was die Riesen höchlich in Verwunderung über die Stärke der kleinen Männer setzt. Das Blatt bricht damit ab, wie die unlieben Gäste nach gehaltener Mahlzeit zur Ruhe gehen wollen [10]).

Einen förmlichen Eilfkampf Dietrichs und seiner Wülfinge mit gleich vielen Riesen der Wildniss von Tirol, denen kein Heldenname beigemengt ist, bringt noch das ausgedehnte deutsche Lied von Dietrichs erster Ausfahrt; hier wird Asprian, als sechster Streiter auf Riesenseite, von Blödelin erlegt, der durch Bekämpfung dieses maßlos großen und starken, in gar manchem Streite (*in pergen und in grüne*) versuchten Riesen anstrebt, daß man davon bis an den jüngsten Tag singen und sagen müße [11]).

Zu den deutschen Darstellungen gibt Thidrikssaga ihre Seitenstücke, wobei sie den in jenen vergessenen, von ihr aber vornherein

---

[10]) Den Inhalt der zwei Pergamentblätter, soweit er lesbar war, hat der Besitzer derselben, C. P. Serrure in Gent, abdrucken lassen in seinem Vaderlandsch Museum etc 2. Deel, Gent 1858, S. 265—284. Vgl. Mone, Niederl. Volkslit. 35 f. 396 f. Myth. 745. Das Gedicht setzen Serrure und Mone in das 12., die Hds. in das 14. Jhd.

[11]) Stark, Str. 671 bis 674 (v. d. Hag. Str. 740 bis 743); man vgl. Str. 671: *hie muß ein streit von uns geschehn, | das man pis an den jüngsten tag | dar von müs singen unde jehn* mit Roseng. Gr. 531 f.: *Wær ez daz uns gelunge, | her nâch über tûsent jar | man von uns seit und sunge.* — Die ungemischte Eilfzahl der Riesen erscheint noch in einer zweiten gleichartigen Kampfgruppe der Ausfahrt, Stark, Str. 709 ff. (v. d. Hag. Str. 862 ff.)

angeknüpften brüderlichen Verband der Nordianssöhne festhält (Ung. 33 f. Hylt. 23 f.), obschon auch sie diese Riesenbrüder sonst wieder mehrfach auseinandersprengt (Ung. 51. vgl. Hylt. 32 f.). Die Abenteuer der Brautfahrt, die im Rother unter Einfluss der Kreuzzüge ausgemalt sind, lauten in der Saga, davon unberührt, auf Osantrix, den König von Wilkinenland, der um die Tochter des Hunenkönigs Milias freit und in dessen Gefolge die vier riesenhaften Brüder gehen: König Aspilian, Widolf mit der Stange, Atgeir und Aventrod, die ihn an der Eisenstange führen (Ung. 33 f. 42 f. Hylt. 23 f. 26); aber hier, wie im Rother, sind die Riesen doch nur als Beiwerk einer Heldensage verwendet. Dem niederländischen Bruchstücke von Wisselau gegenüber steht ein weiterer Abschnitt des norwegischen Sagenwerks: Widga, Thidriks Mitstreiter in einer sonst siegreichen Schlacht des Berners und Attilas wider König Osantrix, ist durch Widolfs Stange niedergeschlagen und von dem fliehenden Feinde gebunden fortgeführt worden. Hierauf gesellt sich Wildifer, ein andrer Kämpe Thidriks, dem Hauptspielmanne desselben, Isung, um durch eine List den Gefangenen zu befreien. In eine Bärenhaut eingenäht, wird er vom Spielmann am Halsbande geführt. Am Hofe des Königs angekommen, schlägt Isung meisterhaft die Harfe und darnach spielt und hüpft sein Bär, den er *Vizleo* (Wisselau) nennt, zu allgemeinem Erstaunen. Osantrix will aber auch die Tapferkeit des Thieres erproben, auf einer schönen Wiese werden vor der versammelten Menge sechzig große Jaghunde auf Wizleo losgelassen. Mit dem Könige sind dabei seine Dienstmannen unbewaffnet gegenwärtig, unter ihnen der gefesselte Widolf, geführt von seinem Bruder, dem Riesen Abentrod. Der Bär ergreift den größten Bracken und erschlägt damit zwölf andre der besten Hunde. Zornvoll hierüber, läuft der König mit gezogenem Schwerte den Bären an und haut ihm in den Rücken, das Schwert spaltet die Bärenhaut, dringt aber nicht in die Brünne darunter. Als nun Osantrix zu den Seinigen widerkehren will, rafft Wildifer sein Schwert aus des Spielmanns Hand, läuft dem Könige nach und schlägt ihm das Haupt ab. Auch die Riesen Aventrod und Widolf rennt er an und erschlägt sie. Widga wird befreit und kehrt zu Thidrik zurück (Ung. 146 ff. Hylt. 104 ff.). Hier nun ist der schon früher als Gefolgsherr der Riesenbrüder eingeführte König Osantrix sichtlich statt des wegfallenden Hauptriesen Aspilian eingetreten, während dem niederländischen Wisselau gegenüber König Espriaen noch richtig seine Stellung

behauptet. Aspilian mußte für Heimes streitbares Mönchthum zum Schlusse der Saga aufgespart bleiben, dagegen ist der Sagenschreiber mit Osantrix in große Verwirrung gerathen, welcher nachher noch ein- oder zweimal getödtet wird (Ung. 259. 303. Hylt. 185. 231. Heldens. 180, c); zwar suchen einige Handschriften nachzuhelfen, indem sie den König Wildifers Streichen entrinnen lassen (Ung. 153, 1), damit ist aber dem Bärenspiele die Spitze gebrochen. Vermisst wird der Name Aspilian auch in demjenigen Theile der Saga, der sonst dem Rosengarten am anerkanntesten nahe kommt (s. ob. 308): in den dreizehn Sonderkämpfen Thidriks und seiner Begleiter mit dem König Isung von Bertangaland, dessen eilf Söhnen und dem jungen Sigurd, den auch hier zum Schlusse Thidrik selbst besiegt; als Riese genannt ist dabei nur Aspilians Bruder Atgeir, der Isungs Grenze hütet und schon vor den Hauptkämpfen vom Schwerte Widgas, seines Verwandten, fällt (Ung. 184—189. Hylt. 137—140).

Für die Erklärung all dieser deutschen und deutschnordischen Sagengebilde, die sich durch Namen und Inhalt auf Asprian beziehen und einander gegenseitig ergänzen, tritt am augenfälligsten der Bärenkampf hervor. Mit gutem Grund ist derselbe, schon vor der vollständigen Bekanntwerdung des niederländischen Bruchstücks, den Aufzügen zugezählt worden, in welchen bei der Frühlingsfeier, zu Mittfasten oder am ersten Mai, der Bär leibhaftig oder dem Namen nach, umgeführt wurde, wie besonders der Bär und der Knabe mit dem Schwert im Lätarezuge des Domprobsts zu Halberstadt (Myth. 745, vgl. 743). Seines winterlichen Pelzes unerachtet, ist der Bär ein Bote des Sommers. Die Skalden nannten den Winter: Nacht oder Schlaf des Bären, den Sommer: des Bären Tag (Fornald. S. 1, 477. Egilss. 57[b]. Olafsen, om Nordens gamle Digtek. 100. Lex. myth. 751); nach dem nordischen Kalenderglauben gräbt der Bär am 7. Okt. sein Lager für den Winterschlaf (Lex. myth. 842), am 12. Jan. legt er sich auf die andre Seite, auf den 22. Mai fällt in Norwegen *björnevok*, Erwachen des Bären, sein Austritt aus der Grube (ebd. 751. 786. 809. 856). Für weniger nördliche Länder mußten die Fristen andre sein. So war der König der germanischen Thierwelt (Reinh. F. XLVII ff.), der auch allem Volke zum Ergetzen diente (J. Grimm, lat. Ged. des 10. und 11. Jhd. XV. W. Wackernagel, in Haupts Zeitschr. 6, 185 f.), wohl geeignet, im Aufzuge des Frühlings mitzugehen und zu mythischer Symbolik verwendet zu werden, wenn man in Liedern oder Festspielen den Sieg

des Sommerhelden über die Winter- und Sturmriesen darstellen wollte. *Wisselau*, *Wislau*, der niederländischen Zeugnisse, d. h. Wenzel (Myth. 745), Bär der böhmischen Wälder, lautet in der Saga fast unkenntlich *Vizleo* (Ung. 151. Hylt. 108 im acc.: *wisa leon*); aber auch der Name des hier in die Bärenhaut vermummten Helden, *Vildiver*, *Villifer*, ist auf ein ahd. *Wildpero*, wieder als Bezeichnung eines Waldbären, gedeutet worden (Myth. 745). Beirren kann, daß gleichmäßig auf der entgegengesetzten Seite des Streites sich Namen finden, welche den Bären bezeichnen. Beiden Theilen gemeinsam ist *Isung*. So heißt, doch wohl nur durch spätere Herübernahme, der Führer des *Vizleo-Vildiver*, der Hauptspielmann Thidriks; ebenso dann auch der König von Bertangaland, der sammt seinen eilf Söhnen die dem Rosengarten entsprechenden Sonderkämpfe besteht. Nun begegnen als skaldische Benennungen des Bären: *îsolfr* (Sn. 1, 589; 2, 484. 567. 626[b]; Egilss. 441[a]: *fera glacialis*), *îsungr* (Sn. 1, 479, Anm. 15), doch wohl für *îsungr*, Abkömmling des Eises. *Îsolfr* und *Îsungr* stehen zwar auch in der Liederedda als Mannsnamen (Sæm. 69, 21. 85, 20), ebenwie ahd. in Urkunden des 8. und 9. Jhd.: *Isulf* (*Isolf*), *Isunc* (Förstem. 1, 804 f.), letztere Form aber ist patronymisch und da die Söhne des Königs von Bertangaland in den Zweikämpfen nicht einmal eigens genannt sind, sondern als erster, zweiter Isungssohn u. s. f. das Feld betreten [12]), so scheint der ganzen Sippschaft hier nur der ursprüngliche Geschlechtsname verblieben zu sein. Im Rosengarten aber fällt auf dieselbe Seite der Hauptriese Asprian und diesen stellt sein Name schon an die Spitze der Isunge. Solcher weist auf ahd. *Ansbarn* (Graff 1, 388; fem. *Aspirin*, ebd.), *Osbern* (Förstem. 1, 103), *Aspran* (Mone Unters. 95 f., später auch *Aspelanus*), ags. *Osbeorn*, altn. *Asbiörn* (vgl. Myth. 497. 633), eine Zusammensetzung des für Namen gebräuchlichen masc. *përo*, sonst *përo*, Bär (Gr. 2, 156. 486. D. Wörterb. 1, 1122; vgl. Förstem. 1, 225), mit dem verstärkenden *ans-*, *âs-* (Gr. 2, 447). Für den größten dieses Thiergeschlechts gilt der weiße, der Eisbär (Egilss. 427[b]: *hvîtabiörn*, m. ursus albus, u. glacialis. Oken, Naturg. 7, 1660: u. maritimus, albus); er wird

[12]) Erst in einem viel späteren Abschnitt der Saga wird allein der jüngste Sohn Isungs genannt, bei Ung. 305: *Lorantin*, v. *Borantin*, bei Hylt. 233: *Norantin* (Nordian ?).

in einem Eddalied als Traumerscheinung, verderblich einbrechend, so gedeutet, dass er rasendes Sturmwetter aus Osten verkünde [13]).

Zwischen ihm und dem dunkelfarbigem Waldbären (*skógarbiörn, viðbiörn*) wird jedoch schon in alter nordischer Naturlehre genau unterschieden [14]). Obgleich nun Âsbiörn, Asprian, wie Isung, auch allgemeiner als Mannsname gebräuchlich war, so lässt doch in den vorliegenden Dichtungen der mehrfache Bezug dieser Namen auf das Bärenspiel [15]) nicht von ihrer Wortbedeutung absehen. Das Spiel der Saga ist eine Vermummung in Bärenhaut (Myth. 745: 'sicher eine uralte dramatische vorstellung'; vgl. Vernaleken, Mythen 293, 17) und der Kampf des Sommers mit dem Winter mochte wohl auch als ein Sieg des Waldbären über den Eisbären, des altn. *sumarliði* über den *vetrliði* [16]), schaugestellt werden. Ließ man es aber nicht bei der Verkleidung bewenden, wurde der Sommerbär, wo einer zu erlangen war, leibhaftig umgeführt, so konnte der Winterbär einzig im Riesennamen Asprian, Sohn Nordians, oder als König Isung fortbestehen [17]).

---

[13]) Sæm. 151, 17 f.: *Veðr mun þar vaxa, | verða ótt snemma, | hvítabiörn hugðir, | þar mun hregg austan.* Fornald. S. 1, 212 f.: — *þar man koma veðr mikit, er þu ætlaðir hvítabiörn.*

[14]) Specul. reg., Christ. 1848, p. 43: *Biörn er þar ok á þvi landi (Groenal.), ok er hvítr, ok ætla menn at hann foeðisk á þvi landi, þviat hann hefir alt aðra náttúru en svartir birnir, er í skógum ganga etc. ferr hann mest í hafi út á ísum etc.* Egilss. 427b.

[15]) Vgl. Sæm. 14, 85: *biarnar leiki.* D. Wörterb. 1130: *bärenspiel.*

[16]) Unter die *heiti* des Bären ist aufgenommen *vetrliði*, Winterwanderer (Sn. 1, 442. 478. 590; *liða, ferri, liði*), geeignet für den männlichen Eis- oder Seebären, der, hauptsächlich von Seethieren lebend, keines Winterschlafs bedarf und in dieser Jahreszeit auf dem Treibeise vom höchsten Norden ausfährt (Richardson, Fauna Boreali-Americana Part first, Lond. 1829, p. 30 ff.). Das Seitenstück *sumarliði*, Sommerfahrer, findet sich appellativ (lat. Pluralform *sumarlidi*) in irischen Annalen als Benennung norwegischer Wikinge (Munch, Chron. regum Manniæ, Christ. 1860, S. 42); *Sumerledus* als Eigenname ebd. S. 7 und weiterhin mehrfach (vgl. S. Olafs K. ens helga, Christ. 1853, S. 91 f.: *Sumarliði*). Wie in einer schwäbischen Urkunde von 858 zwei Brüder *Wintar* und *Sumar* beisammenstehen, so begegnen im nordischen Alterthum *Vetrliði skald Sumarliða son*, 10. Jhd. (Sn. 1, 258. Möbius. Catal. 194), und wieder *Sumarliði skald þorbiarnar son*, 12. Jhd. (Skaldatal 45a, vgl. 43b. Möb. 170. 172. 194) *Vetrliði Âsbiarnar s.* (Fornm. S. 3, 107; zur Namendeutung vgl. Munch a. a. O. Myth. 633. Egilss. 873a. Isl. S. 1, 192. 221. 380. 382. 385).

[17]) Den seefahrenden Franken vom Niederrheine (Zeuss 329) kann auch der Winterbär bekannt worden sein. Selbst noch eine mhd. Erzählung betrifft den *wazzerbern, — er was der wîzen einer, ein grôzzer niht ein kleiner* (Mone, Unters. 281. Myth. 447).

Vormann der mit Asprian und dessen Genossen, als Hütern des Rosengartens, streitenden Helden ist Dietrich von Bern. Schon vermöge dieser Führerschaft des feuerathmenden Helden wider ein noch leidlich gefristetes Riesenthum tritt er in mythischen Bezug, der sich weiter damit bewährt, dass in Dietrichs eigenem Gefolge Wittich und Heime gehen, beide den Riesen anverwandt. Wittich ist besonders auch in zwei hieher beigezogene Stücke der Thidriks-saga verwachsen: seiner Befreiung galt das für Osantrix und drei Brüder Aspilians verderbliche Bärenspiel und auf der Fahrt zu König Isung erschlägt Widga den vierten Riesenbruder Atgeir; jetzt, im Rosengarten, schickt Dietrich, dem hier ein Gegner in Siegfried erstanden ist, seinen Dienstmann Wittich zum Kampfe mit Asprian selbst, sichtlich zerstreute Mythenreste, die eben durch Unterschiebung epischer Hauptheld en und ihres Anhangs aus den Fugen gerückt sind. Darauf hat gleichwohl die Sagenforschung von verschiedenen Seiten geleitet, dass der geschichtliche Dietrich von Bern zugleich Träger eines nicht unerheblichen Erbtheils germanischer Göttersage, genauer der Sage von Donar, geworden sei [18]).

In altnordischen Schriftdenkmälern ist noch der ausgesprochene Donnergott *þórr, Âsa-þórr*, nicht bloß ausdrücklich als Riesenfeind bezeichnet (Sn. 1, 252: *dolgr ok bani iötna*. 278: *iötna ôtti*. Sæm. 37, 17: *briotr bergdana*. 19: *þurs rádbani*. 38, 22: *orms einbani*), eine Reihe von Liedern und Sagen schildert seine Kämpfe mit dem Riesengeschlechte, welchem auch die von einer Riesin geborne und in Riesenzorn (Sæm. 6, 49: *î iötunmôdi*, vgl. Sn. 1, 136. 188. 194, 2. 390) sich windende Midgardschlange angehört. Dem Riesengrimme gegenüber erhebt sich Thor im Asenzorn (Sn. 1, 274: *î âsmôdi*; vgl. Egilss. 23[a]), ihm wächst im entscheidenden Augenblicke die Asenstärke (*ásmegin*, Sæm. 39, 31. Sn. 1, 90. 146. 170. 286. 288), er umspannt sich mit dem Machtgürtel, der seine Götterkraft verdoppelt (*megingiarðar*, Sn. 1, 90. 146, vgl. 284. 286), in Blitzesflammen und Donnern wirft er den zermalmenden Hammer (Sn. 1, 274. 278, 1—280, 2. 298, 2: *funristir*; Myth. v. Thor 22—24). Bald sind es besondre Ausfahrten, auf denen er seine Großthaten vollbringt, und diesen sind dann eigene Lieder gewidmet, bald steht er dabei im Vereine des gesammten Götterraths. Nach der Weise

[18]) Zusammenstellungen des Donnergotts mit Dietrich: Myth. 346. 497. f. W. Wackernagel, Lit. Gesch. 28, 5). 209. C. F. Meyer, Studien etc. 100 ff.

richterlicher und kriegerischer Genossenschaften im germanischen Leben (Rechtsalt. 217) ist auch für die Gemeinschaft der Asen die Zwölfzahl angenommen (Sn. 1, 82: *tolf eru Aesir gudkunigir;* vgl. Sæm. 70, 28) und so erscheint vorzüglich ihr Endesstreit mit den zerstörenden Gewalten des Riesenthums als Zwölfkampf, wenngleich nur die hauptsächlichsten Einzelstreite besonders aufgeführt sind, der letzte jedoch ist derjenige, in welchem Thor, der sonst eigens Asenheld zugenannt wird (Sn. 1, 553: *Âsa hetja)* nachdem er in seinem Zorne den Midgardswurm erschlagen, selbst erliegt (Sæm. 55. Sn. 1, 196), dann erst bricht der Weltbau völlig zusammen. Vergleicht man mit solchem Kampfleben Thors das Heldenthum Dietrichs, so hat das deutsche Volk von diesem, mehr als von jedem andern seiner Helden, gesagt und gesungen, wie er mit Riesen und Würmen stritt; er und sein Meister Hildebrand fechten zum Besten der Welt mit den Riesen, so vielen dieses verderblichen Geschlechts sie beikommen (Sigen., Röhn 154. Schade 151; vgl. Dietr. Fl. 2482—86).

Die Lieder von Sigenot, Ecke und Fasold, von Etzels Hofhalt, Dietrichs Ausfahrt, wie denn auch theilweise die vom Rosengarten, sind derlei wunderbaren Thaten des Berners oder seiner Dienstmannen zugewandt, andre Dichtungen des Amelungenkreises bieten Ergänzendes und besonders steuern hiezu noch, wie gezeigt worden, mehrere Abschnitte der Thidrikssaga mit den ihr entsprechenden Kämpenliedern. Auch Dietrichs Siegen muß die Erregung seines Zornes vorangehn, ist er aber aufgereizt, blutet er gar schon, dann gewinnt er Löwenmuth, seine Kraft mehrt sich, er ficht, als ob noch ein Zweiter in ihm sei, der Teufel aus ihm fechte, doch er selbst behauptet, bei ihm sei Gott (Eckenl., Lassb. Str. 120—24; vgl. Röhn 136. Dr. 175. 202); unwiderstehlich macht ihn die Zornflamme, die ihm aus dem Munde fährt, wie aus einer Esse, und damit erklärt wird, dass er, von einem Geist erzeugt, selbst ein solcher gewesen sei [19]); in dieser Glut ringt er dem elbischen Laurin den Gürtel ab,

[19]) Vorr. z. Heldenb. CXX: *der sterkest geist, der ye oder iemer geborn sol werden etc.* Zeugnisse, Dietrichs Feuerathem betr.: Heldens. 407[b]; hiezu Dietr. Ausf. Stark 224, 226, Hag. 104 f. Keller, Fasnachtsp. 2, 551 (vgl. auch Wittenw. Ring 241, 14 ff. und Hollands Anm. dazu. Vorr. XII). — Das Nibelungenlied hat, seiner epischen Beschaffenheit gemäß, auch im heftigen Schlusskampfe Dietrichs mit Hagen und Gunther dem Feuerathem nicht (vgl. Heldens. 105); Thidrikssaga verwendet diesen nicht bloß für die Begegnung mit dem mythischen Widga, sondern auch, minder

der Jenem die Kraft von zwölf Männern verlieh (Laur., Ettm. 903 ff. Zacher 457 ff. Schade 845 ff. Heldenb. v. 1509, I[5].); wann er so ergrimmt ist, dürfen Dreißig es nicht mit ihm aufnehmen (Rab. 973 f.); Wunden, die er geschlagen hat, werden gemessen und so befunden, daß kein Schwert es gethan haben könne, sondern nur der wilde Donnerschlag vom Himmel (Eckenl. Lassb. 56, Hag. 60 f. vgl. Rechtsalt. 94 f.); wann der Berner im Walde mit den Würmen ficht, so bedünkt es, als ob Donner fallen und Blitze schießen (Dietr. Ausf., Stark 258 f., vgl. ebd. 266. Hag. 164 f.). Es muß bemerkt werden, dass die Lieder das Gleichniss des Donnerhalls nicht ausschließlich von den Schlägen Dietrichs, sondern auch von denen beider Gegner und der Riesen eigens gebrauchen [20]), gleichwohl mag dieser allgemeinere Gebrauch für die Gebirgskämpfe des Berners mit Riesen und Drachen von älterer, bestimmter Beziehung herrühren, der aufgewachte Donner grollte nach allen Seiten fort. Die einzelnen Merkmale, in welchen Dietrich dem altnordischen Gott ähnlich ist, gewinnen dadurch an Zusammenhang und Bedeutung, daß zugleich an den von Jenem bekämpften Ungethümen sich Mehreres aufweisen lässt, was den in echterer Gestalt und mit offenem Namen erhaltenen Thorsmythen entspricht (Flutdrachen, Sturmriesen in der Beil). Genügend erwiesen ist aber auch die Verehrung des Donnergottes bei deutschen Völkern: in der niederdeutschen Abschwörungsformel aus dem 8. Jhd. steht *Thunaer* obenan unter den Dreien, denen namentlich widersagt wird, die Andern sind *Woden* und *Saxnot*, während in dem Beisatze der Formel: 'und allen den Unholden, die ihre Genossen sind', noch eine vollere Gemeinschaft durchscheint (Massmann, Die d. Abschw.formeln 67, vgl. Myth. 184: *Sahsnôt = Zio*); der Wochentagsname (ahd. *toniris tac*, Graff 5, 150. 358. 361. ags. *punresdäg*, isl. *porsdagr*, D. Wörterb. 2, 1252) bringt den Donar zusammen mit den Gottheiten Zio, Wuotan, Fria (Graff 5, 360); Donnersberg hieß im Mittelalter eine westfälische Gerichtsstätte (*comitia de Dunrisberg*, a. 1103, Myth. 155), ebenso eine schwäbische Burg mit ausgebreitetem Besitzthum in der Lechgegend (Herberger, Das Batfeld und das Burgfeld,

glücklich, für den Streit mit Högni, der aber zugleich als Sohn eines Alfs hervorgehoben werden muß (Ung. 332. Hylt. 260 vgl. mit Ung. 292. Hylt. 220).

[20]) Eckenl., Lassb. Str. 105. Thidr. S. Ung. 116. Hylt. 78. Sigen., Lassb. Str. 105 (Hag. 125). 42. Dietr. Ausf., Stark Str. 389 (nicht Dietr. betr. 148. 275. 578. 613. 621. 728). Roth., Massm. 2734 (Widolt).

Augsb. 1858, S. 20; vgl. Quitzmann, Die heidn. Relig. der Baiwaren, Leipz. 1860, S. 53), unferne der alten Ziesburg (*civitas Augustensis, id est Ciesburc*, Bachlechner in der Zeitschr. f. d. Alt. 8, 587 f.), vom rheinischen Donnersberge muß noch besonders die Rede werden. Zum deutschen Donar vermisst man die Mythen, zu Dietrichs übermenschlichen Thaten den Gott, Eines kommt dem Andern entgegen, wenn im Helden der Gott verborgen ist. Die Vermittlung zwischen Götter- und Heldensage bahnt sich an, wenn eine dem Wirken des Gottes verwandte und nacheifernde Thätigkeit des Helden in derselben sinnbildlichen Weise, die den Mythus gestaltet, zur Darstellung gebracht wird. Unter diesem Gesichtspunkt ist anderwärts versucht worden, Züge der Dietrichssage auf ähnliche der Thorsfabel zurückzuführen [21]). Der Held, der in Bärenhülle gegen die Riesen auszieht, findet sich auch bei Saxo (Müll. 1, 26 ff.), wo ein solcher (*variis ferarum pellibus indutus*) die jungfräuliche *Gro* (altn. *Gróa*, Lex. myth. 179: *virescens, sive florescens*, vgl. Egilss. 274[a]), auf ihrem Weg zur Waldquelle, von der Werbung eines Riesen befreit und wo der Name *Bessus*, altn. *bersi, bessi, bassi*, ebenso entschieden, wie zuvor Viliver und Wisselau, den Bären bezeichnet (Sn. 1, 442. 478. 589. 2, 139, Anm. a. 350. 484[a]. 567[a] Lex isl. 74[a]. Egilss. 51[a], vgl. 40[a]. D. Wörterb. 1, 1122); *Biörn*, abermals der Bär, ist ein Name Thors, sogar auf einen winterlichen Schlaf des Letztern deutet das Eddalied von seinem Erwachen (Sæm. 47, 1: *veiðr var þá Vingþórr, er hann vaknaði etc.* vgl. Lex. myth. 856) und so fragt es sich, ob nicht auch unter Bessus ursprünglich der verhüllte Sommergott selbst verstanden war [22]). Dem weitgreifenden Streite mit den widerspenstigen Naturgewalten jeder Art, mit den ungestümen Mächten des Winters, den Thursen des Luftgebiets wie des Steinreichs, des Weltmeers wie des Stromfalls, konnte doch nur eine Götterkraft (Thors *âsmegin*) gewachsen sein und nur von einer solchen ausgehend haben die auf Dietrich von

[21]) Germ. 1, 338 ff. Vgl. über den Thorshelden Halfdan Myth. v. Thor 192 ff.; über Beowulfs Drachenkampf Germ. 2, 348 ff.

[22]) Die Rettung der mythischen *Gro* vor ihrem Riesenbräutigam durch den Kämpfer in Bärenlarve (*Bessus-Biörn*) scheint in der unklaren Wiedergabe Saxos, dem einheimische Lieder vorlagen, mit einer ursprünglichen Halfdanssage von der Tödtung des Königs Sigtrygg (Myth. v. Thor a. a. O.) vermengt zu sein; die altnordischen Zeugnisse (Sæm. 68, 14 f. Sn. 1, 516. 2, 342. Fornald. S. 2, 9) kennen hiebei keine *Gróa* als Tochter Sigtryggs und gedenken auch keines *Bersi*.

Bern gehäuften Kämpfe mit Riesenvolk und Drachenbrut einen fassbaren Zusammenhang.

Auch ein näheres Eingehen auf den örtlichen Anhalt, den die Rosengartenlieder im Wormsgau gefunden haben, wird den mythischen Grundbestand derselben in mancher Hinsicht bestätigen. 'Rosengärten' nannte man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bepflanzte Versammlungsplätze, welche zu volksmäßiger Festeslust bestimmt waren [23]). Am Ober- und Mittelrheine hießen so vielfach grasige mit Gebüsch durchwachsene Werder, namentlich hatte Worms zwei solche Rosengärten und noch heute wird ein dortiger Rheinwerder ebenso benannt [24]). Nun ist zwar nirgends ausdrücklich beurkundet, daß Bezirke dieses Namens zum Sommerspiele gebraucht waren [25]), dafür spricht aber, wenn nicht der Name selbst schon, doch die ausgeführte mythische Bedeutung der Rosengartenkämpfe. Besonders zeugt noch von Verwendung der Rheinauen zur Frühlingsfeier ein Lied des 13. Jhd., welches unter dem Sängernamen Göli geht und aus dem Elsaß zu stammen scheint, ein Schwerttanz im Freien, das Osterspiel: der Sommer hat sein Gezelt aufgerichtet, der Mai macht ihn sieghaft, den Rhein entlang grünen Werder und Auen *(bi dem Rine ûf gruonent werde und ouwe)*, da wird ein tapfrer Gesell aufgerufen, den Stahlhut aufzusetzen, das Ostersachs, Osterschwert, an die linke Seite zu binden und eine Tanzschar vor das Thor auf den Wasen zu führen, alsbald

---

[23]) W. Grimm, Roseng. LXXVI; zu dem hier angeführten Rosengarten bei Rostock vgl. Anzeig. 1, 293: *Säven-Linden up den Rosengahrden*, als ein Wahrzeichen dieser Stadt. Einer zu Osnabrück, 1525, bei Soltau, hist. Volkslied. 295; in Konstanz ein Haus und bei Rorschach eine Spielwiese dieses Namens, in München ein Gasthof 'zum großen Rosengarten'. Über tirolische Rosengärten: I. V. Zingerle, König Laurin etc. Innsbr. 1850. XXI f. Ebd. Sagen, Märchen etc. das. 1859, S. 66. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 43 ff.

[24]) Mone, Unters. 44 f., wo diese rheinischen Rosengärten und die Wormser insbesondre nachgewiesen sind; vgl. Ebd. Anzeig. 5, 52. G. Lange, in den Jahrb. f. wissensch. Kritik. 1840, 115. Rhein. Antiquar. Frankf. 1744, S. 481. Reymann und v. Oesfeld, Topogr. Specialkarte von Deutschland, 58. u. 59. Lief., 199, Worms.

[25]) Zorns Wormser Chronik, gegen 1570, sagt vom Rosengarten nur dies (Arnolds Ausg. 11): *Wangiones, Wunngauer etc. daher haben unsere alten deutschen poeten ursach genommen, viel von dem schönen lustigen rosengarten und Weingau oder Fruchtgau zu dichten, welches zum theil wahr aber also verdunkelt, dass der so es verstehen soll in deutschen historiis wohl belesen sein muß, zum theil aber lauter mährlein.* Auch Caspar Scheid von Worms: *Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen mit vergleichung des Frülings und Herbstes*, Worms 1551, gedenkt keiner dortigen Maifeier.

sammelt sich ein gleicher Haufe mit langen, zweischneidigen Klingen und sie beginnen das Osterspiel, in welchem ein Reigen den andern zu durchbrechen und von der Linde zu verdrängen strebt, die Führer haben ihre Schönen zur Seite, sie werden im Zurufe der Ihrigen gerühmt, von der Gegenseite verhöhnt, ein rüstiges Spiel, bei dem die Kolmarhüte vom Schwertschlag erhallen und man zur rechten Hand des Daumens bedarf [26]). Die anmuthige Insel Meinau im Bodensee war, wie ihr Name in alten Urkunden ergibt, eine Maienaue [27]). Bildlich nennt Heinrich Frauenlob, Meister der Singschule zu Mainz, die Schöne, von deren Wangen ihm Rosen und Lilien leuchten: *min lust, min meienouwe!* (Ettmüll. 251) und ein Sänger des 15. Jhd., muthmaßlich am pfälzischen Hofe, preist reine Frauen, mit innerem Auge gesehen, als eine Maieninsel, einen Maienwerd, seines Herzens Aue [28]); Beweises genug, welcher Zauber an solchen Stätten der Maienlust haftete.

In den Rittergedichten werden Fürstenhöfe und große Turniere gern auf den Monat Mai anberaumt, der überhaupt dazu die schönste Zeit ist [29]). Als im Frühjahr 1495 Maximilian I. zu Worms einen

---

[26]) MS. 2, 78 f. vgl. 4, 420. 439. Weing. Hds. 196 ff. Haupt, Neidh. XXIV ff. Mone, Unters. 170. W. Wackernagel, Gesch. der d. Lit. 247, 4. W. Menzel, Germ. 1, 70. Gewaffnete Tanzscharen, je mit der schönsten Jungfrau eines Gebiets an der Spitze, ziehen auch sonst einander entgegen; so in einem weitern Lied unter Göli (MS. 2, 79ª. Weing. Hds. 195. Haupt, Neidh. XIX): *Ich wil kempfe wesen zuo der linden etc.*, besonders aber in einem anklingenden spätern Neidhartsliede (MS. 3, 287 f. Str. 5—9), wo je unter einer Fahne *ein göttin* geht. Vgl. Olai M. hist. l. XV, c. 25. p. 584: *Saltationem, seu choream similem a vetutissimo instituto servarunt servantanque docuerunt antiqui: in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo modestia quadam insignis, quae foeminear saltum decenter agebat.*

[27]) Urk. von 1143, 1352, 1357: *in Maigenowe, in Maigenow*, Neug. cod. dipl. Alem. nr. 1134. 1137. 1145. Stumpff, Schweizerchron. 5. B. Bl. 53ᵇ: *die lustig Insel Maynow genennt etc. vor zeyten von lusts wegen die Meyenow geheissen.* Vgl. Schwabs Bodensee 2, 82.

[28]) Heidelb. Hds. 313, Bl. 495: *Ein reynes wib gehür(e) | kann nymant übergesten, | ich hans für abentüre | vnnd zel mir das wol selber zu dem besten: | das ich sie noch mit jnnern augen schaw(e), | sie sind mynr frewdenn sal, ein meyen-jusel-werd, myns herczen awe.*

[29]) Parziv. 281, 16 ff.: *Artûs der meienbære man, | swaz man ie von dem gesprach, | zeinen pfinzten daz geschach, | odr in des meien bluomenzit.* Vgl Titurel, Hahn 1407. 1615 ff. Ulr. v. Lichtenst., Lachm. 64, 5 ff. Turnei zu Nantes (Massmanns Denkmäl. 1, 139): *do was der plan bestrouwet | von des meien suezekeit, | gras und bluomen an geleit | het er nach wunnenklicher art.* Noch gegen Ende des 15. Jhd. schildert

durch glänzende Kampfspiele verrherrlichten Reichstag hielt, war dabei zwar, wie lange zuvor schon bei einer Turnierfahrt Ulrichs von Liechtenstein durch ostdeutsche Länder (Lachm. 450, 13—504, 18), die Tafelrunde des Königs Artus das ritterliche Vorbild, gleichwohl gedachte die als Botin aller Edelfrauen verordnete schönste Jungfrau des Hofes in feierlichem Aufrufe besonders noch der Kämpfe, die einst von kühnen Recken hier in Rosengärten geübt worden; dem Herzoge vom Sachsen, der sich im gewaltigen Speer- und Schwertspiele hervorgethan, verehrte die Königin selbst einen Kranz mit gar schönem Kleinode [30]). In volksthümlichem Andenken erhielt sich auch zu Worms noch weiterhin das Riesenthum des Rosengartens. Der Pritschenmeister Lienhard Flechsel erzählt in seiner Beschreibung des daselbst im Jahr 1575 gehaltenen Armbrustschießens, wie er auf seinem Gange durch die Stadt die in Eisenketten an der Münze aufgehängten Riesengebeine, dann an der Trinkstube die Riesen mit ihren Eisenstangen und Grimhilden, einen Kranz herbeitragend, gemalt sah [31]). Ein bekannter Meistersang bestellt bildweise die zwölf Altmeister zur Hut des dichterischen Rosengartens (MS. 4, 887 f. Germ. 5, 217 ff.). Heimisch am Rheine bei Worms bewährt sich der Fergenname Norprecht; in einer 1290 durch Rath und Bürgerschaft dieser Stadt ausgestellten, mit dem Stadtsiegel versehenen Urkunde, zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen dem Kloster Schönau und den widerspenstigen Rheinfergen an der Überfahrt *Vertelear*, sind als die letztern genannt: *Burkardus*,

---

Felix Fabri aus Ulm die Mailust seiner Zeit, welche den Pilgern im meerumflossenen Venedig versagt ist, mit Folgendem (Evagator. 1, 93): *Majus delectabilis et luetus mensis etc. Et quia circumdati aquis sumus, ita ut non pateat nobis pro nostro solatio et pro deductione temporis exitus ad floridos hortos aut ad amoenos campos, aut ad umbrosas silvas, aut ad viridia prata, aut ad voluptuosa viridaria arborum, florum, rosarum et liliorum, nec venationibus vacare possumus, nec hastiludiis aut choreis interesse decet, idcireo meum consilium est etc.*

[30]) Wilwolt von Schaumburg, herausg. durch Keller, 158 f. (vgl. 166 ob.), besonders die Stelle: *wie in diser stat Wurmbs vor zeiten die aller manlichistin künig, fürsten und ritter inwanung gehabt und, an in breis zu gewinnen und verliesen, mancher küner reck iren hof gesuchtn, vor den künigin und frauen ir werdes lob gemert, manche ritterspill, auch kempflich ernst in rosengarten und ander enden geübet.*

[31]) Heidelb. Hds. 405, Bl. 13 f. — Rhein. Antiquar. 489: *Gleich nächst dem Dom etc. steht auf freyer Strasse ein grosser schlechter Stein oder Felse, von dem die Sage ist, daß er von einem Riesen aus dem Rosengarten über den Rhein herüber geworfen worden etc.*

Norpertus et Gnanno naute in passagio Vertelvar iuxta Scarram [32]); dieser Rheinübergang zwischen Worms und Heidelberg war von den Pfalzgrafen nach 1282 dem Kloster Schönau überlassen worden [33]). Landeinwärts war die Stadt Worms benachbart mit der alten Reichsburg Alzei (Roseng. P. Hds. Z. 606, Germ. 4, 26: *daz rîche zu Alzheim*). Mittelst Urkunde von 1393 ernennt Pfalzgraf Ruprecht der Ältere zum König über alle fahrende Leute in allem seinem Land und Gebiete den Wernher, Pfeifer von Alzei, auf dessen Lebenszeit [34]),

---

[32]) Die Wormser Urkunde von 1290 hat Mone (Zeitschr. 9, 423 f.) bekannt gemacht, mit dem Auffügen: *Es scheint, dass einige Umstände dieses Falrs als geschichtliche Züge in die teutsche Heldensage aufgenommen wurden, nämlich der grobe Ferge Norprecht im Liede vom Rosengarten, welches um die Zeit obiger Urkunde gemacht wurde und sowol den Namen eines Färchers als auch die Grobheit der Schiffleute aus der Wirklichkeit entlehnt haben mag.* Der Name Nordberaht findet sich schon seit dem 8. Jhd. (verschieden geformt: *Nordpraht, Norbrat, Nortbert, Norbert,*) in Urkunden, welche das Wormsgau oder dessen Nachbarschaft betreffen (z. B. Scriba 3, 1. Cod. Laur. 1, 490. 501. 2, 58. 165).

[33]) Mone, Zeitschr. 9, 434 (Guden. syll. p. 276). Von den Boten Krimhilts nach Bern heißt es (Roseng. 73 f.):

dô schiften sie vil balde ze Wormez über Rîn,
dâ muosten sie die êrste nâht ze Heidelberge sîn. —

Der Hader mit dem widerwilligen Fährmanne gestaltet sich mehrfach im Mythus und als epische Zubehör der Heldenfahrt. Mythisch im altn. Harbardsliede für Thors Widerkehr vom Ostlande (Myth. v. Thor. 84 ff.). Im Nibelungenlied erschlägt Hagen erst den getäuschten Donaufergen, tritt dann selbst an dessen Stelle und wirft, um die Weissagung der Wasserweiber zu prüfen, den Kaplan des Königs in den Strom. Thidrikssaga kennt zwar Högnis Gewaltthat am Schiffmann (Ung. 313. Hylt. 241), aber nicht die am Priester verübte. Den Rheinfergen Norprecht zwingt umgekehrt der handfeste Mönch Ilsan zur Überschiffung (W. Grimm, Roseng. C. 809 ff. D. 639 ff., S. 36 ff.). So stehen sich in verschiedener Weise Fährmann und Priester feindlich gegenüber und dies gemahnt daran, daß von Alters her, schon im 9. Jhd., die Begegnung eines geweihten Priesters zu den unheilbringenden Angängen zählte (Myth. 1074. 1077 f.). Insbesondre den Schifferglauben bezeugt noch 1736 ein dänischer Geistlicher, Ericus Pontoppidanus (Everriculum fermenti veteris etc. Hafn. p. 102): *naucleras in Fionia Neapolitanus* (aus Nyeborg auf Fünen), *viso, quod mea Crucisoram* (Korsöer) *cogitantia in trabem ipsius infunderentur impedimenta, vehementissime indignatus Stygias jurando undas sancte asseveravit, inominatos plerumque navium costis vectores esse Sacerdotes eoque peritioribus magistris nomine invisos.*

[34]) Auch das von Mone, Zeitschr. 9, 127, nachgewiesen; der Pfalzgraf bekennt mit diesem, nur abschriftlich vorhandenen Briefe: *das wir Wernhir Pfifer von Altzei unser recht hofgesinde in allem unserm lande und gebiete uhir alle varnde lute zu künge gemachet haben, alle furgabe und recht zu haben vor allen farnluden, als farnludekunige billich und von gewonheide vor andern farluden haben sollen, ane alle geverde, alle zijt, die wile er lebet.*

gleicherweise, wie 1385 der Erzbischof von Mainz seinen Pfeifer und Diener Brachte, in Anerkennung dessen ehrenhaften Verhaltens bei der Belagerung von Salza zum König fahrender Leute durch das ganze Erzbisthum, mit allen einem solchen Könige bisher zugestandenen Rechten, verordnet hat (Gudenus, Cod. diplom. anecdot. 3, 578) und wie noch 1400 der Herr von Rappolfstein im Elsaß das dortige Ambacht fahrender Leute seinem Pfeifer Henselin verleiht, er selbst der eigentliche Pfeiferkönig, der den Beliehenen zum Stellvertreter nimmt [35]). Das Siegel der Stadt Alzei *(secretum minoris opidi Alceia,* an einer Urk. von 1276, Günther im Archiv für Hess. Gesch. 3, 134 f. Fig. 79) zeigt eine Geige mit Bogen auf rosenbestreutem Grunde, gleichartig ist, auch schon im 13. Jhd. (1262, 1285), das Wappen adlicher Dienstleute daselbst, der Truchsäße und der Winter von Alzei [36]). Nachher gab man dem Stadtsiegel die Gestalt, daß der aufrechte pfälzische Löwe die Geige in den Klauen hält (Widder, Beschreib. der Kurpfalz 3, 38. Heldens. 323 f.) oder ohne dieselbe der Schild mit dem Löwen von Rosenzweigen umrankt ist (Günther a. a. O. Fig. 80). Um des Wappenbilds willen wurden die Bürger von Alzei spottweise die Fiedler genannt (Widder 4, 410). Im Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 13. Jhd., ist auch eines Hofes der *Volkerte* gedacht [37]). So kommt denn in den

---

[35]) Scheid, Diss. de jure in musicos etc. Strasb. 1719. F. W. Barthold in der Blätt. f. lit. Unterh. 1852, S. 653 ff. Alsatia, 1856—57, S. 21.

[36]) Mone, Zeitschr. 2, 443 f. vgl. Kausler im Anzeig. des germ. Mus. 1851, Nr. 9: *nicht Sterne, sondern Rosen —, eine Hinweisung auf die Hut des Rosengarten.* Blumen im Grund oder am Rande der Siegel erscheinen zwar häufig als bloß s Schmuckwerk, doch ist schon der besondre Gebrauch desselben auf Frauensiegeln bemerkenswerth (Günther a. a. O. 45, Anm. 170; vgl. Sphragist. Album etc. Beil. A. zu Hohenlohe, Elisab. 1292) und, bezüglich auf den Rosengarten, Ilsans Rede (Heldenb. Dr. v. 1509, F. 5b):

Ich müß auch rosen brechen Vnd kleiden mynen schilt.

(Vgl. noch Germ. 4, 25, 567 f. Grundtvig, Danske Folkevis. 1, 73 u. 85 u. 87, 38.)

[37]) Widder 3, 3 ff. (J. Grimm, Weisth. 1, 798 ff.) Dieses Weisthum, obgleich nur im Auszug und nach einer 1589 beglaubigten Abschrift mitgetheilt, enthält sehr alterthümliche Bestimmungen, S. 4. f.: *wer auch des Pfalzgrafen Dienstman Kampfs anspreche, der Raugraf soll vor ihn kempfen mit Kolben und mit Schilde und wo dies* (der) *raugraf fällig würde, da soll man dem Dienstmann sein Haupt abschlagen mit einem* (einer) *Silber Borten* (barten) *und mit einem Güldin Schlegel etc. Es verleihet auch unser Herr der Pfalzgraf uff dem Steine zu Alzei fünzehnthalb Grafschaften etc. er hat auch das Gebiete von dem gehauen Stein in dem* (den) *gesalzen See, sofern man siehet einen rothen Schild an einem Mastbaume. Ists auch, daß des Pfalzgrafen Dienst-*

Rosengarten zu Worms Volker von Alzei, der *videlære*, der kühne Spielmann, in seinem Schild eine Fiedel oder mehrere führend, oder gar dieselbe auf dem Rücken tragend (W. Grimm, Einl. X), und er gehabt sich in diesen Liedern billig um einen Grad spielmännischer, als im Ernste der Nibelungennoth [38]). Nicht unberührt darf hier bleiben, mit Hinsicht auf die volksüblichen Kampfspiele zwischen Sommer und Winter (Germ. 5, 257 ff.), daß im Alzeier Zinsbuche vom Jahr 1429 unter den Burgmannen, *die uf die Burg zu Alzei gehörent*, aufgezählt sind: *Henrich Wynter* (etwa vom vorgenannten Stammes der Winter von Alzei), *Sumer von Beymburg* (Baumburg, Alt-Bamberg, unweit Kreuznach, A. Kölner, Gesch. der Herrsch. Kirchheim Boland etc. Wiesbad. 1854, S. 265 ff.), auch einer des Namens *Rosegarten* [39]).

Mit den aufgeführten Wahrzeichen wormsgauischer Sagenheimat stimmt es wenig überein, daß im Zwölfkampfe die dortigen Recken, *die Rinherren* (Roseng. 1935), auf heimischem Boden, durchaus unrühmlich unterliegen, die Helden aus dem fernen Amelungenlande den Siegeskranz davontragen, aber eben hiedurch darf man sich in der Ansicht bestärkt finden, wonach der Streit in ursprünglichem Sinne nicht ein epischer Dietrichs von Bern mit den Rheinfranken war. Vom Südosten vordringend, wurde Dietrich Herr und Meister des gesammten deutschen Heldenkreises, dem dann auch der Riesenkampf am Rheine sich einfügen musste. Davon ist ein andermal (Germ. 5, 257 ff.) eigens gehandelt worden, wie die beiden Jahreszeiten als allegorische Wesen streithaft einander entgegentreten, ihr einfaches Wettsingen sich zum belebteren Bühnenstück entwickelt, ferner wie das Einholen des Maienröschens, des Maienkranzes, des

---

mann seine Hald verlieset, der soll fahren zu Alzei uff den Hof, und soll darab nit kommen in dem Jare, um den Hof soll auch ein Seyden Faden gehen. (Vgl. Rosengarten 167.)

[38]) Altnordisch (Sæm. 133. 143, 30. 148, 31. 156. 62. 8n. 1, 364. Fornald. S. 1, 220) schlägt König Gunnar selbst meisterhaft die Harfe, wie König Rother im deutschen Gedichte.

[39]) Widder 3, 24 f. *Sumar*, im Kreichgau begütert, schon aus karolingischer Zeit, Cod. Lauresh. 2, 433. Ebenso der im wormsgauischen Ortsnamen *Wintersheim*, *Wintrisheim*, haftende Mannsname, das. 2, 54 ff. Bei den *Winter* von Alzei war es schon im 13. Jhd. Geschlechtsname, mit Vorsetzung eines persönlichen, wie in der Urk. von 1285 (Mone, Zeitschr. 2, 443): *Wernherus et Philippus fratres, dicti Winter de Alzeia*, mit der Fiedel im Wappen. Vgl. hieher Anm. 16.

Maibaumes, bald als schlichte Kinderlust und ländliches Vergnügen, bald zur prunkhaften, gänzlich kriegsmäßigen Maienfahrt sich gestaltet und wie letztere besonders wieder an die Grenze der Mythenbildung hinaufrückt. Zwei dramatische Zurichtungen des Rosengartenstreits, die eine auf Bruchstücken einer mit 1533 gezeichneten Handschrift, die andre durch Hans Sachs in seiner *Tragedia: der hörnen Sewfriedt*, 1557, gestatten nun freilich keinen Schluss auf ältere Vorlagen in Gesprächsform [40]). Das Festspiel zum Drama auszubilden, dazu waren im deutschen Mittelalter die Bedingungen nicht vorhanden. Die Bühne war hier, wie bei den neueren Völkern insgemein, kirchlichen Ursprungs. Mythisches fand bessern Anhalt im Epos, wo schon verwandte Bestandtheile sich darboten. Das Heldenlied aber hatte bereits seine Bahn zurückgelegt, als das weltliche Schauspiel sich hervorarbeitete. Traten kämpfende Gestalten aus dem Mythus und nachmals aus dem Epos in die Aufzüge der Sommerfeier ein, so hat man sich ihre Theilnahme mehr nur als eine mimische, nicht als eine vollständig dramatische vorzustellen [41]). In weiter Zeitferne liegt es, daß schon König Pipin, der die fränkische Heeres- und Volksversammlung vom März in den Mai verlegt hatte, dieselbe 764 zu Worms abhielt [42]), sodann daß Worms und nächst diesem Achen, wo denn auch der Bär Wisselau sein Hofkleid empfieng [43]), am häufigsten als die Orte genannt werden,

---

[40]) W. Grimm, Bruchstücke einer Bearb. des Roseng. in der Zeitschr. f. d. Alt. 11, 243. Hans Sachs, 3. Buch, Nürnb. 1561, 2. Thl. Bl. 233 ff. Auch die verwandte Fabel vom wilden Wunderer ist als Erzählung (Keller, Erzähl. 1 ff.) und als Spiel (Ebd. Fasnachtsp. 2, 547 ff.) behandelt.

[41]) Sie war etwa der Art, wie der festliche Umzug des Riesen in Städten und Dörfern Ostflanderns und Nordbrabants (Willems, Oude Vlaemsche Liederen, Gent 1848, S. 299); oder wie Gilles de Chin und der Drache beim Dreifaltigkeitsfeste zu Mons (Schayes, Essai hist. sur les usages des Belges, Louvain 1834, S. 150 f. Wolf, Niederländ. Sagen S. 121 f. 677 ff.), oder Robin Hood, der Held englischer und schottischer Balladen, bei den Maispielen, die in förmliche Bühnenstücke ausschlugen (Robin Hood etc. Lond. 1820, p. XLI ff. LXII ff. vgl. Th. Wright, Essays etc. Lond. 1846, 2, 204 ff.).

[42]) Annal. Laurish. ad a. 764: *Rex Pipinus, distracto in diversa animo, propter duo bella, Aquitanicum scilicet jam olim susceptum, et Bojoaricum propter Tassilonis ducis defectionem suscipiendum, populi sui generalem conventum habuit in Wormatia civitate, dilataque in futurum expeditione, illo anno domi se continuit.*

[43]) Wissel. V. 282 ff.: *Doen hiet brengen Gernout | Wisselauwe, den hi was hout, | sinen roc diere | van ·IIII· quarteneren, | dien hi dede maken | doen hi ten hove tAken | met Karel was gevaren.*

dahin Karl der Große zum Maifeld einberief [44]). Wieder im März 842 vereinigten sich zu Worms die königlichen Brüder Ludwig und Karl, die Sieger bei Fontenaille, ließen ihre Heere zwischen Worms und Mainz lagern und es wurden dort Kampfspiele größten Maßstabs, mit rüstiger Theilnahme der Könige selbst, ausgeführt (Nithardi histor. 3, 6). War bei solchen Zusammenkünften in Waffen die Heerschau, bei den Kampfspielen die kriegerische Übung das hauptsächliche Absehen (Nith. a. a. O. *ludos — causa exercitii frequentabant)*, so ist doch gedenkbar, daß die hier angesammelte Volksmenge sich nicht jedes festlichen Bezugs auf die anbrechende Jahreszeit enthalten habe. Wenn sodann in den Rosengartenliedern und im Dietleib sich vor Worms ganze Heerhaufen zusammenfinden und in letzterem Gedichte dort die nichtdeutschen Völker in Dietrichs Gefolge, Hunen, Preussen, Polen, zum erstenmale Turnierspiel kennen lernen (Dietl. 8275 ff.), so gemahnt dies wie ein später Nachklang altwormsischer Waffenschau. Immerhin bleibt der wahrscheinliche Verband solcher kampfgerüsteter Volksversammlungen mit den Jahresfeiern der germanischen Vorzeit zu beachten [45]). Eines der drei altnordischen Hauptfeste war gleichmäßig bestimmt, den Sommer zu empfangen *(ja fagna þeir sumari*, ein auch deutsch fortlebender Ausdruck,) und um Sieg zu opfern *(at sumri, þat var sigrblôt*, Myth. 38. Rechtsalt. 245). War aber, vor dem epischen Dietrich, zur Bezwingung des Riesenvolks ein göttlicher Streiter berufen, so blickt ja weitherein auf das Wormsgau und den Lauf des Rheines der mächtigste deutsche Donnersberg [46]), vor

[44]) Waitz, D. Verf. gesch. 3, 483, Anm. 3: *770. 772. 776. 781. 786. 787. 790 zu Worms; 797. 802. 811. 812. 813 zu Achen.*

[45]) An die Versammlungen unter Karl d. Gr. zu Worms und Achen reihen sich andre bei oder zu Mainz 795. 800. 803 (Waitz, a. a. O.), gleichfalls auf fränkischer Erde (vgl. Ficker, das d. Kaiserreich, Innsbr. 1861, S. 58). Berühmt ist später das große Reichsfest daselbst an Pfingsten 1184, wobei Kaiser Friedrich seinen zwei Söhnen Schwert gab (Otto S. Blas. c. 26: *nihilque hic ad ostendendam mundanae miseriae gloriam abundantia victualium, varietate vestium, phaleramentis equorum, delectatione spectaculorum defuit.* Vgl. Eneit 13021 ff.); mainzische Sommerfeier eines deutschen Kaisers Konrad, *Corras*, in altfranzösischer Dichtung bei A. Keller, Romvart 575 ff. (vgl. Görres, Altt. Volks- und Meisterl. Einl. LVIII ff.). Des Mainzer Königs fahrender Leute ist nach der Urk. von 1385 oben gedacht und für Mainz ist auch 1325 ein *ortus rosarum*, sowie 1363 und 1410 ein Haus *zum Rosengarten* beurkundet (Dahl in den Quartalbl. des Vereins zu Mainz, Jahrg. 1831, S. 43. Mone, Unters. 44).

[46]) In einer Urk. von 869: *Thoneresberg*, Schannat hist. ep. Wormat. probat. p. 9. Myth. 154 f. vgl. Förstem. 2, 1386. v. d. Hag. Heldenb. 8°. 1, LXII.

allen andern beschaffen, nach dem Gotte genannt zu sein, bei dessen Aus- und Anfahrt alle Berge zittern und die Felsen brechen[47]). Mit der Verdunklung des Gottes durch den Helden mußte zugleich der Berg, der Jenem geweiht war, in den Schatten treten. Einer Reihe rheinländischer Berggipfel sind Erinnerungen deutscher Helden- und Göttersage aufgedrückt; dort ragen der Eckartsberg zu Breisach und Walthers Wasgenstein, Brunhildenbett auf dem Feldberge (Urk. v. 1043: *lectulus Brunnihilde*, Heldens. 155), der Drachenfels an der Hard, auf das Siegfriedslied bezogen, und ein andrer des Siebengebirgs *(Drekanfils)*, von welchem die Sturmriesen Ecke und Fasold ausfahren, letzterer Burgfels erhebt sich gegenüber vom Godesberg, früher *Wôdenesberg* (Urk. v. 947. 974. Myth. 139), der jedoch ebensowenig, als oberhalb der *Thonaresberg* und rheinabwärts die *Thiusburg* (Duisburg, Förstem. 2, 1372, vgl. 420. Myth. 179 f. 373. 1209), außer dem Namen, eine den Gott betreffende Kunde gewahrt hat, nachdem in der ‚niederdeutschen, altfränkischen, vielleicht ripuarischen' Formel den gewaltigen Thunaer, Woden und Saxnote längst abgeschworen war (ob. 319. Myth. 146 f.).

Mit der Umwandlung deutscher Göttersage zum Heldenliede vertrug sich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythischen Gepräges, wie dies in den heidnischen Eddaliedern erhalten blieb. Verschieden waren auch schon die Anschauungen und Eindrücke, die sich der Bildung des Naturmythus geboten hatten, dort im Gebirg und Meere des hohen Nordens, hier aus den rätischen Alpen und vom Rheinstrom. In letzterer Weise jedoch sind Dietrichs Kampfabenteuer mit Riesen und Drachen jetzt noch voll des frischen Naturlebens, von dem sie ihren Ausgang nahmen. Im Eckenliede rauscht noch immer der unbändige Sturmgeist, zum Schrecken der Vöglein und alles Gethiers, durch die krachenden Bergwälder (Beil.). Selbst in dem späten Dichtwerke von Dietrichs erster Ausfahrt waltet, mitten unter dem geziertesten Hofwesen, noch ein reger Sinn für die großartige Gebirgswelt, deren gewaltsamste Erscheinungen als Riesenvolk und Drachenbrut dargestellt sind. Die Abenteuer bewegen sich im wilden Lande Tirol, im finstern Walde,

---

[47]) Sæm. 45, 55: *Fiöll ill skialfa, | hygg ek â för vera | heiman Hlôrriða.* 49, 21: *biörg brotnuðu, | brann iörð loga, | ök Ôðins son | î iötunheima.* Forum. S. 2, 154: *svâ mörg ok mikit þrekvirki sem þórr hafði unnit, fariz igegnum biörg ok brotit hamra.* (Myth. v. Thor 22.)

darin man den hellen Tag nicht spürt [48]), wo nur enge Pfade durch tiefe Tobel, Thäler und Klingen führen, zu hochragenden Burgfesten, deren Grundfels in den Lüften zu hängen scheint [49]); wo der Verirrende ein verlorner Mann ist, der einsam Reitende sich selber in den Tod gibt [50]). Dort, wo ein Bach vom hohen Fels herbricht, da springt der grimmige Drache, Schaum vor dem Rachen, fort und fort auf den Gegner los und sucht ihn zu verschlingen [51]); wieder 'bei eines Brunnen Flusse', vor dem Gebirge, das sich hoch in die Lüfte zieht, schießen große Würme her und hin und trachten, die Helden zu verbrennen [52]); bei der Herankunft eines solchen, der Ross und Mann zu verschlingen droht, wird ein Schall gehört, recht wie ein Donnerschlag, davon das ganze Gebirg ertost [53]). Leicht

---

[48]) Ausg. v. Stark, Str. 740 (H. 893): *in disem wilden lande.* 757 (H. 909). 127: *in disem finstern walde.* 205. 218. 707 (H. 860). 618 (H. 628): *Er* (Wolfh.) *sprach: 'traut veter Hildeprant, | nun weist mich in die wilde'. | er sprach: 'reit gen Tirol zuhant etc. | als pald du kumest in den walt, | du spürest keinen hellen tag'.* 620 (H. 629): *'der teufel pawet disen walt | und wont mit haus dar innen. | ich sach auf erd nie wilder hag: | mir hat Hilprant gar war geseit, | gar kaum spür ich den hellen tag'.*

[49]) Str. 341 (H. 220): *sein fart er* (Bibung) *von den strassen brach | auf gen den hohen leiten, | viel mangen pfat eng unde schmal, | die wilden töbel, tiefe tal | must er durch forchte reiten, | pis er die guten purk ansach etc.* 490: *si furen manig leiten | und manig tiefen klingenpfat.* 417: *da lag ein hohe feste etc. | wie daz in luften lag der stein.* 418: *Die feste was unmassen gut, | vor sturm und steigen wol behut, | mit merbelstein gepawet | auf einem perg an massen hoch; | die burk auf gen den lüften zoch.*

[50]) Str. 584 (H. 389): *nun forcht ich, kumpt ir in den tan, | ir wist nit, wo ir keret, | so seit ir ein verlorner man. etc. | kumt ir alein hin in den walt, | ir gebt euch selber in den tot.*

[51]) Str. 293: *Sie hetten einen herten sturm, | gar grimmig was der wilde wurm, | die augen im gelissen; | gar oft er nach dem fürsten sprang, | mit seinen scharpfen claen lang | er wolt in han zurissen. | ein schawm vor seinem munde lag, | das feur da von ihm schosse etc.* 294 (H. 173): *Er treib den herren durch ein bach, | der von eim hohen felß her brach | gar tief in einem grunde etc. | da ginet auf der wilde track | und wolt in han verschlunden etc.* 295 (H. 174).

[52]) Str. 706 (H. 859): *Sie zugen furbas in den wali | die recken alle junk und alt | zu eines prunnen flusse. | vor eim gepirge, das was hoch, | das sich auf in die lufte zoch, | gen in gar schnell her schussen | manch grosser wurme her und dar, | wolten die held verprennen.*

[53]) Str. 621 (H. 630): *da hort er ein geschelle, | recht als ein donderschlag her schos, | dar von das ganz gepirg erdos. | da sach er also schnelle | ein grossen wurm her gen im gan | mit aufgetanem munde. | da meint Wolfhart der küne man, | er wolt in han verschlunden, | das roß und auch dar zu den man.*

erkennbar sind diese Ungethüme gleichbedeutend mit den siedenden, donnernden Wasserstürzen selbst [54]). Dazwischen ertönt, ebenso donnerartig, das grässliche Schreien der Riesen; als Dietrich mit tödlichem Steinwurf einen jungen Riesen getroffen hat, stößt dieser so grimmen Schrei aus, als bräche der Himmel entzwei [55]), und seine Genossen erheben eine Wehklage, die man vier Meilen weit über Berg und Tan vernimmt, die stärksten Thiere fliehen aus der Wildniss, die Zwerge werden zur Flucht in Höhlen und Klüfte aufgerufen, es ist, als wären die Lüfte erzürnt, der Grimm Gottes im Kommen, der Teufel herausgelassen, die Welt verloren, der jüngste Tag angebrochen [56]); ein starker Riese 'Felsenstoß' lässt seine Stimme gleich einer Orgel erdröhnen, man hört sie über Berg und Thal, überall erschrecken die Leute und selbst der sonst unersättliche Kämpe Wolfhart meint, die Berge seien entzwei, die Hölle aufgeweckt, alle Recken sollen flüchtig werden [57]); auch die Riesen

---

[54]) Vgl. Germ. 2, 348 f. — Der zaghafte Zwerg Bibung erzählt (H. 834): *ich such den* (wurm) *also wit* | *ginen mit sime gicle,* | *des ich wonde zu derselben zit,* | *er hette wol drige kiele* | *verslunden vnd den Dunresberg.* Hiezu ob. Anm. 46.

[55]) Str. 582 (H. 396): *junkfraw, ir habt vor nit vernumen* | *schreien risen unde würme,* | *ich bin in oft zu handen kumen* | *in streiten und in stürmen.* | *der ris tis einen grimmen schrai,* | *und da ich in zu tode warf,* | *ich want, der himel wer entzwei.*

[56]) Str. 577 (H. 391): *vir meil weit uber perg und tan* | *ward man des clagens innen etc.* | *des manig mensch gar ser erschrak;* | *in amacht viel die herzogein.* 578 (H. 392): *Ir clag und schreien was so groß,* | *und das es also weit erdoß.* | *ir ungefuges clagen* | *daz horten pern und leben stark,* | *das gewürm sich da alls verpark,* | *das wilt gund alls verzagen,* | *es furcht den ungefugen schal,* | *der also kam gedossen,* | *recht als ein wilder donderfal* | *vom himel kem geschossen.* | *des wildes mut was gar verzagt:* | *sie liefen auß der wiltnus gar,* | *sam het man si dar aus gejagt.* (Vgl. Sigenot, Schade Str. 85.) 579 (H. 393): *Die stimm erhal in mangen perk,* | *da hort gar ferre ein kleines zwerk* | *das rufen und das schreien.* | *das zwerglein pald von dannen lief,* | *sein may und freünden es da rief,* | *graf, ritter, edel, freien:* | *'nun fliht, ir frawen und ir man,* | *in perges höl und clüfte!* | *und secht des himels wolken an,* | *erzurnet sein die lüfte:* | *es kumt der grimmig gottes zorn;* | *der teufel der ist außgelan,* | *ich main, die welt sei gar verlorn.'* (Vgl. Sæm. 6, 52: *gnýr allr iötunheimr etc.* | *stynja dvergar fyr steindurum.)* 580 (H. 394): *Sich hub ein michel fliehen stark etc.* 581 (H. 395): *die welt in grossen noten stat,* | *ir wil ein ende wesen,* | *wan niemant freüd gehaben mag:* | *wir glauben all in disem land,* | *und das hie sei der jungste tag.* 613 (H. 622): *mein her ein risen warf zu tot* | *mit einem grossen steine,* | *des kam der furst in grosse not.* | *nun merket, wie ichs maine,* | *vil manig herz gar ser erschrak,* | *die risen teten manchen schrei,* | *recht sam es wer ein tonderschlak.*

[57]) Str. 663 (H. 732): *Ein starker ris his Felsenstoß,* | *des stimm recht als ein orgel doß,* | *wan man si hat gestimmet;* | *daz hort man uber perk und tal.* | *die leut*

hausen am betäubenden Lärm eines Bergwassers, bei einer Mühle und zunächst einer tiefen Höhle [58]). Genauere Unterscheidung zwischen Sturm- und Winterriesen, Stromriesen, Bergriesen würde man hier, in so verspäteten und überladenen Schilderungen, vergeblich suchen, aber nur um so bemerkenswerther ist es, daß im Allgemeinen der Zusammenhang jener fabelhaften Gestalten mit ihrer landschaftlichen Umgebung sich frisch und lebendig erhalten hat. Hier in der Wildniss des Hochgebirgs, wie anderwärts in der Wüste des Meeres, gährt noch etwas von dem urweltlichen Chaos, das vornherein im Riesenthum seinen mythischen Ausdruck gefunden hat und am Ende der Zeiten zerstörend wieder hereinbrechen wird.

Während die Lieder vom Gebirgskampfe vornemlich den Ungestüm der anstürmenden Riesen zur Erscheinung bringen, ist in den Gedichten, die nach dem Rosengarten benannt sind, diesem Namen gemäß, sehr anschaulich die siegreiche Sommerkraft hervorgekehrt. Den Übergang vermittelt der 'kleine Rosengarten', der tirolische des Zwergkönigs Laurin [59]). Auch dieser ist nur von

---

erschraken überal, | sein herz was im ergrimmet. | Wolfhart sprach: 'wannen kumt der schrei, | der manig herz erschrecket? | ich main, die perg sein ganz enzwei, | die h[e]l ist aufgewecket. | got verleih uns den seinen segn! | flieht all, ir werden recken gůt! | ich han des leibes mich verwegn'.

[58]) Str. 503: *er* (Dietr.) *folgt dem wasser, das da floß, | und kam zu einer mülle. | da lag ein vis, was lank und groß, | bei einer tiefen hülle.* 551 (H. 365): *So sprach der wunderkün weigant* (Helf.): | *'di purk die ist mir wol bekant, | dar under leit ein mülle, | da hat das wasser grossen bracht: | da ligen die zwelf über nacht | gar nah bei einer hülle | so kum wir heimelichen dar, | des müg wir wol geniessen, | si werden unser nit gewar, | daz macht des wassers fliessen etc.* — Die Riesenmühle scheint eben auch die Wirbel des Stromfalls zu bedeuten. Nach altnordischer Anschauung und Dichtersprache ist die brandende See, insbesondre der rauschende Meeresstrudel, Mahlstrom, eine durch neun Töchter des Meergotts oder von zwei den Bergriesen entstammenden Mägden umgetriebene Mühle (Sn. 1, 324: *Hvernig skal sæ kenna? etc.* 328: *grotti skerja, Amlodi kvern.* 378: *svelgr í hafinu.* 382: *mær bergrisa.* 2, 431: *þá gnýr sær ær hon* (kvern) *gnýr.* Saxo, Müll. 1, 141. Lex. myth. 237 f. Finn Magn. Edda 4, 258 f. Munch, Nordm. Gudesagn, Christ. 1854, S. 146. Sv. Egilss. 14ª. 274ᵇ. 590ᵇ f.

[59]) Heldenb. Dr. v. 1509, Hiiij: *Hye endet sich der Rosengarten zů Worms. Vnd volget hernach der kleyn Rosengarten.* Mit *Z* ist im Folgenden Zachers Laurin aus der Zeitzer Hds. (Zeitschr. f. d. Alt. 11, 501 ff.), mit *S* die Ausgabe des Gedichts durch Schade (Berl. 1859) nach dem alten Nürnberger Drucke, mit *D* die Dresdner Hds. (nach dem Abdruck in v. d. Hag. Heldenb. 4°), mit *P* das Presburg. Bruchstück (mitgeth. durch Schröer, Presb. 1857) gemeint. In Ettmüllers Ausg., Jena 1829, lautet der Name Luarin; vgl. Müllenhoff (Zeitschr. 7, 531): Luarau.

einem Seidenfaden umhegt und liegt auf einer grünen Aue, wer ihn ansieht muß sein Trauern lassen, die Rosen geben süßen Geruch und lichten Schein (Z. 67 f. 90—102; vgl. P. 63—85). Man kann es für eine Wiederholung nehmen, wenn weiterhin noch ein wonnesamer Plan vor Laurins Berge beschrieben wird, wo duftreiche Obstbäume blühen, Vogelstimmen aller Art ertönen und zahme Waldthiere spielen, wo die herauskommenden Inwohner des Berges Rosenkränze winden, wo man auch alle Trauer lässt und sich im Paradiese zu befinden glaubt (Z. 696—717. 738—41), ebenwie der Wormser Rosengarten als ein Himmelreich auf Erden gepriesen ist. (Gr. 995—98). Gleich ihm wird der kleine Rosengarten von Dietrich, Wittich und den ihnen nachfolgenden Bernerhelden Hildebrand, Wolfhart und Dietleib heimgesucht (Dietrich sagt, Z. 76 f.: *Ich wolde suchin dy roßin roth, Solde ich dar vmme sterbin tot);* ihr Hauptgegner ist hier freilich der streitbare Zwerg Laurin, aber doch treten zum Schlusse noch fünf Riesen, soviel sind auch der Helden, mit Stahlstangen bewaffnet in den Kampf und werden sämmtlich erschlagen (Z. 1104—21. 1159—67); nach einer Darstellung sind sie gänzlich mit Moos überwachsen (D. 255: *sie woren graussam wilde, | verwachsen gar mit misch),* was im Kampfspiele zu Mittfasten die Bekleidung des Winters war (Germ. 5, 257 f.). Daß Wittich Verwüster des Gartens ist, stimmt zu seiner mythischen Bedeutung als Flutgeist, in Gefangenschaft bei Riesen liegt er auch anderwärts (ob. 313). Die Benennung Rosengarten haftet in Tirol an Örtlichkeiten verschiedener Art; im Hochgebirg, unter Eis und Felstrümmern verschüttet, leiht der einstige Zaubergarten nur noch zur Erinnerung seinen Namen oder es heißt so eine mit seltenern Alpenblumen reichgeschmückte Bergtrift, als Laurins Rosengarten bezeichnet der Volksmund besonders die mit Wein und Feigen, Pinien und Cipressen üppig ausgestattete Halde bei Algund, unweit der Burg Tirol [60]), wie auch im 16. Jhd. die von Tirol den Harnisch Laurins vorzeigten [61]).

---

[60]) B. Weber, Handb. f. Reis. in Tirol. Innsbr. 1842. S. 142: 'in der sonnenheitersten Lage, voll schwellender Fruchtbarkeit'. (Vgl. Ebd., Land Tirol 2, 340.) I. V. Zingerle, König Laurin etc. Innsbr. 1850, XXI f. Ebd. Sagen etc. aus Tirol, das. 1859, S. 66 f. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 126—28, hiezu Ebd., Deutsche Alpensagen, Wien 1861, S. 246 f. Vgl. Br. Grimm, d. Sag. 1, 150 f.: Blümelis-Alp.

[61]) Avent. Chron., Frankf. 1580, Bl. 36ᵃ. Heldens. 302.

Der Besitzer eines solchen Lustgartens in den Bergen, König Laurin, erglänzt von Gold und Edelsteinen, so daß er den Wald taghell erleuchtet (S. 401—411), er wird für den Engel Michael gehalten, der vom Paradies daherfahre (S. 500—502), auf seinem Kronhelm singen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Zeisige [62]), den wunderschönen Garten hat er sich erzogen und gehegt, die Blüthe desselben nennt er: 'meine lieben Rosen roth' (S. 302—12. 530. Symb. 8); als Dietleibs schöne Schwester mit andern Jungfrauen unter die grüne Linde über einem kühlen Brunnen gegangen ist, um sich mit Blumen zu behängen, da hat Laurin, unsichtbar in der Nebelkappe, sie durch Wald und über Heide hinweggeführt in sein zauberhaftes Reich (Z. 604—16. S. 25—48), jetzt aber wird sie von den Helden zurückgeholt und Laurin selber gefangen miteingebracht, der nun zu Bern ein Gaukler sein muß (Z. 1175 f. D. 325), wie zuvor an seinem Hofe des Gesangs und Seitenklangs der Spielleute viel war [63]).

---

[62]) S. 479 ff.: *Kron und helm gab liechten schein | darauff so sungen vögelein | nachtigal lerchen und die zeise | fein sitsam und in stiller weise | lieblich gelich sam ob sie lebten | und in eim grünen wald umb schwebten | mit listen was solches erdacht | vnd mit zauberei wol volbracht.* (Z. 188—201. Ettm. 474—92. Symb. 7[a].) Künstlicher noch sind die Vögel auf der Linde des Wormser Rosengartens zu dreitausend goldenen umgeschaffen und ihr Gesang durch ein Druckwerk hevorgebracht (Gr. 193—200. 987—94; vgl. Wolfd., v. d. Hag. Heldenb. 8°. 1, 233, Str. 567 f. Heldenb. v. 1509, Bl. 93[b], 6—[d], 4).

[63]) Z. 774—83. 832—35. S. 1598—1607. 1638—54. E. 1648—57. 1727—53. Symb. 26[b]. 28[b] f. Heldenb. v. 1509, Bl. Kiij[b] f. Auch der kleine Elberich rührt die Harfe (Otnit, Mone 522. Heldenb. v. 1509 Bl. dviii[a]), wie überhaupt das Elbenvolk tonkundig ist (Br. Grimm, Irische Elfenmärchen LXXXII f. Myth. 438 f.). Es ist aber auch hier zu beachten, daß nordische Mundarten den Widerhall Zwergrede (*dvergmál*) nennen, denjenigen der Harfe bezeichnet so die Herraudssaga (Fornald. S. 3, 222: *at dvergmáli kvad á ölfu*), während ein färöisches Lied als Zwergsprache den Schlag der Schwerter in Berg und Fels singen lässt (Sjurdar kvædi etc. ved Hammershaimb, Kjöb. 1851, 128, 98: *dvörgamál singur í fjöllum.* 129, 108: *dvörgamál seng i hvörjum hamri.* Vgl. Lyngbye, Fær. Qvæd. 464, 77. 468, 90. 470, 95. Myth. 421. Thor 81). Damit stimmt nun das merkwürdige, neuerlich durch Holtzmann bekannt gemachte und erläuterte Meisterlied vom *Lorleberg*, dem durch sein reiches Echo berühmten Lurleifelsen, aus welchem auf des Dichters Anruf und Frage über Sängerlohn *daz edel twerg* Antwort gibt (Germ. 5, 445 f.). In Tirol selbst, im Wippthale, findet sich urkundlich ein sprechender Stein, der einer darauf erbauten Burg den Namen gab (Urk. aus Brixen von 1241 in Hormayrs Beitr. zur Gesch. Tirols, Wien 1803, S. 329: *castrum in Wibtal, quod dicitur Sprechendenstain etc. castrum illud in Sprechendenstaine*; jetzt Schloss Sprechenstein). Laurins und

Nicht bloß ist auch hier das Mythische mit der Heldensage versetzt, Laurin selbst, den manche der ausgehobenen Züge als Lichtalb kenntlich machen (vgl. Sn. 1, 78: *Liosalfar eru fegri en sôl sjǫnum*), erscheint zugleich als ein Unterirdischer, der im Innern der Berge waltet, er und seine Zwerge kämpfen in Gemeinschaft der Riesen wider Dietrich und dessen Gefolge, der Mythus und seine Gegensätze zerfließen im bunten Spiele des Märchens.

Das Verhältniss des kleinen zum großen Rosengarten ist nicht völlig ins Klare gestellt. Mögen auch die Amelunge erst aus diesem in jenen herübergenommen sein, Laurin bleibt darum nicht minder eine Tirolersage (vgl. Heldens. 356), zugleich aber gibt sein unbestritten mythisches Wesen ein weiteres Anzeichen für dieselbe Beschaffenheit der Wormser Kämpfe; der Name Rosengarten hat die gleiche jahrzeitliche Geltung im Etschland, wie am Rheine, und auch dem Reiche Laurins fehlt nicht der frühlingsmäßige Duft und Blumenglanz.

Voller und entschiedener sind allerdings die Riesenkämpfe des rheinischen Rosengartens als Sommerstreit gekennzeichnet. Der blühende, vom Seidenband umhegte Kampfgarten ist hier eine Meile lang und eine halbe breit [64]). Wie noch die Kinderreime bei der Maifeier mit einer Kehrzeile von Rosen und Rosenblättern durchwoben sind (Germ. 5, 275 f.), zieht sich durch alle Theile des Heldenlieds in manigfachster Wiederkehr die unablässige Hinweisung auf die Rosen des Gartens und die verheissenen Kränze.

'Es war in dem Garten Freude und Wonne gnug,
hei was der Garte Rosen und lichter Blumen trug!'

so heißt es gleich im Eingang (Gr. 21 f.). 'Nach Rosen', 'nach einem Rosenkranze', reiten die Helden aus [65]); 'in die Rosen' spren-

---

Elberichs Sang und Klang mochte früher noch nicht vom Gebirge losgetrennt sein (vgl. Laurin Z. 779 ff.: *czwene wol singende man | dy sungin also sussin gesang | daz er in dem berge erclang.* S. 1604 ff.: *vier wolgelerte singend man | zwen kurtz vnd auch darzu czwen lang | die sungen hüffelichen gsang | das es weit in dem berg erdoß*).

[64]) Gr. Roseng. 165 ff.: *sie* (Kriemh.) *heget einen anger mit rôsen wol bekleit,*
der ist einer mile lang und einer halben breit.
dar umme gêt ein mûre, daz ist ein borte fin:
trutz si allen fürsten, daz ir einer kume drin!

Vgl. 519 f. 2055; auch oben Anm. 37.

[65]) Gr. 218: *wir suln nâch rôsen rîten in künig Gibechen lant*
246 f.: *ich wil durch rôsen willen nit rîten in daz lant.*
solt ich gein Wormez rîten um einen rôsen kranz etc.

gen sie zum Speerstechen, 'durch die Rosen' waten sie mit den blanken Schwertern [66]); 'in den rothen Rosen' fechten und siegen sie [67]); 'lichte Blumen' werden in die Erde getreten, 'in der Blumen Schein' rollen die Panzerringe nieder, 'auf die Blumen' springt allenthalben das Blut, 'in den Rosen' liegt der schwer Getroffene, 'um der Rosen willen' sind die Recken todtgeschlagen [68]); 'durch Rosen und durch Blumen' eilen die fürbittenden Frauen [69]); 'Rosenkränze' werden dem unbändigen Wolfhart auf sein ungekämmtes Haar, dem Meister Hildebrand auf sein greises Haupt, dem streitbaren Mönch Ilsan auf seine Platte gesetzt, schließlich führen Dietrich und seine Helden die erstrittenen Kränze mit Freuden über den Rhein [70]); 'ein Rosenkränzlein' jedem seiner Klosterbrüder zu

---

557 f.: *daz du êrst wilt rîten gein Wormez an den Rîn*
nâch eime rôsen kranze etc.

Gr. S. 80, Str. 19: *Wir wellen gein Wormez rîten, schouwen des Rînes flaz,*
nâch eime rôsen kranze etc.

S. 81, Str. 20: *Durch rôsen unt durch bluomen etc.*

[66]) Gr. 1613: *dô sprenget in die rôsen der herzoge ûz erwegen*
1822: *Dô sprenget in die rôsen der degen ûz erkorn.*
1200: *Dô sprang in die rôsen Siegestap der küene man.*
1561: *swer mit mir welle stîten, der spring in die rôsen rôt.*
1564: *daz du ze ime springest in die rôsen rôt.*
1567: *dô wuot er durch die rôsen etc.*
1478: *der monich vil kürliche durch die rôsen wuot.*
1240: *Dô sach man ouch den risen durch die rôsen gân.*
1559: *man sach in ritterliche durch die rôsen gân.*

[67]) Gr. 1581 f.: *vil manig slag vil swinder wart von in beiden dô getân*
ze tale vor den frouwen in den rôsen rôt.
2049: *hân wir in den rôsen geniget, sô lânt uns urloup hân*

[68]) Gr. 1279: *dô trat er in die erden der liehten bluomen vil.*
1137: *die ringe begunden rîsen in der bluomen schîn.*
977 f. 1469: *decken die rôsen mit bluote etc.*
1252: *der klê wart ouch geroetet ûf der heide grüene*
1502 f.: *dô huob er ûf die fûst, unt gab im einen slag*
daz er mit sîner fideln vor im in den rôsen lag.
1484: *durch iuwer rôsen willen sint die recken tôt geslagen*

[69]) Gr. 1947 ff.: *Krîmhilt in grôzer île hine durch die rôsen drang.*
Dô sie sach in den noeten Sîfrit îrn lieben man,
sie bat ir frouwen alle nâch ir loufen dan.
daz tâten sie vil balde. dô wart in alsô gâch,
durch rôsen und durch bluomen folgeten sie ir nâch.

[70]) Hag. 2255 f.: *Wolfhart ist ungezogen, daz sag ich iuch für wor,*
er setzet rosenkrenze uf ungekemtez hor.

bringen, hat Ilsan gelobt und er drückt ihnen die Kränzlein auf den Kopf, bis das Blut von der Stirne rinnt [71]); König Gibich verflucht den Garten, 'der die Rosen trug', die schöne Kriemhilt aber hegt fortan keinen Garten mehr [72]). Einzeln findet man wohl auch anderwärts solche Züge, wie Zertreten und Blutbesprengung der Blumen im Kampfgetümmel, Niederfallen des Todwunden in die Blumen (Nib. 929), Kuss und Blumenkranz für den Sieger im Ritterspiel (Titurel, herausg. von Hahn Str. 1410), nirgends aber drängen sich dieselben so zum maienhaften Gesammtbilde. Damit stimmt auch die feiertägliche Laune, wie sie im munteren Tone der Rosengartenlieder fortschwingt. Das herzugeladene Heldenthum hat seinen Ernst abgelegt und ist zum derben Heldenscherze geworden, der im Bruder Ilsan seinen Gipfel erreicht. Alte Reigenlieder erweisen die unwiderstehliche Lenzeslust damit, daß selbst geistliche Personen von ihr hingerissen werden. Wenn gleich diesen sonst das Tanzen zur Todsünde gerechnet ist [73]), so finden die Lieder doch vergnüglich, auch heilige Leute zum Sprunge zu bringen. Ulrich von Winterstetten ruft, dem Mai zu Ehren, die Pfaffen mit den Laien zum gemeinsamen Reigen, zu dem von Gott vergönnten Glücke [74]). Ein niederländisches Tanzliedchen mit der Kehrzeile: 'hei! es war im Mai!' singt vom Tanze des Paters mit der Nonne [75]). Im dänischen Kinderspielreime pflückt der Mönch am Sommertage Rosen und will

---

Heldenb. v. 1509, Giiij[b] (Hildebr.): *wo ist myn krentzelin*
Das ich hie ziere Mynen grawen kopfft

Hag. 2296 ff.: *Die* (Kriemh.) *trug an ir henden ein rosenkrenzelin*
mit manger hand rosen, dar under die siden clor,
si satzte ez dem frien münich uf sin kurzes hor.

Hag. 2370: *Sy fürten die rosen krentze mit froeden über Rin.*

[71]) Hag. Übers. Str. 468 f. Vgl. D. 361 f.

[72]) Gr. 1268 f.: *der anger si verfluochet, der die rôsen hât getragen,*
dar um sint mine recken ze töde mir geslagen. (Vgl. Gr. 1190 f.)
Gr. 2055: *keinen garten hegete nê Krimhilt diu schoene meit.*

[73]) Altd. Blätt. 1, 62 (*Was schaden tantzen bringt*, Hds. des 15. Jhd.): *tantzen ist in vierley wise totsünde. zum ersten so ein geordente geistliche person offenlich tantzt, als münch, nünnen, pfaffen etc. die tund totsunde von ergernisse wegen.*

[74]) MS. 1, 147[a], 48 f.: *Pfaffen, leigen trettent an,* | *dien got der sælden gan;* | *er ist gar ein sælik man,* | *der mit den liuten kan etc.* | *Erent den meijen,* | *singent den reijen etc.* Aber auch in einem winterlichen Tanzleich desselben Dichters 1, 141[a], 38: *Nu singen,* | *dan noch harte erspringen* | *den reigen,* | *den reigen,* | *pfaffen unde leigen!*

[75]) Hoffmann, Niederländ. Volkslied. 2. Ausg. S. 254 f.

die Nonne haschen, sie springt auf, leicht wie eine Feder, er kommt nach, schwer wie ein Stein, lustig tanzen die Zwei [76]). Noch der einsame Klausner hat seinen Frühlingstaumel:

Da droben auf dem Hügel, wo die Nachtigall singt,
da tanzt der Einsiedel, daß die Kutt' in die Höhe springt.
(Wunderh. 1, 458; vgl. 3, 141.)

Wie aber der Reigen einst ein Schwerttanz, die Maifahrt eine gewaffnete war, so gehört auch Ilsan noch einem strengeren Sommerspiel an, er zählt noch zu den streitbaren Mönchen der deutschen und kärlingischen Heldensage, Wolfdietrich, Walthari, Turpin (Gui de Bourg. p. 111), Willehalm, Rennewart. Wohl kann ihm der Rosenkränze nicht genug werden, er walgt sich in den Rosen, er bekleidet seinen Schild mit solchen [77]), aber ihm spielt Volker von Alzei nicht zum Maientanz auf, der Geigenbogen des Spielmanns, wie der Predigerstab des Mönchs, ist ein schneidendes Schwert [78]). Nicht umsonst wurden diese Zwei einander zu Gegnern bestellt, ihre eigenthümlichen Berufsweisen geben beiderseits zu fortgesetzten Witzreden Anlass, bei einem Volksspiele würden die beiden Festgestalten mit ihrem zuständigen Beiwerk sich malerisch ausgenommen haben. Ergetzlich ist überall, wie die schwertschwingenden Riesen und Recken des Zwölfkampfs von dem blühenden Hintergrunde des Rosenwalds sich abheben. Anmuthig spottet die Streitstifterin Kriemhild der gewaltigen Fechter: 'sie sollen, je zwei mit einander, wie die Kinder spielen in den rothen Rosen' [79]).

Ein richtiges Gefühl ließ die in christlicher Zeit nicht mehr vollgültige Fabel vom Streite des Sommergottes mit den Winter-

---

[76]) Thiele, Danske Folkesagn, 3. Saml. Kjöbh. 1820, S. 142 f.

[77]) Gr. 1486 f.: *Dô begunde sich faste walken der münich Ilsan:*
er zerfuorte vil der rôsen ê dan er wart bestân.
Heldenb. v. 1509, F. 5[b] (ob. Anm. 36).

[78]) Gr. 1518 ff: *Fulkêr gerachte den münich, unt gab im einen streich,*
daz im sin guoter predegerstap âz siner hant entweich.
'da gildest mir den gîgenstrich, den du mir hâst getân,
ich verschrôten dir die seiten' sprach der monich Ilsan.
Dô sprach der küene Fulkêr 'ein fideler wil ich noch sîn,
ich kan wol gestrichen mit dem fidelbogen mîn.
swaz ich dâ mite herreiche, daz muoz von ein ander gân'.
(Vgl. Nib. 1723. 1903. 1941. Wolfdietr. Hds. d. Piar. Str. 2079.)

[79]) Gr. 984: *sie suln wie diu Kinder spîln in den rôsen rôt,*
ie zwêne mit ein ander.

riesen durch epische Bildungen zurückdrängen. Diese mußten der herrschend gewordenen Sammlung deutscher Sage um den Hauptheldeu Dietrich von Bern gerecht werden. Der Übergang vermittelte sich dadurch, daß dem Heldenthume selbst schon eine den gewöhnlichen Bereich der Menschenkraft überragende Stellung zukam und für dasselbe, namentlich für dasjenige Dietrichs (Theoderichs vom Stamme der Amaler, halbgöttlicher Anse, Jorn. c. 13. 14) die sinnbildliche Auffassung zum voraus nicht ungebräuchlich war (ob. 320). Die Grundlage, der in den kämpfenden Gewalten theilweise verdunkelte Naturmythus, brach nun, wie gezeigt worden, in der üppigen Blüthe des Rosengartens und der durchwaltenden Fröhlichkeit um so lebhafter hervor. Während der Riesenkampf den mythischen Sinn der Lieder nur unvollkommen noch anzeigt, bekunden um so entschiedener der Schauplatz und der Preis dieses Streites die sommerfestliche Bedeutung. Die Helden sind geladen und reiten aus, um sich im Rosengarten Kränze zu erstreiten und sie von dort heimzuholen, das ist der gemeinsame Hergang der verschiedenen Fassungen. Damit aber tritt das Ganze deutlich in die Reihe der kamptrüstigen Fahrten, mittelst welcher der Mai, der Maienkranz, feierlich eingebracht wurde (Germ. 5, 275 ff.). Der ältere Rahmen hat jedoch in epischer Überfüllung sich so sehr erweitert, daß nunmehr die Blumenkränze auf langwierigen Heerzügen von Worms nach Pechlarn, ins Hunenland, nach Garten, Dietrichsbern und dem Kloster Eisenburg gelangen müßen. Führt man aber den Sagenbestand auf sein noch erkennbares Maß zurück, dann bleiben die Rosen frisch und duftig, es ergibt sich ein rheinischer Mairitt, eine kriegerische Frühlingsfeier in dem durch März- und Maifelder altberühmten Wormsgau, ebendamit hervorstehend unter den auch anderwärts auf deutschem Gebiete kundbaren Maifahrten und Rosengärten.

Es liegt in der Beschaffenheit eines Gegenstands, der von mythischem Ursprung aus durch Volksspiel und Heldenlied gegangen ist, daß derselbe nicht in jedem Wechsel und Wandel sich folgerichtig ausgestaltet und damit überall einer zweifellosen Auffassung Raum gegeben hat, aber jenem Zusammenhange selbst Anerkennung zu gewinnen, ist im Vorstehenden versucht worden.

BEILAGE zu S. 6.

DER RIESENSTAMM.

Nach Thidrikssaga verästen sich vom Könige Wilkinus *(Vilcinus)*, dem Urvater der in ihr auftretenden Riesen, zweierlei Nachkommenschaften, deren erstere, die einem Meerweib entsprossen ist, in dem mütterlichen Elemente waltet, während die andre, aus echter Ehe, im Luftgebiet ihr Wesen treibt. Lässt sich, wie versucht werden soll, dieser zweifache Lebenskreis aufzeigen, so kann auch der Stammvater von Meer- und Luftriesen nicht ein gewöhnlicher Volkskönig sein. Zwar begreift, nach Angabe des Sagenschreibers, das Reich des Wilkinus die Gebiete, welche nachmals Schweden, Gothland, Schoonen, Seeland, Jütland, Vinland (a. *Vindland)* hießen; wie es überhaupt in dieser Saga gebräuchlich sei, daß vom Namen des ersten Herrschers dessen Reich und Volk den ihrigen erhalten, so sei auch nach König Wilkinus jenes Reich Wilkinenland *(Vilcinaland)*, das Volk Wilkinenleute *(Vilcinamenn)* so lange benannt gewesen, bis Andre sich der Herrschaft bemächtigt und damit neue Namen aufgekommen (Ung. 27. Hylt. 19 f.). Unverkennbar haben hiebei die Wenden (altn. *Vindar, Vindland, Vinnland*, Zeuss 67 f.) und Wilzen *(Οὐίλτται, Weletabi, Wilti, Wilzi*, ags. *Vylte*, Zeuss 655. Graff 1, 851. Gr. 1, 2. Ausg. 777) vorgeschwebt; wo ein deutsches Gedicht von *der Wilze lande* spricht (Heldens. 187, vgl. 162: *der Wilzen diet)*, da nennt die Saga *Vilcinaland, Vilcinaborg* (Ung. 248. 267. Hylt. 194, vgl. Graff. a. a. O. Zeuss 655: *Viltaburg, Wilzeburg)*, näher rückend setzen die zwei späteren Handschriften *Viltinus, Viltinaland* (Ung. 27, Anm. 2; vgl. ebd. 35 f. *Vilzina)*. Allein diese Versuche, den sagenhaften König mit Geschlecht und Volk auf festen Boden zu stellen, finden doch (abgesehen von den noch unerklärten Bildungen *-inus, -ina*) im Sageninhalte selbst allzu wenig Gewähr; seine Sage hat ihren eigenthümlichen Bestand eben nur in jenem Mythischen, in der Begegnung mit dem Meerweib und in den riesenhaften Nachkommen, was sonst von des Königs nordöstlichen Heerfahrten gemeldet wird, ist dürftig und gestaltlos, mehr nur Übergang zu anderlei Sagen. Es fragt sich, ob nicht durch missverständliche Beiziehung der Wilzen ein andrer, dem Zusammenhange

der Stammtafel besser zusagender Name verdrängt worden sei? [80]) Wade *(Vaði)*, Sohn des Wilkinus von der Seefrau, erwächst zum Riesen und schlägt auch in unverträglicher Sinnesart dem Stamme seiner Mutter nach (Ung. 29 f. Hylt. 21); er watet über eine neun Ellen tiefe Meerenge, seinen Sohn Wieland *(Velent)* auf der Achsel tragend, um ihn zwei kunstreichen Zwergen in die Lehre zu bringen (Ung. 66: *Vaðe risi etc. vœðr ivir sundit.* Hylt. 42); seine Gänge von und zu dem Berge, worin sich die Werkstätte dieser Zwerge befindet, sowie eine frühere Lehrzeit Wielands, sind nach genauen Zeitfristen bemessen (zu Wade s. Myth. 350. Müllenhoff in der Zeitschr. f. d. Alt. 6, 62 ff. Wade etc. par Fr. Michel, Par. 1837). Wieland treibt in einem Baumstamm, den er sich zum Boote gezimmert, achtzehn Tage und Nächte auf der See umher (Ung. 70. Hylt 44); nach der ä. Edda (Völundarkv., Sæm. 72 ff.; vgl. hiezu Eugipp. vita s. Severini, act. sanct. ed. Boll. 1, 488. Dahn, die Kön. der Germ. 2, 30) wohnt er mit zwei Brüdern am Wolfmeere, dort schmiedet er aus rothem Gold Ringe, deren er siebenhundert in seinem Sal aufgezogen hat, und harrt seiner lichten Frau, die in Schwangefieder ausgeflogen ist, er selbst auch wird Fürst der Alfe, Lichtgeister, genannt (73, 10: *alfa liodi.* 73, 13 und 75, 30: *vîsi alfa)*, aber die Nächte hindurch *(nôttum)* zieht *Niðuðr*, der Niare Gebieter, mit seinen Mannen heran, ihre Schilde blinken gegen den eingeschnittenen Mond [81]), sie gehen in den Sal, nehmen einen der

[80]) Das ahd. n. *wolchan, wolchen*, alts. *wolcan*, ags. *volcen*, hier überall im Sinne des neudeutschen f. Wolke, bedeutet in der englischen Form *welkin* die Himmelsfeste, selbst den blauen Himmel; dem Altnordischen und dessen Töchtersprachen fehlt es gänzlich, um so eher konnte da, wenn es aus deutscher Quelle vorkam, Deutung und Schreibung irregehen (außer dem Schwanken der norwegischen Handschriften zwischen Wilkinen und Wiltinen, findet man in einem der schwedischen Texte mitunter auch *Velkinus, Velcinus, Welkinus, Velcina land, Velchino men*, Hylt. 311. 434. 436). Als ahd. Mannsname begegnet *Wolco* (Neug. 709, a. 921), auch patronymisch ein *Wulching* (Hund, Salisb. p. 31, 9. sec. Anz. 5, 255), das Neutrum *wolchan etc.* konnte als solches nicht auch persönlicher Name sein, aber neben jenem ist die Bildung eines masc. *Wolcano* ebensowohl denkbar, wie neben sächlichen *magan, ragin*, die männlichen Eigennamen *Megino, Magan* (Förstem. 1, 887), *Regino*, altn. *Reginn* (Reinh. F. CCXLI), entstanden. — Wie das subst. *himins, himinn, himil*, von einem verlorenen verb. *hima*, tegere, involvere, abgeleitet wird (Gramm. 2, 55. Myth. 661), so deutet Schmeller (4, 71), unter Wolken, auf ein verb. *inwolken, inwelken*, involvere, Diut 2, 220, aus einem lat.-niederd. Wörterb. des 13. Jhd.

[81]) Sæm. 73, 6: *við enn skarða mâna.* Egilss. 719ª: *ad accisam, descrescentem, lunam;* zu *Niðuðr Niara drôttin* vgl. Sn. 1, 472: *mâni, nŷ, nið.* Sæm. 2, 11: *Nŷi*

aufgezogenen Goldringe, Wieland selbst wird schlafend an Händen und Füßen gebunden und, nach Anweisung der Königin, mit zerschnittenen Kniesehnen auf eine Insel am Strande gesetzt, wo er dem König Kleinode schmieden muß, er rächt sich aber, indem er die zwei Knaben des Königs tödtet, ihre Hirnschalen in Silber, ihre Augen als Edelsteine fasst, die Königstochter, der er seinen ihr vom Vater mitgebrachten Goldring ausbessern soll, entehrt und, sobald er ihr eidliche Sicherheit ausgewirkt, diese Frevel verkündet und sich lachend in die Lüfte schwingt. Sind mit den Hin- und Hergängen des Meerriesen Wade die regelmäßigen Wandlungen von Ebbe und Flut gemeint (Müllenhoff a. a. O. 68), so erahnen sich in der damit zusammenhängenden Wielandssage die Wechsel des Mondes, die leuchtenden Geschmeide des gestirnten Nachthimmels [82]). Durch Wittich, Wielands Sohn, kehrt das Geschlecht, das vom Meere stammt, entschieden in seine Heimat zurück; er wird nach der Schlacht vor Raben von Dietrich, dem er den Bruder erschlagen und dem in seinem Zorne der Harnisch am Leibe glüht (Rab. 946. 973), nach Thidrikssaga Feuer aus dem Munde flammt, über die Heide bis an das Meer verfolgt, da kommt als Retterin eine Meerminne, Wittichs Ahne, nimmt den Helden und führt ihn mit seinem Rosse Scheming nieder zu des Meeres Grunde, wo ihn Dietrich, der bis an den Sattelbogen in die Flut nachgeritten, nicht mehr erreichen kann. Diese Ahnmutter, also dieselbe Seefrau, mit der Wilkinus den Wade gezeugt, hat im deutschen Gedicht auch den entsprechenden Namen Waghild (Rab. 969: *vrou Wachilt; wâc* m. fluctus; das Ganze, Rab. 955—974, in v. d. Hag. Heldenb. von 1855, vgl. mit Ung. 292. Hylt. 220. 300). Der gewöhnliche Nebengänger Wittichs, Heime (schon im Widsid 250. 260: *Wudga and Hâma*), findet sich zwar nirgends in dessen Verwandtschaft gezogen, ist aber doch sehr ähnlicher Art; bezeichnet wird er mitunter: der Riese, der junge Riese, es wird ihm eine Überzahl von Ellenbogen und Händen beigemessen (Roseng. XX. Heldens. 257) und sein Name damit erklärt, daß *heimir* ein

ok Nidi. Egilss. 601[b]: *nid*, n. interlunium. 602[a] Myth. 672 f.; dann Sæm. 83, 3 f.: *und mânasâl midian etc. nipt Nera.* Egilss. 599[a]. Myth. 380. Sæm. 24, 25: *nött var Nörvi borin.* 35, 30. Sn. 1, 54.

[82]) Thor wirft die Augen des von ihm erschlagenen Jötuns Thiassi als zwei Sterne an den Himmel auf (Sæm. 52, 19. Sn. 1, 214. Myth. 1168). Keller, Erzähl. 3, 18 ff.: *Durin lag gestain | gros und clain | in allem dem gepür, | als es das gestirn wür.*

Wurm geheißen sei, der, grausamer als andre Würme, denselben zum Schrecken gereiche und mit welchem man deshalb den grimmen Recken verglichen habe (Ung. 24. Hylt. 17. Myth. 360), wie denn auch die Streitgier und der Grimm Wittichs durch dessen Helmzeichen, einen Giftwurm, ausgedrückt sein soll und er darnach als *Witege mit dem slangen* vorkommt (Ung. 97 f. Hylt. 59. 129. W. Grimm in der Zeitschr. f. d. Alt. 2, 248 ff.). Heimes Vater heißt in deutschen Quellen Madelger (zweifelhafter *Adelgêr*; in Thidrikssaga *Studas*; Heldens. 146. 178; Myth. 1160), welchen Namen das Gedicht von Morolf dem Sohn einer 'Meerminne' gibt, einem wilden Gezwerg mit der Nebelkappe (Mor. 3909 ff.). Die vier Arme des kämpfenden Heime rühren an den achthändigen, mit vier Schwertern zugleich schlagenden Starkad, den Riesen der norwegischen Alastromfälle, der von Thor dort herabgestürzt wird (Fornald. S. 1, 412 f. 513 f. 3, 15. 37. Sn. 1, 258. Sax. ed. Müll. 1, 274. Thor 176 ff.). Im Rosengarten stehen allerdings Wittich und Heime den Riesen gegenüber, in fast allen Darstellungen tödtet Heime den Schrutan, Wittich den Asprian, sie sind beide längst in die epische Gemeinschaft der Amelunge eingetreten, obgleich sie in dieser stets eine unsichre, leicht in verderbliche Bosheit, Grausamkeit, Feindschaft umschlagende Zuthat ausmachen. Wittich fühlt sich hier als Fremdling (*ellende*), beklagt sich, daß die Wölfinge ihn hassen, und zeigt die Absicht, wieder zu Ermenrich zu gehen (Roseng. XX). Aber selbst der reinmythischen Auffassung liegt das nicht ferne, daß wilde Naturgewalten sich unter einander bekämpfen, Riesen mit Drachen, Thurse mit Thursen ringen. Die beiden Waffenbrüder, der Abkömmling des Meerweibs Wittich und der vielarmige Heime, deren Namen und Zeichen schon den Wurm, das Sinnbild der Flut, des Stromes, Wassersturzes, ergeben [83]), sind anderwärts in ihrem

[83]) Zum Namen Heime s. die vorbemerkten Stellen, aber auch *Vidugâuja* (silvicola, Myth. 349. 451, vgl. Förstemann 1, 1285) kann eine Bezeichnung der Schlange sein. — An einem Stromgebiete haftet bei Jorn. c. 34, scheinbar aus dem Berichte von Priscus über seine Gesandtschaftsreise zu Attila, der Heldenname: *Ingentia siquidem flumina, id est Tysiam Tibisiamque et Driccam transeuntes, venimus in locum illum ubi dudum Vidicula* (a. *Vidigoia*) *Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.* Allein im griechischen Texte des Priscus (Niebuhr, Corp. script. hist. Byzant. 1, 183) fehlt zu den Flussnamen gerade dieses Andenken an Wittich, das wohl erst aus gothischer Überlieferung viel später hinzugekommen ist, über dessen mythischen, epischen, geschichtlichen Bestand jedoch nicht entschieden werden kann (vergl. Jorn c. 5).

Ungestüm dem Sommergotte verfeindet, jetzt aber, bei seiner Wiederkehr, da die Eisdecke der Wasser gesprengt wird, tummeln sie sich rüstig in seinem Dienste. Durch Dietrichs Diener lässt die Saga (ob. 313) den gefesselten Wittich aus der Gefangenschaft bei den Riesen befreien [84]).

Der andre, echte Wilkinussohn, von unbenannter Mutter, Nordian, folgt seinem Vater in den nordöstlichen Reichen nach, wird aber von Hertnid, dem König über Russland und Polen, der bisher den Wilkinen schatzpflichtig war, besiegt und zum Unterkönig in Schweden bestellt. Darin zeigt sich nichts von lebendiger Sage, doch kann, außer dem Namen, die Härte und Kargheit, die ihm aufgebürdet wird (Ung. 29. Hylt. 22), ihn als winterlich Waltenden bezeichnen und durch seine riesenhafte Söhne wird auch Nordians Wesen etwas deutlicher. Unter diesen ist der gewaltsamste Widolf mit der Stange; seine Achsel überragt das Haupt andrer Riesen und er allein ist stärker, als zwei seiner Brüder (Ung. 33. Hylt. 24), kein Pferd überholt ihn im Laufe (Ung. 52. Hylt. 33). Die Skaldensprache benennt den Wind: Brecher, Wolf (Verzehrer), Jötun des Baumes, Reises, Waldes (Sn. 1, 330: *briotr viðar, vargr viðar*; Egilss. 221[b]: *selju gandr*, 453[a]: *jötunn vandar*, vgl. 82[b]), das berührt sich ganz nahe mit dem Riesennamen Widolf, Witolt (über -olf, -olt Gr. 2, 330 f. 3, 706), im Sinne des tobendsten, waldzerstörenden Sturmwinds [85]).

---

[84]) Zu erwähnen ist hier noch der tirolischen Sage vom Riesen Haimon, der erst den Thürs (vgl. Myth. 488) 'am Tyrsenbach', dann, zum Schutze des Klosterbaus von Wilten, den dortigen Drachen umbringt; dieser haust in einer nahen Steinkluft, noch jetzt Drachenhöhle genannt, stürzt sich giftspeiend vom Fels und zerstört das neuerstehende Bauwerk, also ebenda, wo der tobende Sillbach aus dem Geklüfte herabschäumt. (Lat. und deutsch. Gedicht vom Kloster Wilten, von 1571, bei Mone, Unters. 288 ff. Historia von dem Risen Haimon etc. durch Josuam Malerum etc. Const. 1604. Br. Grimm, d. Sag. 1, 210. Beyrer, Wegweis. in der Prov.-Hauptst. Innsbr. etc. S. 185 ff. I. V. Zingerle, Germ. 4, 434 ff. Ebd. Sagen, Märchen etc. aus Tirol, Innsbr. 1859, S. 89—93. v. Alpenburg Mythen und Sagen Tirols 40 f.) In dieser späten Zurichtung ist der Name des Stromdämons auf den frommen, obgleich als Riese geschilderten Klostergründer übertragen. Schon in Thidriksaga tödtet *Heimir*, als Mönch des Klosters *Vadincusan* in der Lombardei, den Riesen Aspilian. — Flugdrachen in einem Wasserfalle: Gull-þóris Saga, herausg. von K. Maurer, S. 48. 50 f, vgl. Germ. 2, 348.

[85]) In der Eddastelle Sn. 1, 230: *Hvernig skall kenna vind? etc. vargr viðar eða seglreiða etc.* mag immerhin *viðr* zunächst den Mastbaum meinen, im Zusammenhange mit Segel und Segelwerk, aber davon unabhängig ist das Vorangehende

Aventrod, Abendroth, ein weiterer Sohn Nordians, gehört nach seinem Namen gleichfalls dem Luftreich an, er ist auch ein Riese, aber als ein sanfterer führt er den gebundenen Bruder Widolf, der nur zum Kampfe loskommen soll, hinter sich her (Ung. 132, vgl. 34. Hylt. 109). Dagegen knüpft ihn das deutsche Eckenlied an zwei Brüder, die nicht unter Nordians Söhnen genannt sind, **Ecke** und **Fasold**. Über diese fehlt es nicht an mythischen Anzeigen. Der Wind, der über die Flut fährt, den Menschen unsichtbar, kommt nach einem Eddaliede, von den Schwingen des Jötuns Hræsvelg, der in Adlergestalt an des Himmels (nördlichem) Ende sitzt (Sæm. 25, 36 f. Sn. 1, 80 f. 549). Nach den finnischen Runen ist der Nordsturm ein Adler, der von der Lappmark ausfliegt, mit einem Flügel die Wasserfläche streift, mit dem andern hohe Himmel theilt und dem unterm Gefieder hundert Männer, auf dem Schweife tausend, in jeder Spule zehne stehen [86]). Hiernach konnte auch der Jötun Thiassi, in seinen Adlerflügen, als winterlicher Sturmriese gedeutet werden [87]). Zugleich mit *hræsvelgr* (Lex. poët. 394: *helluo cadaverum, devorans cadavera*) ist eine skaldische Benennung des Adlers *eyðir* (Sn. 1, 490. 2, 488. 572; Lex. isl. 1, 171[b]: *eyðir, m. aquila mas*; vgl. Myth. 600: aquila, aquilo, ἀετός). Als rauschender, sturmverkündender Jötun mit dem Adlernamen erscheint ferner *Eyðir*, der Riesin Hirte, der, nach dem Liede der Vala, beim Herannahen des Weltuntergangs auf dem Hügel sitzt und fröhlich die Harfe schlägt (Sæm. 4, 34; auf dem Hügel sitzt auch der Hirte des Jötuns *Gýmir*, Sæm. 59[a]); an andern Stellen ist es ausgesprochen der Adler, dessen Getöse, zusammen mit andrem Elementarischen, den Weltkampf oder auch gewaltige Zukunft des Heldenthums ankündigt (Sæm. 6, 49: *ormr knýr unnir | en ari hlakkar*, vgl. Sn. 1, 194. Sæm. 78, 6: *örn gôl árla*. 83, 1: *arar gullu, | hnigu heilög*

---

briot vidar; ähnlich vom Feuer Sn. 1, 332: *grand vidar*, ebd. Anm. 2.: *vargr ok tröll þess er hann eyðir (ok vidar* ebd. 2, 429). Egilss. 831[a]: *ulfr storðar (vastator silvæ)*. — Von andrer Art, ein eigentlicher Waldgeist, erscheint der im Hyndlaliede, Sæm. 70, 32, als Stammvater der Weissagerinnen genannte *Vitolfr*, derselbe wohl mit dem heil- und zauberkundigen *Vitolfus* bei Saxo, Müll. 1, 323 f.

[86]) Schröter, Finnische Runen, Upsala 1819, S. 58 ff. (Stuttg. 1834, S. 72): Der Adler *(kokko)*. Vgl. Kalevala, öfvers. af. M. A. Castrén, Helsingf. 1841, 2, 106 f.

[87]) Thor 114 f. (vgl. Myth. 739.) Ἀετὸς κ' ὁ κῦρ Βορειὰς zusammen genannt im neugriechischen Liede bei Fauriel, Chants popul. de la Grèce mod. 2, Par. 1825, p. 432.

vötn | af himinfiöllum). Egtherus bei Saxo, erst als Name eines Königs von Biarmien, dann eines finnischen Seeräubers (Müll. 1, 248 f. 328. Vgl. Fornald. S. 2, 10: *Skyli faðir Egðis*), lässt sich in beiden Fällen wenig geschichtlich an. Eine andre Form, *Agði*, steht in örtlichem Bezug mit dem Namen einer gebirgigen Landspitze und ihrer Bewohner am Eingang des Meerbusens von Drontheim [88]), ohne darum den adlerartigen Sturmdämon zu verläugnen. Ein scherzhaftes Gespräch des Königs Harald Hardradi mit dem vorbeischiffenden Skalden Halli gibt zu verstehen, wie man froh sein durfte, bei jenem Vorgebirge *(Agðanes)* mit leidlichem Fahrwinde, von *Agði* ungerüttelt, durchzukommen [89]). Doch ist Agdi nicht an die einzelne Örtlichkeit gebannt. Eine jener spätern Erzählungen, in welchen alte Thorsmythen märchenhaft verarbeitet sind [90]), lässt am Hofe des Jötuns Geirröd verschiedene Spiele aufführen, wobei Gruppen riesenhafter Wesen einander gegenüberstehen, namentlich tritt der Jarl *Agði* mit zwei Gefährten *Jökull* und *Frosti* auf, noch ein Dritter, *Gustr*, steht auf seiner Seite. *Jökull* bedeutet Gletscher, *Frosti* Frost, *Gustr* Winterwind (Biörn 1, 315: *gustr, m. aura frigida.* Egilss. 280[b]: *ventus, aura, flatus.* Sn. 1, 486: *Veðr heitir ok gustr*); die beiden Erstern sind auch anderwärts jötunischen Stammes (Thor 30 ff.). Noch ist Agdis Adlergestalt angezeigt: schwarz ist er wie Hel *(var hann blâr sem Hel)* und schlägt im Wettringen die Griffe *(krummurnar)* so fest in des Gegners Seiten, daß sie bis aufs Bein dringen; nachher fährt er in großem Jötunzorne *(î allmiklum iötunmôdh)*

[88]) Fornald. S. 2, 5: *Thrymr âtti Agðir; hans son var Agði ok Agnarr, fadhir Ketils Thryms, er bû âtti i Thrumu.* Die Namen der Landschaft *Agðir* und der Insel *Thruma* werden hier mit persönlichen *Thrymr* und *Agði* in Beziehung gebracht (vgl. Munch 1, 108 f.); *Thrymr* heißt aber auch der Thursenfürst des bekannten Eddalieds (Sæm. 47 ff.), der gleich Thiassi, dem Bewohner Thrymheims (Sæm. 28, 11. Sn. 1, 92 f.), von Thor erschlagen wird und, nach dem ganzen Zusammenhange des Mythus, ebenmäßig als winterlicher Sturmriese aufzufassen ist (Thor 95 ff.).

[89]) Fornm. S. 6, 360: *sardh hann ydhr þâ eigi Agði? etc.* (zu *sardh* vgl. Schmeller 3, 283 f. Zeitschr. f. d. Alt. 5, 399, 566.) Wie *Egðir* (ob. 345) sitzt *Thrymr* auf dem Hügel, seine Freude sind goldgehörnte Kühe und schwarze Ochsen (Sæm. 47, 6. 49, 23), das weist hier wie dort auf die Wolkenherde, die vom Sturmriesen getrieben wird; auch dem Riesenhirten *Snio* in dänischen Chroniken taugt nicht wohl ein andrer Austrieb, als das Schneegewölke (Thor 35 f. 101).

[90]) Saga af Thorsteini Bæarmagni (Fornm. S. 3, 175 ff., auch in Biörner's Kämpa dater), deren Abfassung Müller, Sagabibl. 3, 251, bis vielleicht in das 15. Jhd. herabsetzt.

hinweg und läuft wie toll zum Walde, wo er gewaltig heult *(greniadhi miög)*; auch bricht er zur Nachtzeit ein Dach *(thilfiöl)* auf und zerstört, spukartig umherfahrend, einen Hof *(hafði gengit aptr ok eytt bœinn)*. Wie nun mit diesen nordischen Egdir und Agdi der deutsche Ecke sich dem Laute nach berührt, so auch in seiner stets noch halbmythischen Erscheinung [91]). Er heißt fortwährend: der Riese (Eckenl. Laßb. Str. 72. 103. 108. 113. 144), reicht hoch auf über die Bäume (Röhn Str. 84), schlägt Männer zu Boden, wie der Wind die Baumstämme fällt (Laßb. Str. 15); sturmartig, an den Jötun Agdi mahnend, ist besonders auch sein rastloses Rennen in weite Ferne, sein lärmender Gang durch die Wälder: ihn trägt kein Ross und er braucht auch keines, er läuft vierzehn Nächte hindurch, ohne von Hunger oder Müde zu leiden (Laßb. Str. 34. 41. 43); wie ein Leopard springt er weit in den Wald, wie eine Glocke hört man seinen Helm, von den Ästen gerührt, erschallen, der mit tausend Schellen behangene Schild, den er am Arme trägt, weckt die Vögel und das Wild auf, das seiner geschwinden Fahrt neugierig nachgafft [92]); bei seinem Zweikampfe mit Dietrich in der Wildniss

---

[91]) Sprachlich ist diese Zusammenstellung nicht schwieriger, als die von *Ecke* und *Oegir* (Myth. 218. 602. 1210. Simrock, Handb. 110. 355. 448). Für letztere kann etwa noch der Meermann 'Ekke Nekkepenn' bei den Inselfriesen angeführt werden (Hansen, Fries. Sagen, Alt. 1858, S. VII. 148 ff. 193), doch bewirkt auch er hauptsächlich die stürmische See. Der Ecke des Liedes und der Saga gewährt keinerlei auf einen Meergeist deutbare Anschauung. Sein Zug geht vom Rhein an die Etsch, er treibt sich im Osning, auf dem Drachenfels, auf dem Nonsberg um (Ung. 112. 73. Laßb. Str. 51), seine Kämpfe toben *in gebirg und in der wilde* (Laßb. Str. 56).

[92]) Laßb. Str. 33. 36 f. 72; vgl. Dietr. Ausf., Stark Str. 709 ff. (Hag. 8°. Str. 862 ff.): Riese *Glockenböz*. Andre Stimmen gibt dem Getös im Walde das russische Lied vom Räuber Nachtigall (Alte russ. Dichtungen, gesammelt von Kirscha Danilоff, Moskwa 1818, nach Moriz Rapp's handschriftl. Übersetzung; vgl. Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde etc. Leipz. 1819, S. 30 ff. P. v. Götze, Stimmen des russ. Volks in Liedern, Stuttg. 1828, S. 58 f. Dietrich, Russ. Volksmärchen, Leipz. 1851, S. 63 ff.). Dieser Unhold haust in den dunkeln brinskischen Wäldern, er nistet auf neun verschlungenen Eichen, von welchen aus er Ross und Mann durch seine furchtbaren Laute betäubt und niederwirft: erst fängt er zu pfeifen an nach Art der Nachtigallen, dann zischt er nach Schlangenart, zum dritten brüllt er nach der Weise der Auerochsen; die ganze Tonleiter des Sturmgebrauses im Walde. Der Bändiger dieses Ungethüms ist Ilija von Murom, nun zwar ein Held von der Genossenschaft des Fürsten Wladimir, aber Ilija, der im Wetter gen Himmel gefahrene Prophet Elias, vertritt auch bei slavischen und kaukasischen Völkern die Stelle des Donnergotts (Myth. 157 ff., man vgl. noch den gewaltigen König Ilias von Reussen im Otnit). Gleich Thiassi und Egdir ist auch der brinskische Räuber beschwingt, dem

von Tirol (Laßb. Str. 48: *ze Tirol gen dem walde*) ertost das Gebirg, Ecke schlägt die Äste von den Bäumen, daß der Wald des Laubes beraubt ist, als hätt' es der Hagel gethan (Röhn Str. 172, vgl. 128 f. Laßb. 110). Nach Thidrikssaga waren die Brüder Ekka und Fasold einander so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden konnte (Ung. 176. Hylt. 131). Hievon abgesehen ist Fasold als Luftgeist vorzugsweise durch den bekannten Wettersegen beglaubigt (Myth. 1. Ausg. Anh. CXXXII; 2. Ausg. 524. 602. 1230 f.). Das Lied gibt ihm Riesenlänge (Laßb. Str. 16) und macht ihn als wilden Jäger, jagenden Thürs kenntlich (vgl. Stalder 1, 329: 'Dürsten-gjäg'. Rochholz, Schweizers. 2, 184: 'd'Rüse jaget'. Schmeller 2, 264: 'Nachtgejaid'. Myth. 872 f.): im pfadlosen Wald, aus fernem Gebirge, verfolgt er mit seinen Leithunden und weithallendem Horn eine jammernde Maid, die er 'sein Wild' nennt, ein 'wildes Fräulein' (Laßb. Str. 171: *min hohes leben von wilder art hat er gemachet nider;* Str. 172 und 189: *das wilde vröwelin*), das sich auch nachher durch Herbeiholen heilkräftiger Kräuter als Waldwesen ausweist, während Fasold, wie zuvor sein Bruder, im Streite mit Dietrich die größten Äste abreißt, als wollt' er den Wald von Laub entblößen, und die Bäume zerrt, daß sie sich spalten, so daß man eine Halbmeile weit das Krachen hört (Laßb. Str. 184). Abwärts in der Volkssage jagt der wilde Jäger das Holzweiblein (Myth. 872. 881 f. 1230 f.), aufwärts im nordischen Mythus raubt der Adlerriese Thiassi die sommerliche Idun aus dem Walde (Sn. 1, 210). Nordian, gleich dem Riesenkönige, heißt auch ein berühmter Meister des Waidwerks (Thidr. S. Ung. 212. 231 etc. Heldens. 159 f.) und es fällt auf beide Namenträger besseres Licht, wenn man annimmt, daß schon ersterer ein gewaltig jagender Türse war [93]). Nach dem Sieg über Ecken und Fasold muß Dietrich noch harte Kämpfe mit ihrer Sippschaft

Heldenscherz eine Nachtigall (vgl. Germ. 3, 138 f.), seine neun Söhne verwandeln sich in schwarze Raben mit eisernen Schnäbeln. Wie dieses Abenteuer auf das Eckenlied, so weisen andre Heldensänge des Wladimirkreises auf das Hildebrandslied, auf Siegfrieds Drachenkampf und die Helgisage; Wladimir selbst war germanischen Stammes und Namens.

[93]) Auch Thrym, der Thurse Herr, den Thors zermalmender Hammer trifft, ist, wie es einem Sturmriesen taugt, mit Hunden und Rossen versehen (Sæm. 47, 6 Thor 102. — Hieher noch die Dichtungen von der Jagd des wilden Wunderers: Keller, Erzähl. 1 ff. Fastnachtsp. 2, 447 f. 4, 344. Kasp. v. d. R., Etzels Hofhalt (v. d. Hag. Heldenb. 2, Berl. 1825, 55 ff. Myth. 895. 983. Liebrecht, Gervas. v. Tilbury 204: Caesar Heisterb. 12, 20).

bestehen; so mit Birkhild, der grimmigen Mutter des Brüderpaars, und mit ihrer gleich wilden Tochter Uodelgart (Laßb. Str. 231 ff.), in andrer Fassung des Liedes mit Rütze (a. *Rachin, Runtze*), der Muhme jener Beiden, und ihren zwei riesenhaften Söhnen (Röhn Str. 271 ff. Schade Str. 185 ff.); auch dieses ungethüme Weibervolk springt jählings über entwurzelte, von solchem Sturmlauf niedergerissene Baumstämme (Laßb. Str. 233: *über die grossen ronen si sprank etc.* 241: *die bom ir sigen alle nach*), erhebt grässliches, über eine Meile schallendes Geheul, reißt große Bäume zum Dreinschlagen aus der Erde und verheert mit seinen Schlägen den Wald (Röhn Str. 287, Rütze hat auch eine Burg gebrochen: Laßb. Str. 193), Ähnliches verkünden die Namen der Muhmensöhne Welderich und Zerre, Waldmächtiger, Zerreißer [24]). Eckenlied beginnt damit, daß die Brüder Ecke, Fasold und Abendroth [25]) sich über Dietrichs Heldenthum, eifersüchtig darauf, besprechen; die zwei erstern erproben dasselbe zu ihrem Verderben, dagegen erwartet man vergeblich eine weitere Betheiligung des dritten und so ergibt sich hier über ihn eben nur das Wenige, daß er mit zwei Sturmriesen verbrüdert werden konnte, wie in der Saga mit dem in der gleichen Eigenschaft besprochenen Widolf. Wendet man sich hiemit zu der Stammtafel Nordians zurück, so sind diesem in der Saga, neben Widolf und Aventrod, noch zwei Söhne zugetheilt, Atgeir und Aspilian. Atgeir, dessen Name auf die Bewaffnung mit einem mächtigen Speere (*atgeirr*, Ung. 34. Gr. 3, 442 f.) bezogen wird, ist als Grenzwächter des Königs Isung von Bertangaland und als Hüter eines unterirdisch verborgenen Schatzes aufgestellt. Ihn erlegt Wittich, der, nach seiner Befreiung aus Riesenhaft (ob. 313), mit Dietrich

[24]) Auch von Fasold heißt es, Laßb. Str. 162: *im dienent wildiu lant.* 184: *er zart die bom das si sich kluben.* An den Namen der Mutter Fasolds und Eckes, *Birkhilt*, streift das von ihr, Str. 235, Gesagte: *ainen ungefuegen bon si brach | vor zorn usser der erde.* Über Widolf s. ob. Riesennamen in Dietr. Ausf.: *Fellenwalt, Oesenwalt, Schellenwalt*; im Wolfdietrich: *Velle* und sein Weib *Rütze, Runze* (der Name wird manigfach geschrieben), die auch einen Baum aus der Erde bricht (vgl. Gr. 3, 788; I. V. Zingerle, Germ. 2, 213 f.: Runze; v. Alpenburg, Myth. u. Sagen Tirols S. 55 f.: Die Runsa).

[25]) In der Laßb. Hds. des Liedes lautet der Name *Ebenrot*, im alten Drucke *Eberrot*, dagegen in der handschr. Vorrede des Heldenbuchs *Obendrott* (v. d. Hag. Heldenb. 1855, 1, CXV), in der Ausgabe desselben von 1509, Mij: *Abentrot*, übereinstimmend mit *Aventrod* der Thidr. S. Das mhd. masc. *âbentrôt* war zur Bildung eines männlichen Eigennamens tauglich (vgl. Myth. 710. D. Wörterb. 1, 23).

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

wider die Isunge ausgezogen; dieser gleichfalls auf den Sommergewinn weisende Kampf fehlt aber in den Rosengartenliedern, welche zum Gegner Wittichs den Hauptriesen Asprian bestellen, vielleicht eben in Folge davon, daß Dietrich selbst mit Siegfried zusammengeführt war. Näheres über Asprian gibt die Abhandlung. Der in ihr geltend gemachten mythologischen Anschauung wird es zu statten kommen, wenn sie sich an den größeren Verband des Riesengeschlechts, den die Beilage nachweist, anlehnen kann.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.